4 722 [1]

701 1044

XVIII 961
945
2633
Ak 54
1044
No 124.

Reisen

in

Südwest-Afrika

bis zum

See Ngami

in den Jahren 1850 bis 1854

von

Charles J. Andersson.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Hermann Lotze.

Mit acht Stahlstichen in Tondruck

von

Alexander Alboth,

und zahlreichen Holzschnitten.

Erster Band.

Leipzig,

Otto Purfürst.

BIBLIOTEKA NAUCZYC. PAŃSTW. GIMNAZ. WRÓBLEWSKIEGO
CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5166211

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N. BIBLIOTEKA
4728 [1]

Zbiornica
Księgozbiorów Zabezpieczonych
w Stalinogrodzie

N-4390705 NH-65114/TMK

Vorwort des Verfassers.

Dieser vorliegende Bericht über die Forschungen und Entdeckungen während vierjähriger Wanderungen in den Wildnissen Südwest-Afrikas umfaßt zwei Expeditionen innerhalb der Jahre 1850 und 1854. Auf der ersten dieser Expeditionen wurden die Länder der Damaras und der Ovambos besucht, die beide bis jetzt in Europa fast als terrae incognitae zu betrachten waren; die zweite Expedition erreichte den vor kurzem entdeckten See Ngami auf einem Wege, den zu bereisen bisher als eine Unmöglichkeit angesehen wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Weg, der kürzeste und beste, von nun an derjenige werden wird, auf welchem Handel und Civilisation in die um jenen See gelegenen Länder vordringen werden.

Die erste Reise wurde in der Gesellschaft des Mr. Francis Galton ausgeführt, des Verfassers eines Werkes über den unter den Tropen gelegenen Theil Südafrikas; bei der zweiten Reise war der Verfasser des vorliegenden Reisewerkes allein und auf seine eigenen, wenig bedeutenden Hülfsmittel beschränkt.

Man hatte dem Verfasser den Rath gegeben, da die erste Reise sich auf Gegenden bezog, die Galton in seinem

Buche schon beschrieben hatte, sich auf die Reise zu beschränken, die er allein unternahm, nachdem sein Reisegefährte sich von ihm getrennt hatte. Dies hatte in der That auch manchen Grund für sich. Bei näherer Erwägung hielt er es jedoch für das Beste, von Anfang zu beginnen, da er sonst nicht im Stande gewesen sein würde, eine zusammenhängende und in's Einzelne eingehende Beschreibung der Länder zu geben, die er besuchte. Außerdem verweilte der Verfasser zwei Jahre länger in Afrika als Galton, und so ist es ihm möglich geworden, nicht allein den richtigen Sachverhalt in Bezug auf manches zu entdecken, was beim ersten Anblick undeutlich und zweifelhaft erschien, sondern er hat auch Gelegenheit gehabt, den Kreis der Kenntnisse zu erweitern, die er selbst und sein Freund sich erworben hatten. Ferner waren sie längere Zeit von einander getrennt, und gerade in dieser Zeit hatte der Verfasser so manche Abenteuer, die in Galton's Reisebericht kaum angedeutet sind. Der Eindruck, den dieselben Verhältnisse auf verschiedene Personen machen, ist endlich im Allgemeinen ein höchst verschiedener; schon dies war an und für sich Grund genug für den Verfasser, dem Beschlusse treu zu bleiben, den er gefaßt hatte.

Wie man finden wird, hat der Verfasser die Länder, welche er besuchte, nicht nur im Allgemeinen beschrieben, sondern auch alles mitgetheilt, was er über ihre geologische Beschaffenheit und den wahrscheinlichen mineralogischen Reichthum derselben in Erfahrung bringen konnte. So gering diese Aufschlüsse auch sein mögen, hat er doch die Befriedigung, daß die Winke, die er am Kap und anderwärts gegeben, nicht unbeachtet geblieben sind, sondern daß eine Gesellschaft zur Ausbeute der mineralischen Schätze sich bildete und dahin einschlagende Arbeiten jetzt in Gegenden vor-

genommen werden, wo man sich zeither nichts von solchen Unternehmungen versprach.

Der Verfasser hat auch ziemlich ausführlich von den religiösen Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten der den Europäern zeither fast ganz unbekannten Völkerstämme gesprochen, die er auf seiner Reise besuchte. Er hat auch ihren Aberglauben nicht unberücksichtigt gelassen, da, wie man mit vollem Rechte behauptet, man auf die religiösen Traditionen der Wilden nie genug achten kann. In dieser Beziehung muß man natürlich sehr vorsichtig sein, denn wenn man alles buchstäblich nehmen wollte, würden viele und bedeutende Irrthümer entstehen. Bei genauer Betrachtung dessen aber, was mancher für den gröbsten Aberglauben hält, bekommt man nicht nur Kenntniß von den intellektuellen Fähigkeiten der uncivilisirten Völker, sondern auch von manchen interessanten Thatsachen in Bezug auf die geographische Vertheilung der Menschen und Thiere.

Die zahlreichen Individuen der niedern Thierwelt stehen im innigsten Zusammenhange mit dem Haushalt der Menschen, und manche unter den vierfüßigen Thieren und Vögeln, deren Heimath in den vom Verfasser besuchten Theilen Süd-Afrikas ist, sind nur unvollkommen bekannt; er hat es daher für vortheilhaft angesehen, ihre Lebensweise u. s. w. mit Ausführlichkeit zu beschreiben, namentlich da Naturgeschichte von Jugend auf sein Lieblingsstudium gewesen und noch immer der Gegenstand ist, in dem er sich heimisch fühlt. Wenn auch seine Angaben über Rhinoceros, Flußpferd, Kudu, Strauß und die fast unzählbaren Thierarten, die in Afrikas Wüsteneien leben, dem Mann der Wissenschaft bekannt sein mögen, so hofft er doch, daß der Leser im Allgemeinen hier manches finden wird, was er vorher nicht wußte.

Der Verfasser hat es versucht, auf den folgenden Blättern einfach und anspruchslos seine Erfahrungen mitzutheilen, die Eindrücke und Gefühle unter Verhältnissen zu beschreiben, die oft unangenehm genug waren. Er wünscht nichts, als die Beachtung, die man einem Jeden schenkt, dessen Herzenswunsch es ist, nützlich zu sein, und die Sache der Wissenschaft zu fördern.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine Bahn als Forscher und Vorläufer im Dienste der Wissenschaft und des Handels bereits geschlossen ist. Er hegt jedoch die bescheidene Hoffnung, daß das Wenige, was er zu thun im Stande war, nicht nutzlos sein wird.

Als er in Afrika landete, mußte er gewöhnlich zu Fuß ganze Tage lang wandern, ohne auf die Hitze Rücksicht nehmen, oder an das Reiten oder ein anderes Transportmittel denken zu können. Er hatte sich daran gewöhnt, mit den Eingeborenen an Ausdauer zu wetteifern; aber die Mühen und Anstrengungen haben seine Gesundheit untergraben und den Grund zu einer Krankheit gelegt, die er wohl bis zu seinem Tode behalten wird. So seltsam ist jedoch die menschliche Natur, daß er, wenn die Umstände es erlaubten, gern wieder zu jenem Leben voll Entbehrungen und Beschwerden zurückkehren würde.

Vorwort des Uebersetzers.

An dieses vorstehende Vorwort Charles John Anderssons, des Verfassers dieser Reise in Südwest-Afrika, haben wir nur Weniges hinzuzufügen. Die Wichtigkeit der Erforschung Afrikas hat in der neueren Zeit so manchen kühnen Reisenden begeistert, und die Namen Barth und Vogel sind jetzt in aller Munde. Der Erstere ist glücklich nach Europa zurückgekehrt, während das Schicksal des Letzteren leider immer noch in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist. Wenngleich das Vordringen vom Kapland aus in das Innere Afrikas keineswegs mit den Schwierigkeiten verbunden ist, wie die Unternehmungen der genannten Reisenden, so giebt es doch auch hier Entbehrungen und Beschwerden aller Art zu überwinden, und die Namen Francis Fleming (vgl. dessen **Southern Africa. A Geographical and Natural History of the country, colonies, and inhabitants from the Cape of Good Hope to Angola**), Livingstone, dessen Werk eben erscheint, Francis Galton, und Charles John Andersson, abgesehen von andern weniger bedeutenden, werden immer in Ehren bleiben.

Andersson's Werk erschien englisch 1855 zu London unter dem Titel: **Lake Ngami; or, Explorations and Discoveries, during four years' wanderings in the wilds of South-Western-Africa. With a map and numerous illustrations**, welcher ersten Ausgabe schon im Jahre 1856 eine zweite folgte. Gustaf Thomée übersetzte das Werk schwedisch unter dem Titel: **Sjön Ngami. Forskningar och Upptäckter undar fyra års vandringar i Syd-**

vestra Afrika. Stockholm 1856. Diese schwedische Ausgabe und nicht die englische haben wir hier übersetzt. Den Grund dazu enthalten folgende Worte, welche in der schwedischen Uebersetzung am Ende des Vorworts stehen. Thomée sagt nämlich:

„In Bezug auf gegenwärtige Uebersetzung muß bemerkt werden, daß sie nach einem vom Verfasser (Anderssson) eigenhändig corrigirten Exemplare des englischen Originals gemacht wurde, worin verschiedene Veränderungen vorgenommen und Zusätze beigefügt waren. Was den naturwissenschaftlichen Theil der Uebersetzung betrifft, so hat Herr Professor Sundevall dem Uebersetzer gütigst seine Hülfe zu Theil werden lassen, für welche derselbe nur auf diese Weise seinen Dank aussprechen kann, sowie für die Anweisungen und Rathschläge, welche der Herr Professor im Uebrigen ihm mitzutheilen die Güte hatte."

Hierin lag wohl Grund genug für uns, die schwedische Uebersetzung dem englischen Originale vorzuziehen; doch haben wir auch das letztere stets zur Hand gehabt und verglichen.

Dem ersten Bande, welcher die gemeinsame Reise Galton's und Andersson's enthält, wird in kürzester Zeit der zweite Band folgen, in welchem wir Andersson bis an den See Ngami begleiten. Auch wird dem zweiten Bande die unentbehrliche Karte und ein Register beigegeben werden.

Schließlich wünschen wir dieser Uebersetzung dieselbe freundliche Aufnahme, welche das englische Original gefunden hat.

Leipzig, am 25. Sept. 1857.

Dr. Hermann Lotze.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite

Abreise von Schweden. — Lebhafte Träume. — Brüderliche Liebe. — Ein lockendes Anerbieten. — Vorbereitungen zu einer Reise nach Afrika. — Abreise von England. — Ankunft am Kap. — Die Kapstadt und ihre Bewohner. — Der Tafelberg. — Anekdote vom Kap. — Zurüstungen zu einem Zuge in das Innere. — Abreise nach der Wallfischbai. 1

Zweites Kapitel.

Ankunft in der Wallfischbai. — Ueberblick. — Der Hafen. — Wassermangel. — Möglichkeit eines einträglichen Handels. — Fische. — Wildes Geflügel. — Luftspiegelung. — Sand-Fountain. — Insekten. — Die Naras. — Mangel an Vierfüßlern. — Zusammentreffen mit Hottentotten. — Ihre Unsauberkeit. — Die Weckuhr. — Ausflüge. — Löwenjagd. — Ankunft in Scheppmansdorf. — Beschreibung dieses Ortes. — Leben der Missionare. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Die Wagen der Missionare. 14

Drittes Kapitel.

Vorbereitungen zur Reise. — Wie man Ochsen zähmt. — Abreise von Scheppmansdorf. — Ein wüthender Ochse. — Die Naariy-Ebene. — Die Scharlachblume. — Der Paß Usap. — Der Fluß Swakop. — Rhinocerosspuren. — Anekdote von diesem Thiere. — Ein Sonnenaufgang unter dem Wendekreis. — Leiden von Wärme und Durst. — Ankunft in Daviey; große Menge Löwen. — Ein Pferd und ein Maulthier werden von ihnen getödtet. — Der Verfasser auf der Löwenjagd. — Ein Trupp Löwen. — Erfolglose Jagd. — Mahlzeit von Mauleselfleisch. 31

Viertes Kapitel.

Gnu und Gemsbock. — Verfolgung eines Rhinoceros. — Giftige Fliege. — Acacienfrucht als Viehfutter. — Sonnenstich. — Kammpapageien. — Wir schießen eine Giraffe. — Tjobis-Fountain. — Selt-

Seite

sames Omelette. — Eßbares Gummi. — Ankunft in Richterfeldt. — Herr Rath und die Missionen. — Die Damaras und ihre Sitten u. s. w. — Wir werden von Löwen beunruhigt. — Panischer Schreck. — Pferdekrankheit. 46

Fünftes Kapitel.

Hans Larsen und seine Thaten. — Er tritt der Expedition bei. — Wie man auf Ochsen reitet. — Rhinocerosjagd. — Der Tod des Thieres. — Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Anekdoten zur Bewahrheitung dieses Sprüchworts. — Hans und der Löwe. — Der Doktor in Aengsten. — Leiden auf der Naarip-Ebene. — Ankunft in Scheppmansdorf. 60

Sechstes Kapitel.

Zurückkunft nach Scheppmansdorf. — Die Tragochsen werden dressirt. — Jagdbeute. — Der Pelikan. — Der Würger; Sage von diesem Vogel. — Vorbereitungen zur Reise. — Beschreibung unserer Diener. 70

Siebentes Kapitel.

Abreise von Scheppmansdorf. — Die Ochsen sind gleich im Anfange widerspenstig. — Das Tincas-Gebirge. — Reisen bei Nacht. — Rhinocerosjagd. — Der Verfasser ist in Gefahr, zum zweiten Male vom Sonnenstich befallen zu werden. — Die Ouanis. — Ein dort ansässiger Stamm der Berg-Damaras. — Eigenthümliche Art zu rauchen bei diesem Volke. — Wirkungen des Rauchens. — Euphorbia Candelabrum. — Merkwürdige Eigenschaften dieses Pflanzengiftes. — Perlhühner; beste Art sie zu schießen. — Zusammentreffen mit einer Heerde Giraffen. — Tjobis-Fountain. — Löwenangriff. — Wunderbare Rettung. — Ankunft in Richterfeldt. 78

Achtes Kapitel.

Ein herzliches Willkommen. — Das Lager wird verändert. — Eine unerwartete Erscheinung. — Kühnheit des Wildes. — Löwen ihrer Beute beraubt. — Unerträgliche Hitze. — Eigenthümliche Wirkung der übermäßigen Hitze. — Abreise nach Barmen. — Zusammentreffen mit einer Heerde Zebras. — Ihr Fleisch ist dem Wildpret nicht zu vergleichen. — Klage des Missionars. — Eine unglückliche Katastrophe. — Kameel-doorn. — Burton-Fountain. — Der Skorpion. — Ankunft in Barmen. 93

Neuntes Kapitel.

Barmen. — Ein Gewitter unter den Tropen. — Ein Mann wird vom Blitz erschlagen. — Warme Quelle. — Mr. Hahn; seine Thä-

Seite

tigkeit als Missionar und seine Aussaat auf felsigen Boden. — Der See Omanbondè. — Mr. Galton's Friedensbotschaft. — Der Verfasser trifft einen Löwen, der es nicht wagt, sich in einen Kampf einzulassen. — Merkwürdige Gnujagd. — Zwei Fliegen auf einen Schlag. — Löwenjagd. — Der Verfasser entgeht durch ein Wunder dem Tode. — Was es für Folgen hat, wenn man seine Büchse am Sonntage gebraucht. 106

Zehntes Kapitel.

Feier des Weihnachtsfestes in der Wüste. — Mr. Galton's Rückkehr vom Erongo-Berge. — Er durchreist eine große Menge Dörfer. — Große Trockenheit; die Eingeborenen haben die Wahl zwischen zwei Uebeln. — Die Berg-Damaras. — Die Damaras sind ein Hirtenvolk. — Das ganze Land ist allgemeines Eigenthum. — Ungeheuer große Viehheerden. — Sie sind der Vegetation ebenso schädlich wie die Heuschreckenschwärme. — Abreise von Richterfeldt. — Der Verfasser tödtet einen Oryx. — Die Ochsen werden widerspenstig. — Gefahren beim Ueberschreiten trockener Flußbetten, wenn die Regenzeit sich nähert. — Gesandtschaft von Jonker Afrikaner. — Meuterei unter unseren Leuten. — Abreise nach Schmelen's Hope. 120

Elftes Kapitel.

Schmelen's Hope. — Umschau. — Die Missionsstation. — Raubzug der Namaquas. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Jonker's Krieg mit Kahichenè; seine Grausamkeit; sein Verrath. — Mr. Galton reist nach Eikhams. — Die glücklichen Jagdausflüge des Verfassers. — Er fängt einen jungen Steinbock und ein Kudu. — Diese lassen sich leicht zähmen. — Die Hyänen machen viel Verdruß; viele von ihnen fallen durch den Selbstschuß. — Beschreibung desselben. — Besuch eines Leoparden und sein Tod. — Der Karakal 129

Zwölftes Kapitel.

Wildes Geflügel in Menge. — Die große Trappe. — Termiten. — Wilde Bienen. — Pilze. — Der Häuptling Zwartboi. — Mr. Galton's Zurückkunft. — Er schließt mit Jonker einen Vertrag. — Er besucht Rehoboth. — John Waggoner's und Gabriel's Betragen. — Wechsel der Diener. — Raupen in großer Menge. — Eine Recognoscirung. — Gewitter. — Die Omatako-Berge. — Zebrafleisch in der Stunde der Noth. — Tropisches Phänomen. — Die Damaras sind keine Freunde der Wahrheit. — Nachtlager in einem Ameisenhaufen. — Rückreise nach Schmelen's Hope. — Vorbereitung zu einem Besuche des Omanbondè. 139

Dreizehntes Kapitel.

Seite

Abreise von Schmelen's Hope. — Zusammentreffen mit Kahichenè. — Ochsendiebstahl. — Summarische Gerechtigkeit. — Aberglaube. — Ein alter Bekannter. — Sonderbare Gewohnheit. — Gefräßigkeit des Damara-Volkes. — Wie sie das Fleisch nach der Elle und nicht nach dem Pfunde essen. — Abergläubische Gewohnheit. — Ein unbekanntes Thier. — Der Verfasser verirrt sich. — Verheerungen der Termiten. — „Bitte, setze dich hier und warte!" — Prächtige Quelle. — Ruinen von Damara-Dörfern. — Kriegsverheerungen. — Zusammentreffen mit Buschmännern. — Zusammentreffen mit Damaras. — Mühen und Beschwerden, auf welche Reisende in Afrika gefaßt sein müssen. — Wir erreichen den See Omanbondè. — Getäuschte Erwartungen. 152

Vierzehntes Kapitel.

Flußpferde im Omanbondè. — Beschreibung der Vegetation u. s. w. — Mangel an Wild. — Kampf zwischen einem Elephanten und einem Rhinoceros. — „Vorwärts oder rückwärts!" — Günstige Nachrichten vom Ovambo-Lande. — Wir beschließen dahin zu reisen. — Recognoscirung. — Abreise vom Omanbondè. — Der Verfasser schießt eine Giraffe. — Prächtige Luftspiegelung. — Die Fächerpalme. — Unser Wegweiser läuft davon. — Ankunft in Okamabuti. — Mißglückte Elephantenjagd. — Vegetation. — Unglück mit den Wagen. — Wir müssen auf Ochsen weiter reisen. — Die Expedition verirrt sich. — Baboon-Fountain. — Zusammentreffen mit dem Ovambo-Volke; ihr Aussehen u. s. w. — Zurückkunft in das Lager. — Ein Elephant geschossen. — Entdeckung einer merkwürdigen Pflanze. — Unsittlichkeit. — Betrachtungen. 171

Funfzehntes Kapitel.

Abreise von Okamabuti. — Besuch eines Löwen. — Amulete. — Wir kommen wieder nach Baboon-Fountain. — Otjikoto; wunderbares Naturspiel; merkwürdige Höhle. — Die Eingeborenen können nicht schwimmen. — Fischreichthum in Otjikoto; unermeßliche Schwärme Tauben. — Panischer Schreck der Ovambos, als sie uns Vögel im Fluge schießen sehen. — Ankunft in Omutjamatunda. — Ein schmieriges Willkommen. — Enten und Vögel vom Geschlecht der Steppenhühner in großer Menge. — Der Verfasser in Gefahr zu verbrennen. — Salzkessel. — Ein zweites Paradies. — Gastfreundschaftliches Zusammentreffen. — Vegetation. — Patriarchalische Lebensweise. — Zahl der Bevölkerung. — Riesengroße Schweine. — Ankunft in der Residenz des Königs Nangoro. 190

Sechzehntes Kapitel.

Nangoro's Besuch. — Seine unglaubliche Korpulenz. — In Afrika muß man fett sein, um eine Krone zu tragen. — Der König setzt keinen

Seite

hohen Werth auf die Beredtsamkeit. — Die Eingeborenen erstaunen über unsere Feuergewehre. — Wie man das Gesichterschneiden vertreibt. — Ball im Palaste. — Außerordentlich anziehende und liebenswürdige Damen. — Ihre Tracht, ihr Schmuck u. s. w. — Die Redlichkeit der Ovambos. — Ihre Güte gegen Arme, ihre Vaterlandsliebe und Gastfreundschaft. — Auch eine Art zu essen. — Mangel an Sittlichkeit. — Erbfolgegesetz. — Die Religion des Volkes. — Ihre Häuser und Wohnungen. — Hausthiere. — Ackerbaugeräthschaften. — Die Art, das Land zu bauen. — Gegenstände des Tauschhandels. — Metallarbeiten. . . . 205

Siebzehntes Kapitel.

Der Fluß Cunenè. — Die Reisenden sind gewissermaßen Landesgefangene. — Königliche Rache. — Königliche Freigebigkeit. — Abreise von Ondonga. — Leiden durch Kälte und Folge davon. — Zurückkunft nach Okamabuti. — Damara-Frauen von Buschmännern ermordet. — Reisezurüstungen. — Wir bekommen Führer. — Abreise von Tjopopa's Kraal. — Reichliches Wildpret. — Der Verfasser und drei Löwen machen gemeinsame Jagd auf Antilopen. — Außergewöhnlicher Besuch. — Der Schutzengel des Rhinoceros. — Textor erythrorhynchus. — Amadina squamifrons; ihr merkwürdiger Bau. — Rückreise nach Barmen. 220

Achtzehntes Kapitel.

Das Damara-Volk. — Woher ist es gekommen? — Seine Eroberungen. — Das Blatt wendet sich. — Das Land der Damaras ist nur theilweis bewohnt. — Klima. — Jahreszeiten. — Mythologie. — Religion. — Aberglaube. — Ehe. — Polygamie. — Kinder. — Beschneidung. — Sie begraben ihre Todten. — Wie sie um dieselben trauern. — Kinder werden lebendig begraben. — Beerdigung des Häuptlings und damit zusammenhängender Aberglaube. — Krankheiten. — Die Damaras leben nicht lange; Gründe davon. — Ihre Nahrungsmittel. — Musik und Tanz. — Wie sie schwören. — Beschränkte Macht des Häuptlings. — Trägheit des Volkes. — Zahlwörter. — Astronomie. — Hausthiere und ihre Krankheiten. 232

Neunzehntes Kapitel.

Es wird ein Bote nach der Kapstadt geschickt. — Abreise von Barmen. — Eikhams. — Eyerbrecht. — Abreise von Eikhams. — Elephant-Fountain. — Tunobis. — Ungeheure Menge Wild. — Jagd bei Nacht unter dem „Schirme". — Der Verfasser schwebt mehrmals in augenscheinlicher Lebensgefahr. — Der Versuch den Ngami zu erreichen mißglückt. — Die Expedition tritt die Rückkehr an. — Ankunft bei Elephant-Fountain. — Mortar der Koch macht Seife. — Fallgruben. — Ein Nachtabenteuer. — Mangel an Wild. — Wir treffen Hans. —

Seite

Gefahr durch Vergiftung. — Ankunft an der Wallfischbai. — Ein Abenteuer in einer Tonne. — Außerordentliche Sterblichkeit unter den Fischen. — Der Verfasser wird mit großer Mühe vom Tode des Ertrinkens gerettet. — Ankunft des Missionarschiffes. — Briefe aus der Heimath. — Mr. Galton kehrt nach Europa zurück. — Betrachtungen. 250

Zwanzigstes Kapitel.

Fang junger Strauße. — Naturgeschichte des Straußes; Orte, wo man ihn findet; Beschreibung des Straußes; seine Größe, Gewicht, Alter, Stimme, Stärke, Schnelligkeit, Lebensmittel, Fortpflanzung, Ausbrüten der Eier; Schlauheit der Strauße; man findet Steine in den Eiern; die Jungen; Fleisch des Straußes. — Straußengehirn, ein Leckerbissen der Römer. — Straußeneier werden hoch geachtet. — Wozu man die Eierschalen verwendet. — Straußenfedern als Handelsartikel. — Straußenfedersonnenschirme. — Zerstörungswuth und Lebensweise des Vogels. — Er hat Aehnlichkeit mit den Vierfüßlern. — Wie man ihn zähmt. — Straußenjagd. — Schlingen. — Sinnreiches Mittel, Strauße zu fangen. — Die Feinde des Straußes. 272

Erstes Kapitel.

Abreise von Schweden. — Lebhafte Träume. — Brüderliche Liebe. — Ein lockendes Anerbieten. — Vorbereitungen zu einer Reise nach Afrika. — Abreise von England. — Ankunft am Kap. — Die Kapstadt und ihre Bewohner. — Der Tafelberg. — Anekdote vom Kap. — Zurüstungen zu einem Zuge in das Innere. — Abreise nach der Wallfischbai.

Es war gegen Ende des Jahres 1849, als ich auf einem Segelschiff von Göteborg nach Hull reiste, wo ich nach einer vierzehntägigen beschwerlichen und selbst gefährlichen Reise ankam. Obgleich Schwede von Geburt, bin ich doch halb Engländer durch Verwandtschaft, und gern befand ich mich zum zweiten Male in einem Lande, das mir durch die Bande des Blutes und durch die Erinnerung an früher genossene Gastfreundschaft theuer geworden war.

Mein Aufenthalt in England sollte jedoch nur kurze Zeit dauern. Ich hatte eine beträchtliche Anzahl lebendiger Vögel und vierfüßiger Thiere mitgenommen, nebst zahlreichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, den Früchten mancher lustigen Jagdexcursion in die Berge, Seen und Wälder meines Vaterlandes. Diese Sammlungen wünschte ich in England zu verkaufen und

dann meine Reisen fortzusetzen, obgleich ich mich noch nicht für einen bestimmten Erdtheil entschlossen hatte.

Von meiner frühesten Jugend an hatten mich lebhafte Träume in die Wildnisse Afrika's versetzt. Leidenschaftlich für das Reisen eingenommen, seit meiner Kindheit mit Jagd und Wald vertraut, Freund naturwissenschaftlicher Studien, und, wie ich versichern kann, begierig mich der Mitwelt irgendwie nützlich zu machen, sehnte ich mich außerordentlich, einen Theil jenes Continents zu erforschen, wo ich alle meine Neigungen vollständig befriedigen zu können hoffte, und wo noch Vieles in tiefes Dunkel gehüllt ist, was zu allgemeinem Nutzen an das Licht gebracht zu werden verdiente. Allein die Unkosten einer solchen Reise waren für mich ein unübersteigliches Hinderniß. Deßhalb hatte ich seit langer Zeit jeden Gedanken daran aufgegeben und richtete dafür meinen Blick nordwärts, nach Island, wohin ich möglicherweise kommen konnte, und wo ich die Eigenschaften und die Lebensweise seltener vorkommender Vogelarten der nordischen Fauna studiren wollte. Während meiner Anwesenheit in Hull sprach ich daher mit einigen Capitänen von Wallfischfahrern über diesen meinen Plan, und hatte fast alle Anordnungen getroffen, als eine in Privatangelegenheiten nach London unternommene Reise meiner Bestimmung eine völlig andere Richtung gab.

Ehe ich Hull verließ, war ich Zeuge jener gegenseitigen Zärtlichkeit, welche man nicht selten selbst unter den wildesten Thieren antrifft. Durch die Güte des Sekretärs der zoologischen Gesellschaft in Hull hatte ich die Erlaubniß erhalten, meine Sammlungen in dem Garten dieser Gesellschaft unterzubringen. Unter andern hatte ich zwei braune Bären, Zwillinge, etwas über ein Jahr alt, die wie Kätzchen spielten, so lange sie beisammen waren. Man konnte ihnen in der That nichts Aergeres zufügen, als sie, wenn auch nur für eine kurze Zeit, von einander

zu trennen. Aber doch zeigte sich ein großer Unterschied in ihrem Charakter. Der eine von ihnen war gutmüthig und fromm wie ein Lamm, während der andere oft mürrische und hinterlistige Züge durchblicken ließ. Es bot sich die Gelegenheit, das erstere dieser Thiere zu verkaufen, und nach langem Zögern entschloß ich mich, es von seinem Bruder zu trennen.

Es währte lange, ehe ich mir diese That verzeihen konnte. Als ich den Tag nach Abschluß des Verkaufs, wie gewöhnlich, meine Sammlung inspicirte, kam einer der Wärter mir in der größten Eile entgegen und rief: „Ein Glück, daß Sie kommen, Herr! Ihr Bär ist toll geworden.“ Darauf erzählte er mir, daß das Thier während der Nacht seinen Käfig durchbrochen habe und am Morgen im Garten frei herumlaufend gefunden worden sei. Glücklicherweise war es dem Wärter gelungen, den Bär gerade in dem Augenblicke, als er in das Freie entfliehen wollte, zu erwischen und mit Hülfe einiger Männer wieder in Gewahrsam zu bringen. Allein der Bär weigerte sich irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, und raste auf eine so erschreckliche Weise, daß, wenn man nicht im Stande gewesen wäre ihn zu bändigen, er augenscheinlich Unheil angerichtet haben würde.

Als ich zu dem Käfig kam, fand ich den armen Bär in der entsetzlichsten Wuth; er kratzte mit den Tatzen den hölzernen Fußboden auf und benagte das Gitter mit seinen kräftigen Zähnen. Kaum aber hatte ich die Thür geöffnet, als er wüthend auf mich losſprang und mit seinen mächtigen Tatzen wiederholte Schläge nach mir führte. Ich hatte ihn aber von klein an aufgezogen, und wir hatten unsere Kräfte zu oft an einander erprobt, als daß ich mich jetzt vor ihm hätte fürchten sollen, und sobald ich ihn in eine Ecke seines Käfigs gedrängt hatte, blieb er daselbst stehen und heulte auf die erbarmungswürdigste Weise. Es that mir schmerzlich weh, dieses arme Thier mit seinen blut-

unterlaufenen, aus den Höhlen hervortretenden Augen zu sehen, Schnauze und Brust mit weißem Schaum und den ganzen Körper mit Schmuz bedeckt. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß mir bei diesem Anblick die Thränen in die Augen traten. Weder Schläge noch liebkosende Worte machten Eindruck auf ihn; er wurde nur noch mehr gereizt und wüthend, und ich sah deutlich ein, daß kein anderer Weg übrig bleiben würde, als ihn entweder zu erschießen, oder ihm seinen Kameraden wieder zu verschaffen. Ich wählte den letzteren Ausweg, und der Käufer des andern Bären, mein gütiger Freund, Sir Henry Hunloke, erklärte sich bereit, auch diesen zu nehmen, sobald er gehört hatte, wie die Sache sich verhielt.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in London führte Sir Hyde Parker, ein anderer werther Freund von mir und „König der Fischer", mich bei Mr. Francis Galton ein, der eben im Begriff war eine Expedition in das südliche Afrika anzutreten. Seine Absicht war, die unbekannten Gegenden jenseit der Grenzen der Kapcolonie zu erforschen und wo möglich bis an den eben erst entdeckten Ngami-See vorzudringen. Als er hörte, daß ich ebenfalls die Absicht zu reisen hatte und wir nach vielen Seiten hin in Geschmack und Denkungsart übereinstimmten, schlug er mir vor, meine im Laufe des Gesprächs erwähnte Fahrt nach dem fernen Norden aufzugeben und ihn nach dem Süden zu begleiten, indem er zugleich versprach, alle Reisekosten zu bestreiten. Dieses Anerbieten weckte in mir all meinen früheren Ehrgeiz, und obschon nicht blind gegen die Schwierigkeiten und Gefahren, welche nothwendig im Gefolge einer solchen Expedition sein mußten, nahm ich nach einigem Zögern Mr. Galton's lockenden und liberalen Vorschlag an.

Die Vorbereitungen zu unserer langen und gefährlichen Reise wurden nun ohne Zeitverlust getroffen, und eine ungeheure Menge Waaren aller Art schleunigst zusammengeschafft, die theils

zum Tauschhandel, theils zu Geschenken für die Häuptlinge der Wilden bestimmt waren. Musketen, lange Messer, Jagdspieße, Beile, Aexte, Einlegemesser, Messer mit Feuerstahl, holländische Feuerzeuge, Dolche, Brenngläser, Compasse, vergoldete Kupfer- und Messingringe, Fuchseisen, Rattenfallen, alte Militärmontirungen, abgelegte Gesandtenuniformen, — diese und eine Menge anderer Artikel, welche einzeln aufzuführen zu lang sein würde, bildeten unser Waarenlager.

Außerdem versahen wir uns noch, größtentheils zu unserem eigenen Gebrauche, mit Schießgewehren, einer großen Menge Munition aller Art, den nöthigen Instrumenten, um Beobachtungen anzustellen, Präparaten zur Aufbewahrung naturhistorischer Gegenstände, Schreibmaterialien, Zeichenbüchern, Farben, Bleistiften, Kochtöpfen, Messern, Gabeln, Schüsseln u. s. w.

Es schien auch rathsam, Boote mitzunehmen, um sich ihrer auf dem Ngami-See zu bedienen, da die Fahrzeuge der Eingeborenen höchst unzuverlässig sind. Wir versahen uns deßhalb mit dreien, deren jedes seinem besondern Zwecke gemäß eingerichtet war.

Als wir uns nun auf diese Weise so gut als möglich auf alle denkbaren Zufälle gerüstet hatten, begaben wir uns mit unserm Gepäck an Bord des eleganten, aber unglücklichen Schiffes Dalhousie.*) Hier fanden wir zu unserm Verdruß außer einer Anzahl anderer Passagiere einige Hundert Auswanderer, deren Reiseziel das Kap der guten Hoffnung war. Allein anstatt daß diese, wie wir zuerst glaubten, uns lästig fielen, fanden wir bald, daß

*) Bei einem Sturme an der englischen Küste scheiterte die Dalhousie und sank nach einer halben Stunde. Mit Ausnahme einer einzigen Person wurde Niemand an Bord gerettet. Von den vielen Fahrzeugen, die ich auf meinen Reisen benutzt habe, ist die Dalhousie das dritte, welches, nachdem ich es kaum verlassen, unterging.

sie wesentlich zur Erheiterung und Zerstreuung auf unserer langen und ermüdenden Reise beitrugen.

Es liegt indeß nicht in meiner Absicht, die Leser mit den Einzelnheiten unserer Reise nach dem Kap zu belästigen. Ich will nur erwähnen, daß wir nach einigen Tagen Aufenthalt in Plymouth am 7. April 1850 in See gingen, und auf der Fahrt dem gewöhnlichen Wechsel von gutem und schlechtem Wetter ausgesetzt waren. Einmal trug uns ein günstiger Wind bei der lieblichen Insel Madeira vorüber und zwar so nahe, daß wir die herrlichen Weingärten und die netten, freundlichen Häuser, welche am Bergesabhang bis zum Gipfel hinauf ausgestreut liegen, genau unterscheiden konnten; und ein andermal verschlugen uns starke und widrige Winde so weit westwärts, daß wir die Küste von Südamerika in Sicht bekamen, bis endlich in der Nacht auf den 23. Juni das vielersehnte Land sich zeigte, und wir am folgenden Mittag in der Tafelbai, nach einer Reise von sechsundachtzig Tagen, vor Anker gingen. Wir hatten also wenigstens ein Drittel Zeit mehr gebraucht, als man durchschnittlich für diese Fahrt annimmt. Als wir in die Bai einfuhren, begrüßten meine Augen mit Freuden das reizende Panorama der Kapstadt mit dem malerischen Tafelberge, der sich unmittelbar im Hintergrunde erhebt.

Wir landeten und nahmen unsere Wohnung in Welch's Hotel. Unsere Absicht war, uns nur kurze Zeit in der Kapstadt aufzuhalten, um daselbst Erkundigungen einzuziehen über den Weg, den wir einzuschlagen hätten, und uns Alles zu verschaffen, was ferner für unsere Reise nöthig sein könnte. Wir wollten uns nämlich auf dem Landweg nach Norden wenden und dem Laufe des Trans-Vaal-Flusses folgen. Man wird jedoch bald sehen, daß unsere Pläne in dieser Hinsicht ganz und gar vereitelt wurden.

Dem Leser eine vollständige Beschreibung der Kapstadt zu

geben, wäre wirklich überflüssig. Auch befürchte ich, daß ich von andern Reisebeschreibern in mancher Hinsicht abweichen würde.

Die Kapstadt wird im Allgemeinen als ein netter und reinlicher Ort geschildert; aber bei aller Achtung vor dem Urtheile Anderer muß ich erklären, daß ich entschieden entgegengesetzter Ansicht bin. So sind z. B. sämmtliche Straßen ungepflastert und außerdem zur Hälfte mit dem Auskehricht der Läden und Magazine angefüllt, welcher daselbst liegen bleibt, bis ein wohlthätiger Platzregen ihn hinwegspült. Die Stadt ist zwar regelmäßig angelegt und hat breite Straßen, welche sich in rechten Winkeln schneiden; aber da fast alle wohlhabende Leute auf dem Lande wohnen, sieht man nur wenig schöne Gebäude, von denen der größte Theil in holländischem Stile errichtet sind. Hier wie überall, wo die Engländer festen Fuß gefaßt haben, sieht man jedoch deutlich, daß es vorwärts geht, und da die Colonie jetzt ihre eigene Gesetzgebung hat, werden sich in Kurzem diese Fortschritte ohne Zweifel noch fühlbarer machen.

Man kann nicht einen Tag in der Kapstadt zubringen, ohne mit Erstaunen die unendliche Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Menschenracen zu beobachten, die sich auf ihren Straßen bewegen; Inder, Chinesen, Malaien, Kaffern, Betjuanen, Hottentotten, Kreolen, Afrikander, zahlreiche Mischlingsracen, Neger aller Art von der West- und Ostküste Afrika's, und Europäer aus allen Ländern bilden die bunte Bevölkerung dieser Stadt.

Unter allen diesen, mit Ausnahme der Europäer, sind die Malaien die wichtigsten und zahlreichsten. Sie machen in der That einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung aus und sind außerdem durch Fleiß und Nüchternheit bemerkenswerth. Viele unter ihnen sind sehr wohlhabend und halten sich eigene Equipagen. Sie bekennen sich zur muhammedanischen Religion und haben eigene Priester und Bethäuser. Zwei Drittel der Woche

arbeiten sie unermüdlich, den übrigen Theil aber überlassen sie sich der Erholung, und verwenden viel Zeit und Geld auf die Kleidung. Namentlich gilt dies von den Frauen. Diese tragen selten eine Kopfbedeckung, wogegen die Männer ein rothes Tuch um den Kopf schlingen, worüber sie einen ungeheuer großen, regenschirmartigen Strohhut tragen, der vortrefflich die Sonnenstrahlen abwehrt, aber bei stürmischem Wetter unnütz und beschwerlich ist.

Ein Malaie.

Im Allgemeinen sind die Malaien ehrlich und zuverlässig, aber haben die sonderbare Gewohnheit, an einem gewissen Tage im Jahre sich alle mögliche Mühe zu geben, um das Federvieh ihrer Nachbarn zu stehlen, was wie in Sparta nicht für entehrend gehalten wird, wenn sie sich nur nicht auf frischer That erwischen lassen.

In der Kapstadt zu sein, ohne den weit berühmten Tafelberg zu besteigen, war natürlich undenkbar. Gleichwohl ist dies nicht immer ohne Gefahren auszuführen. Von der Stadt her kann man den Gipfel nicht anders erreichen, als auf einem schmalen und gefährlichen Pfade; von der entgegengesetzten Seite aber kann man den Tafelberg hinaufreiten, wenn auch mit einiger Schwierigkeit. Der ganze Bergabhang ist außerdem von zahlreichen tiefen Schluchten durchschnitten, welche noch gefährlicher werden durch die dichten Nebel, die zu gewissen Zeiten des Jahres plötzlich aus dem Meere aufsteigen.

An einem schönen Abend war ich absichtslos dem Fuße des Berges nahe gekommen, und der Gipfel desselben schien mir so nahe und so einladend, daß ich, obgleich die Sonne schon dem Untergange nahe war, doch den Berg zu besteigen beschloß. Gleich im Anfang kam ich vom Fußsteig ab; aber da ich von

jeher an's Bergeklettern gewöhnt war, ließ ich mich dadurch nicht abschrecken. Das Unternehmen zeigte sich jedoch bedenklicher, als ich mir gedacht hatte, und die breite Sonnenscheibe hatte bereits den Horizont erreicht, als ich auf dem Gipfel ankam. Das prachtvolle Schauspiel, welches ich vor mir hatte, entschädigte mich indeß reichlich für meine Mühe. Aber nur eine kurze Stunde konnte ich mich dieses Anblickes erfreuen; schnell breitete sich das Dunkel über das untenliegende Thal aus, und da in diesem Himmelsstrich vom Licht zum Dunkel nur ein Schritt ist, mußte ich mich auf den Rückweg begeben, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren. Ich gestehe, das dies nicht ohne Furcht geschah, denn meine Lage war nichts weniger als angenehm, besonders da die Dunkelheit immer schwärzer wurde, und die fürchterlichen Schluchten unter meinen Füßen gähnten. Der Sicherheit wegen fand ich es für nothwendig, die Stiefel auszuziehen, welche ich fest um den Leib band, und nach vieler Anstrengung kam ich endlich mit zerkratzten Händen und zerrissenen Beinkleidern spät in der Nacht in unser Hotel, wo man schon befürchtete, daß mir ein Unglück zugestoßen sei. Ein Beweis dafür, daß diese Befürchtungen nicht ganz grundlos waren, lag darin, daß nicht lange vorher ein junger Mann, der bei hellem Tageslichte den Berg bestieg, ausglitt, hinunterstürzte und am nächsten Tage als Leiche aufgehoben wurde.

Es scheint, daß zur Zeit der ersten Landung der Europäer in der Kapcolonie alle in Südafrika einheimischen großen Vierfüßler sich in der Nähe des Tafelberges vorgefunden haben. In den Archiven der Kapstadt wird eine merkwürdige Anekdote vom Tode eines Rhinoceros aufbewahrt, welche wegen ihrer Sonderbarkeit und Originalität es wohl verdienen dürfte hier mitgetheilt zu werden.

Es waren einmal (so lautet die Geschichte) einige Bauern, welche draußen auf dem Felde arbeiteten und ein großes Rhi-

noceros gewahr wurden, das unbeweglich im Triebsande des Salzflusses, eine englische Meile von der jetzigen Stadt, festsaß. Man machte Lärm und eine Anzahl Leute, mit den Waffen versehen, die gerade zur Hand waren, eilte nach der Stelle, um das Ungeheuer in die andere Welt zu befördern. Sein Aussehen war indeß so fürchterlich, daß die Angreifenden es für das Räthlichste hielten, aus ehrfurchtsvoller Entfernung zu agiren. Als jedoch die Männer sahen, daß alle Versuche des Thieres loszukommen vergeblich waren, wurden sie nach und nach muthiger und wagten sich bedeutend näher. Aber mochten nun ihre Waffen untauglich sein, oder verstanden sie es nicht, wie sie sich dabei zu benehmen hatten, kurz und gut, sie konnten nichts gegen die zähe, fast undurchdringliche Haut des Rhinoceros ausrichten. Schließlich verzweifelten sie am Erfolge und überlegten schon, ob es nicht besser sein sollte sich zurückzuziehen, als einer von ihnen, der schlauer als die andern zu sein schien, vortrat und den Vorschlag machte, man solle ein Loch in die Haut des Thieres schneiden und sich so den Weg in sein Inneres bahnen, worauf man mit Leichtigkeit demselben würde ein Ende machen können. Der glückliche Einfall wurde allgemein angenommen, und, obgleich die Geschichte hier zu Ende ist, möchte man doch mit Sicherheit den Schluß daraus ziehen, daß ein solcher Gedanke nothwendig zur Erreichung dessen führen mußte, was die Leute beabsichtigten.

Wir hatten uns noch nicht ganz eine Woche in der Kapstadt aufgehalten, und doch unsern Vorrath an Gegenständen für den Tauschhandel, unsern Proviant, und andere für die Reise nothwendige Dinge schon ansehnlich vermehrt. Um alles dieses transportiren zu können, schafften wir uns zwei riesige Wagen an, von denen jeder drei- bis viertausend Pfund Gewicht eng-

lisch fassen konnte, und außerdem einen Karren für unsere eigenen Personen.*)

Mr. Galton kaufte ferner neun vortreffliche Maulesel, welche wir sowohl zum Ziehen als Tragen der Lasten verwenden konnten, zwei Reitpferde und außerdem noch ein halbes Dutzend Hunde, welche, die Wahrheit zu sagen, von sehr verschiedenen Racen waren.

Auch miethete Mr. Galton die für die Reise nöthige Bedienung, als Kutscher, Hirten, Köche u. s. w., im Ganzen sieben Personen.

Unsere Vorbereitungen waren nun beendet, und wir wollten den Weg antreten, als wir zu größter Unzufriedenheit Nachrichten bekamen, welche unsere Pläne vollständig vernichteten. Es wurde uns mitgetheilt, daß die sogenannten Boers**) am Trans-Vaal-Flusse (gerade in der Gegend, welche wir durchwandern wollten) vor Kurzem einige Handelsleute und Reisende, die nach dem Norden gingen, zurückgewiesen und außerdem gedroht hatten, jeden todtzuschlagen, welcher es versuchen sollte, ihren Bezirk zu passiren und bis zum Ngami-See vorzudringen. Diese Nachricht kam uns ebenso unerwartet, als unwillkommen, und wir wußten nicht, was wir beschließen sollten. Wir besprachen uns mit Sir Henry Smith, dem Gouverneur der Kapcolonie, der uns stets mit Wohlwollen und Gastfreiheit behandelt hatte; aber er rieth uns allen Ernstes von jedem Versuche ab, den fraglichen Weg zu benutzen. „Diese Boers," sagte er, „sind entschlossene Leute, und obgleich ich nichts für Ihr Leben befürchte, so werden jene doch gewiß über Ihre Waaren und

*) Ein solcher Karren ist groß, geräumig und bedeckt und kann vier bis sechs Personen nebst fünfhundert bis tausend Pfund Gepäck aufnehmen. Er wird ebenfalls von sechs bis acht Mauleseln oder Pferden gezogen.

**) So heißen die Bauern oder Colonisten auf dem Kap von holländischer Herkunft.

Ihr Vieh herfallen und damit jedem weiteren Vordringen ein Ende machen." Die Worte des Gouverneurs entschieden die Frage. Wir hatten indeß den Beschluß gefaßt, nicht müßig zu sein; es war jedoch nicht leicht zu bestimmen, was wir unter solchen Umständen vornehmen sollten. Der ganze Theil des Innern, durch den man bis zum Ngami-See gelangen konnte, war entweder von den Boers bewohnt oder ihr Jagdbezirk, und wir mußten zwischen der Ost- und Westküste wählen. Die erstere war, wie wir wohl wußten, von Fiebern heimgesucht, welche den Europäern tödtlich sind; die letztere bot in weiter Ausdehnung nach Norden hin nichts als Sand, ohne süßes Wasser und irgend welche Vegetation. Das Land zwischen der Westküste und dem See beschrieb man uns als höchst ungesund.

Während wir uns noch in dieser Ungewißheit befanden, machten wir die Bekanntschaft eines gewissen Herrn M., welcher eine Besitzung an der Wallfischbai an der Westküste Afrika's hatte, ungefähr siebenhundert geographische Meilen nördlich von der Kapstadt. Er forderte uns auf, diesen Ort als Ausgangspunkt für unsere Reise in's Innere zu nehmen; diesem Rath traten auch einige Missionäre bei, welche sich gerade in der Kapstadt befanden und eine Colonie in der Nähe jener Bai hatten.

Wir entschlossen uns endlich für diesen Weg; aber da die Wallfischbai nur ein- oder zweimal aller zwei Jahre von Schiffen aufgesucht wurde, miethete Mr. Galton sogleich einen kleinen Schooner, the Foam (d. h. der Schaum) genannt; der sechste Theil der Kosten wurde von jenen Missionaren getragen, welche einige Vorräthe nach ihrer Station schicken und zugleich ein Mitglied ihrer Gesellschaft, einen Herrn Schöneberg, dahin befördern wollten, welcher eine Wanderung in das Damara-Land vorhatte.

Nachdem unsere Pläne so eine gänzliche Aenderung erlitten hatten, und wir nun durch ein fast ganz unbekanntes Land reisen

sollten, hielten wir es für rathsam, uns alles irgend entbehrlichen Gepäckes zu entledigen. Deßhalb ließen wir außer Anderem auch zwei von unsern Booten am Kap zurück, nahmen aber das dritte mit, einen leichten und beweglichen Mackintosh-Kahn, der, wie wir hofften, einst auf den Fluthen des Ngami-Sees schwimmen sollte.

Als Alles in Ordnung und unsere Vorräthe eingeschifft waren, hißten wir den 7. August die Segel und sagten der Kapstadt Lebewohl, wo wir während unseres kurzen Aufenthaltes viel Freundschaft und gastliche Aufnahme gefunden hatten.

Die Signalstation bei der Kapstadt.

Zweites Kapitel.

Ankunft in der Wallfischbai. — Ueberblick. — Der Hafen. — Wassermangel. — Möglichkeit eines einträglichen Handels. — Fische. — Wildes Geflügel. — Luftspiegelung. — Sand-Fountain. — Insekten. — Die Naras. — Mangel an Vierfüßlern. — Zusammentreffen mit Hottentotten. — Ihre Unsauberkeit. — Die Weckuhr. — Ausflüge. — Löwenjagd. — Ankunft in Scheppmansdorf. — Beschreibung dieses Ortes. — Leben der Missionare. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Die Wagen der Missionare.

Am Abend des 20. August lagen wir am Eingang zur Wallfischbai sicher vor Anker. Da Südwinde hier vorherrschend sind, erfordert diese Reise selten mehr als eine Woche. Diesmal jedoch hatten wir doppelt so viel Zeit dazu nöthig gehabt.

Ansicht der Wallfischbai.

Der erste Anblick der Küste, wie er sich von der Wallfischbai aus zeigt, ist wenig geeignet, dem Reisenden, der in das

Innere zu gelangen wünscht, Muth zu machen. Das Auge gewahrt überall ein nur vom Horizont begrenztes Sandmeer, welches auf der einen Seite die Gestalt einer wüsten Fläche annimmt, auf der andern abwechselnde Erhebungen zeigt, die an einigen Stellen fast zu Bergeshöhe ansteigen.

Die Wallfischbai liegt im Groß-Namaqua-Lande, welches im Norden vom Damara-Lande, im Süden vom Oranje-Flusse, und im Osten von der Kalahari-Wüste begrenzt wird. Die Einwohner, ein halbcivilisirter Hottentottenstamm, nennen sich Namaquas.

Die Europäer kennen die Wallfischbai schon seit langer Zeit; auch hat der Commodore Owen der englischen Flotte eine Karte derselben aufgenommen. Es ist ein geräumiger, bequemer und vergleichsweis sicherer Hafen, der auf drei Seiten von der sandigen Küste beschützt wird. Die einzigen Winde, denen er ausgesetzt ist, sind Nord- und Nordwestwinde; doch kommen diese glücklicherweise nur selten vor. Die Lage des Hafens ist ungefähr Nord und Süd. Der Ankergrund ist gut. Große Schiffe liegen windsicher unter einer sandigen Halbinsel, deren äußerste Spitze von den Seefahrern Pelican-Point genannt wird; kleinere Fahrzeuge etwa eine halbe Meile von der Küste.

Die größte Unannehmlichkeit in der Wallfischbai ist, daß man am Ufer kein süßes Wasser findet; drei englische Meilen landwärts aber giebt es Wasser in Menge und gute Weideplätze für das Vieh. Ich erwähne diesen Umstand, da er von Wichtigkeit ist, wenn man künftighin einmal an die Errichtung einer Viehhandelsstation denken sollte.

Als der Guanohandel auf der Westküste Afrika's blühete, war die Wallfischbai immer von Schiffen in allen Größen besucht, welche hier namentlich frischen Proviant einnahmen. Damals hatten einige Handelshäuser der Kapstadt hier Etablisse-

ments, in denen man Rindfleisch einsalzte; außerdem versah man die Guanofahrer sowie die Kapstadt mit Vieh, und hatte mit der englischen Regierung einen Vertrag zur Einfuhr von Vieh in St. Helena abgeschlossen. Die letztere Speculation war lange Zeit höchst vortheilhaft und soll mehrere hundert Procent Gewinn eingebracht haben. Aus irgend einem Anlaß kündigte jedoch die Regierung der Kapstadt den Contract in Bezug auf Helena auf, und das Handelshaus mußte eine ansehnliche Summe für die Nichterfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zahlen. Bald darauf wurde das Etablissement aufgehoben, und mehrere Jahre lang stand Haus und Magazin leer. Jetzt ist es wieder von Leuten bewohnt, welche von Kaufleuten in der Kapstadt hergeschickt wurden.

Die Wallfischbai ermöglicht eine leichte und schnelle Communication mit dem Innern. Durch Mr. Galtons und meine letzten Forschungen in diesen Gegenden, hat man von mehreren früher ganz unbekannten oder nur zum Theil gekannten Gegenden Kunde erlangt, bis zu denen sich der britische Handel leicht ausdehnen kann.

Die Wallfischbai und ihre Umgegend hat Ueberfluß an Fischen aller Art; zu gewissen Zeiten des Jahres findet man hier eine kleine Art Wallfische in großer Menge, die sogenannten Humpbacks, welche hierher kommen, wenn sie gebären wollen. Man hat schon manche Schiffsladung Thran von hier ausgeführt.

Im Innern des Hafens breitet sich eine Lagune aus, welche von Fischen aller Art wimmelt; bei niedrigem Wasserstande sieht man viele, die sich verspätigt haben, hülflos im Sumpfe zappeln. Zu solcher Zeit versäumen es die Eingeborenen nie, sich einzufinden, und mit dem Horne eines Gemsbockes, das an einem dünnen Stocke befestigt ist, holen sie sich in größter Ruhe ihre

schuppige Beute. Auch Hyänen und Schakals benutzen diese Gelegenheit, um ihren Hunger zu stillen.

Die Wallfischbai wird von Wasservögeln in unzähligen Schaaren besucht, z. B. Gänsen, Enten, verschiedenen Arten Seeraben, Pelikanen, Flamingos und Strandschnepfen. Da aber das umliegende Land offen ist, sind die Vögel schwer zu bekommen. Mit etwas Geschick und Erfahrung kann man gleichwohl recht gute Jagd machen und an Gelegenheit zu Schießübungen fehlt es nirgends. Kaum einer dieser Wasservögel brütet hier.

Zur Zeit der Morgendämmerung sieht man Myriaden von Flamingos, Pelikanen, Seeraben u. s. w. ihre Ruheplätze innerhalb und in der Umgebung der Bai verlassen und in nördlicher Richtung fortfliegen. Zur Mittagszeit fangen sie an, nach dem südlichen Theile der Bai zurückzukehren und kommen fortwährend in fast ununterbrochenen Zügen hier an, bis es dunkel wird.

Die Art, wie die sogenannten Duikers (Seeraben und Pelikane) sich ihr Futter verschaffen, ist nicht uninteressant. Sie führen ihren Angriff mit Lärm und Geräusch aus. Lloyd gibt in seinen „Skandinavischen Jagdabenteuern" eine interessante Beschreibung davon, wie die Winterente (Harelda glacialis) sich ihre Nahrung verschafft, und da die hier erwähnten Vögel es ebenso machen, halte ich es für das Beste, seine eigenen Worte zu citiren.

„Die Winterente ist ein außerordentlich lebendiger Vogel," sagt er, „und kann nie still sitzen; selten sieht man ihn in ruhiger Stellung, solange es Tag ist. Ein Schwarm Winterenten (sie reisen nämlich fast immer in Gesellschaft) schwimmt ziemlich schnell, und die einzelnen Enten scheinen sich ein Vergnügen daraus zu machen, um die Wette zu schwimmen. Einige unter ihnen tauchen immerwährend, und wenn sie lange unter dem Wasser sind, schwimmen ihre Kameraden schnell weiter, so daß jene, bis sie wieder auf der Oberfläche erscheinen,

Zbiornica Księgozbiorów Zabytkowych w Stalinogrodzie

ein gutes Stück hinter ihnen zurückbleiben. Sobald sie wieder hervortauchen, erheben sie sich und fliegen über die andern hinweg, um in Reihe und Glied ihren früheren Platz wieder einzunehmen; manchmal fliegen sie auch ihren Kameraden ein Stück voraus, um, wie es scheint, die ersten im Zuge zu sein. Dies geschieht mehrmals auf ihrer Fahrt quer über eine Bai oder eine Meerenge, bis das entgegenstehende Ufer sie hindert, wo sie gewöhnlich alle auffliegen und einen andern Ort aufsuchen.... Es scheint, als benutzten die tauchenden Enten das oben beschriebene ziemlich sonderbare Manöver, um selbst die ersten zu bleiben, und ihren Kameraden beim Fischfang vorauszukommen."

Am Tage nach unserer Ankunft fuhren wir bis zu einer halben englischen Meile vom Strande, und sobald unser kleines Fahrzeug sicher vor Anker lag, begannen wir uns in der Gegend umzusehen. Das Erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Luftspiegelung merkwürdigster Art, und von ungewöhnlicher Wirkung. Ein kleiner Vogel z. B. sah so groß aus wie eine Klippe oder ein Baumstamm; die Pelikane erschienen wie ein Schiff mit vollen Segeln; die zahlreichen Gerippe und Knochen gestrandeter Wallfische wuchsen zu hohen Häusergruppen an; dürre unfruchtbare Strecken verwandelten sich in liebliche Seen. Kurz jeder Gegenstand hatte ein seltsames und unnatürliches Aussehen, und die ganze Atmosphäre war neblig und gleichsam wellenförmig zitternd. Dieses Phänomen ist jederzeit sehr bemerkenswerth; aber in der warmen Jahreszeit ist es noch eigenthümlicher und illusorischer als sonst. Mr. Galton machte bei einer andern Gelegenheit den Versuch, eine Karte der Bai zu zeichnen; aber eine ähnliche Luftspiegelung vereitelte alle seine Bemühungen. Der Gegenstand, den er als Standpunkt gewählt hatte, war unmöglich mehr zu erkennen, sobald er sich wo anders hinstellte.

Am Strande fanden wir ein kleines Breterhaus, ziemlich

gut erhalten, obgleich es bei hohem Wasser vollständig vom Meere umgeben wurde. Dieses Gebäude war ursprünglich vom Kapitän Greybourn errichtet worden und zu Handelsgeschäften bestimmt; jetzt gehörte es der Rheinischen Missionsgesellschaft. Es wurde uns bereitwillig zur Verfügung gestellt und war von großem Nutzen für uns, da zu dieser Zeit die Nächte heftig kalt waren, und der Thau in solcher Masse fiel, daß die Kleider davon vollständig durchnäßt wurden.

Wir waren nur erst wenige Minuten am Lande, als sich einige halbnackte ausgehungerte Wilde von abschreckendem Aeußern zeigten, die mit Musketen und Assegais bewaffnet waren. Man kann kaum etwas Schmuzigeres und Elenderes finden als das Aussehen dieser Wilden, welche zugleich höchst lächerlich erschienen, da sie in ihrer Einfalt eine martialische Haltung anzunehmen suchten, wahrscheinlich in der Absicht uns zu imponiren. Ohne weder nach ihren Waffen, noch ihrem grimmigen Aeußeren zu fragen, gingen wir ihnen entgegen, und drückten ihnen herzlich die Hand. Unser Freund, der Missionar Schöneberg, gab ihnen hierauf durch Zeichen und Geberden zu verstehen, daß er einen Brief an Mr. Bam befördert haben möchte, der in Schoppmansdorf, ungefähr zwanzig Meilen von hier in östlicher Richtung, wohnte. Es zeigte sich, daß sie an solche Geschäfte gewöhnt waren; denn nachdem sie ein kleines Geschenk an Tabak sogleich erhalten hatten, mit dem Versprechen weiterer Bezahlung nach ihrer Zurückkunft, begaben sie sich augenblicklich auf den Weg und richteten den Auftrag so schnell aus, daß Mr. Bam vor Anbruch des nächsten Tages schon bei uns war.

Während dessen unternahmen wir einen Ausflug nach einem Orte, welcher Sand-Fountain hieß, ungefähr drei englische Meilen landeinwärts. Auf dem Wege dahin passirten wir eine offene Stelle, welche bei Springfluth immer unter Wasser steht. Trotz dieser Ueberschwemmungen waren die mehrere Jahre alten Spu-

ren von Wagen, Rädern u. s. w. so bestimmt und deutlich erhalten, als wenn sie erst gestern entstanden wären. Bei Sand-Fountain fanden wir wieder ein hölzernes Haus gleichfalls unbewohnt, das Mr. Dickson, dem Compagnon des Mr. M., gehörte. Die Eingeborenen hatten während der Abwesenheit des Besitzers das wenige Hausgeräthe, das er zurückgelassen, beschädigt und zerstört, und rund um das Haus sah man zerrissene Blätter aus Büchern, Glasstücke u. s. w. zerstreut liegen. Wir besuchten hierauf die sogenannte Fountain (Quelle), die unmittelbar daneben lag; aber statt einer reichlich fließenden Quelle, wie wir dem Namen nach Grund hatten zu erwarten, fanden wir zu unserm Aerger nur ein kleines Loch von fünf bis sechs Zoll im Durchmesser und halb so tief; außerdem das Wasser so abscheulich, daß es unmöglich getrunken werden konnte. Als wir aber den Sand hinwegräumten, fing es an etwas reichlicher zu fließen, und wir hofften, daß nach einiger darauf verwendeten Sorge und Arbeit es möglicherweise wenn auch nicht vorzüglich schmackhaft werden könnte.

Nach dieser Recognoscirung kehrten wir zu unserm Fahrzeuge zurück und begannen beim Grauen des folgenden Tages unsere Sachen, Maulesel, Pferde u. s. w. an's Land zu schaffen, was nicht ohne Schwierigkeit vor sich ging. Sobald die der Mission gehörenden Waaren nach Scheppmansdorf gebracht werden konnten, versprach Mr. Bam bereitwilligst, uns mit seinen Ochsen helfen zu wollen. Während dem, und da sich kein Trinkwasser am Strande fand, hielten wir es für das Beste, unsre Sachen mit Hülfe der Maulesel nach Sand-Fountain zu bringen, wo wir wenigstens Wasser hatten, wenn es auch noch so schlecht war, und auch in anderer Beziehung uns besser befinden konnten.

Am vierten Tage kehrte der Schooner, der uns nach der Wallfischbai gebracht hatte, nach dem Kap zurück und überließ uns ganz uns selbst, an einer öden Küste, von wo wir, wenn

man die auf dem Lande zerstörten Missionsstationen ausnimmt, bis an den nächsten Ort, wo sich civilisirte Menschen fanden, einen beschwerlichen Landweg von mehreren Monaten zu durchwandern hatten.

Als wir wieder nach Sand-Fountain gekommen waren, war es unsere erste Sorge, eine alte Theertonne ohne Boden an einer besonders dazu gegrabenen Stelle einzusenken; aber statt das Wasser zu verbessern, wurde es hierdurch nur noch schlechter. Zu unserm Glücke hatten wir die Vorsicht gehabt, vom Kap einen Destillirapparat mitzunehmen; aber selbst nachdem das Wasser gereinigt worden war, konnte es nur zum Kochen der Speisen oder zur Bereitung von sehr starkem Kaffee oder Thee gebraucht werden. Merkwürdig ist noch, daß, solange der Besitzer des Hauses hier wohnte, das Wasser in Menge vorhanden und gut war; aber die Stelle, von der das Wasser erhalten wurde, war jetzt von einem ungeheuern Sandberge verdeckt, der allen Abgrabungen trotzte.

Bei Sand-Fountain erfreuten wir uns in reichem Maße der Seewinde, welche die Temperatur außerordentlich angenehm machten; denn das Thermometer stand zur Mittagszeit im Schatten nie höher als 75 Grad Fahrenheit. Der Sand war jedoch etwas höchst Belästigendes, da er sich mit Allem vermischte, was wir verzehrten, und durch die Kleider bis auf die Haut hindurchdrang. Wir mußten uns aber noch größern Unannehmlichkeiten unterwerfen, denn außer Myriaden Flöhen wimmelte unser Lager von ganzen Schaaren einer Art Zecke (Ixodes), deren Biß so heftig schmerzte, daß wir es kaum aushalten konnten. Um wo möglich den Verfolgungen dieser blutdürstigen Wesen zu entgehen, nahm ich eines Nachts meine Zuflucht zu unserm Karren, und pries mich glücklich, eine Stelle gefunden zu haben, wo ich vor ihrem Angriff sicher sein konnte. Ich hatte mich aber getäuscht. Noch nicht eine Stunde lang hatte ich geschlafen, als

ich von einem höchst unbehaglichen und am ganzen Leibe stechenden Gefühl geweckt wurde, und dieses Gefühl wurde bald ganz unerträglich; obgleich die Nachtluft außerordentlich kalt war und der Thau sehr stark fiel, warf ich doch alle Kleider von mir und wälzte mich auf dem eiskalten Sande, bis das Blut reichlich aus jeder Pore floß. So seltsam es scheinen mag, fand ich doch Linderung in diesem Mittel.

Ein andermal hatte ein eben solches Insekt, nur von einer noch giftigeren Art, sich an einem meiner Füße festgesetzt; obwohl ich ein stechendes Gefühl davon bekam, unterließ ich es doch, die Stelle zu untersuchen, bis eines Tages, als ich den ungewöhnlichen Luxus eines kalten Bades genoß, ich zufällig bemerkte, daß das Insekt sich tief in das Fleisch eingegraben hatte, und mit der größten Noth nur gelang es mir, dasselbe oder vielmehr blos seinen Leib herauszuziehen, denn der Kopf blieb in der Wunde zurück. Die Wirkung dieses giftigen Bisses war so heftig, daß ich drei ganze Monate hindurch eine partielle Lähmung davon trug.

Diese Insekten beschränken ihre Angriffe nicht blos auf die Menschen, sondern machen sich mit noch weit größerer Wuth an kleinere Thiere. Manchen armen Hund habe ich an ihren unbarmherzigen Verfolgungen sterben sehen; selbst kräftige Ochsen unterliegen manchmal ihrem Gifte. *)

Ungeachtet dieser unbehaglichen Gäste hatte Sand-Fountain doch auch seine Vorzüge. Fast jeder kleine Sandhügel war mit einer Schlingpflanze bedeckt, welche einer Art scharfstacheliger Gurke von vortrefflichem Geschmacke, die von den Eingeborenen

*) Wenn ein Irodes einen Theil des menschlichen Körpers angreift, so kann man sich seiner (mit Ausnahme eines unbehaglichen Gefühls, das man noch behält) am einfachsten und besten dadurch entledigen, daß man die Stelle, wo das Insekt sich hingesetzt hat, mit Tabaksschmergel bestreicht. Bei den Affen habe ich Theer ganz dieselbe Wirkung hervorbringen sehen.

Naras genannt wird, gleicht. Ihre Frucht ist ungefähr so groß wie Kohlrabi, und nimmt, wenn sie reif wird, eine grünliche, in's Citronengelbe spielende Farbe an. Das Innere dagegen ist dunkel orangefarbig, kühlend, erfrischend und von einladendem Aussehen. Wer aber nicht an die Frucht gewöhnt ist, muß sehr vorsichtig bei ihrem Genusse sein und nicht zu viel davon essen, da sie in solchem Falle Unwohlsein und Schmerzen an Zahnfleisch und Lippen herbeiführt. Drei bis vier Monate lang macht diese Frucht die hauptsächlichste Nahrung der Eingeborenen aus.

Die Narasfrucht enthält eine Menge Samenkörner, die an Größe, Aussehen und Geschmack etwa wie eine geschälte Mandel aussehen und sich leicht von den fleischigen Theilen ablösen lassen, worauf sie sorgfältig gesammelt, an die Sonne gelegt, getrocknet und dann in kleinen Lederbeuteln aufbewahrt werden. Wenn Mangel an der Frucht eintritt, genießen die Eingeborenen die getrockneten Samenkörner, welche ebenso nahrhaft und vielleicht noch gesünder sind. Die Narasfrucht kann in gekochtem Zustande auch aufbewahrt werden. Wenn sie eine gewisse Consistenz erlangt hat, rollt man sie zu dünnen Kuchen, in welchem Zustande sie wie brauner feuchter Zucker aussieht, und Jahre lang erhalten werden kann. Diese Kuchen sind jedoch gar zu süß und weichlich.

Aber der Mensch ist es nicht allein, der von dieser merkwürdigen Pflanze Nutzen hat, denn alle Thiere, von der Feldmaus bis zum Ochsen, selbst Thiere aus dem Katzen- und Hundegeschlechte essen gern von dieser Frucht. Selbst Vögel lieben dieselbe, namentlich die Strauße, welche zu der Zeit, wo die Naras reif sind, sich zahlreich in diesen Gegenden sammeln.*)

*) Ich habe den weißen Aegyptischen Geier von dieser Frucht essen sehen. Es ist dies, wie ich glaube, mit wenig Ausnahmen der einzige Fall, daß man Vögel dieser Gattung ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche nehmen sieht.

Solche Erscheinungen zwingen dem Menschen unwiderstehlich die Ueberzeugung von der weisen Einrichtung der Natur und der überschwenglichen Güte des Allmächtigen auf, der selbst die Wüste gute und gesunde Nahrung für die Menschen und die übrigen geschaffenen Wesen hervorbringen läßt.

— — — Mit milder Hand
Theilt Gott die Nahrung aus an Menschen, Thiere,
Insekten, Vögel; selbst der schwache Wurm
Hat seinen Theil an unsers Schöpfers Güte.

In diesem wüsten und armen Lande ist so großer Mangel an Nahrungsmitteln, daß es, wenn die Naras fehlten, ganz und gar unbewohnbar sein würde. Außerdem dient dieses Gewächs noch einem anderen Zwecke; es ist nicht nur als Nahrungsmittel zu verwenden, sondern, da es sich außerordentlich weit hin rankt und verbreitet, macht es zugleich den losen und trügerischen Sandboden fest, und ist für diese Gegenden dasselbe, was das Sandgras (Ammophila arundinacea) für Englands sandige Wüsten und Dünen ist.

Die Naras wachsen nur im Bette des Kuisip-Flusses, in der Nähe des Meeres. Einige wenige finden sich vereinzelt an der Mündung des Oranjeflusses und, nach Kapitän Messum's Angaben, an einigen Stellen zwischen den Flüssen Swakop und Nourse.

Das Land um Sand-Fountain hat im Allgemeinen ein wüstes und betrübendes Aussehen. Der Boden ist ausschließlich Sand. Die Vegetation ist deßhalb auf das Aeußerste beschränkt, und besteht hauptsächlich in der oben beschriebenen Schlingpflanze, einer Art Tamariske, die mehr Strauch als Baum ist, und einigen Eispflanzen. Ebenso wenig entfaltet die Thierwelt einigen Reichthum. Da ich aber ein enthusiastischer Jäger und leidenschaftlicher Freund der Naturgeschichte bin, machte ich nichts desto weniger zahlreiche kurze Ausflüge in die Nachbarschaft, und

meine Beute bestand in solchen Fällen meistens in einigen vorzüglich schönen Eidechsen, langbeinigen Koleopteren und mehreren schönen Arten Feldmäusen. Mitunter sah ich auf dem Anstand auch eine vereinzelte Gazelle.

Wenige englische Meilen von unserem Lager befand sich ein kleiner Namaqua-Kraal unter einem Häuptlinge Namens Frederick; von daher kamen dann und wann Eingeborene zu uns mit Milch und Ziegen, wodurch wir unsern Vorrath an Lebensmitteln bereicherten; dafür bekamen sie alte Soldatenröcke, das Stück sechs Pence werth, Tücher, Hüte, Tabak und eine Menge anderer Kleinigkeiten. Jedoch bettelten sie am liebsten, und schämten sich nicht, das Hemd vom Leibe zu verlangen.

Diese Menschen waren außerordentlich schmuzig und unreinlich. An einem schönen Morgen sah ich einen von ihnen, der aufmerksam seinen Karoß (Pelz) untersuchte, den er vor sich an einem sonnigen Orte ausgebreitet hatte, wo er gegen den Wind geschützt war. Als ich mich näherte, um den eigentlichen Grund seiner großen Aufmerksamkeit zu erfahren, sah ich mit Verwunderung und Abscheu, daß er gewisse ekelhafte Insekten, die man vor anständigen Ohren nicht nennen kann, aufsuchte und zum Munde führte. Das ist nur ein Beispiel von Hunderten, die ich von ihrer Unsauberkeit anführen könnte.

Als Frederick, der Häuptling, mit einigen seiner ausgehungerten Kameraden, deren Gesichtszüge an die Chinesen erinnerten, eines Tages aufmerksam zusahen, wie wir verschiedene Koffer ein- und auspackten, stellte ich, wie zufällig, eine kleine Weckuhr neben ihn und setzte dann meine Arbeit weiter fort. Bei dem ersten schrillen Laute der Uhr sprang unser Freund auf, als wenn er plötzlich wahnsinnig geworden wäre, und so lange der Lärm dauerte, stand er in ehrfurchtsvoller Entfernung, indem er am ganzen Leibe zitterte.

Da weder in der Nachbarschaft noch innerhalb einer ge-

ringeren Entfernung als hundertundfunfzig bis zweihundert englischen Meilen Zugvieh zu bekommen war, unternahm Mr. Galton einen Ausflug in das Innere, um herbeizuschaffen, was wir in dieser Beziehung brauchten.

Sein Aufzug war wirklich originell und hätte vortrefflich zu einer Caricatur gepaßt. An beiden Enden unseres Karrens, in dem er die Reise machte, guckten eine Anzahl gewöhnlicher Flinten und verschiedene andere zum Tauschhandel bestimmte Gegenstände hervor. Die vorgespannten Maulesel wollten sich nicht vertragen und schlugen rechts und links aus. Der Kutscher triefte von Schweiß und gebrauchte die ungeheure Kap-Peitsche mit sichtbarem Entzücken, während ein anderer Mann, der neben ihm auf dem Vordersitze saß, die eigensinnigen Thiere mit allen Schimpfworten überhäufte, die sich in dem hottentottisch-holländischen Wörterbuch, das daran keineswegs arm ist, befinden. Zwei ebenfalls störrische Ziegen, die man an den hinteren Theil des Wagens festgebunden hatte, waren nahe daran, sich zu erwürgen, indem sie sich frei zu machen versuchten. Um das Gemälde zu vollenden, watete Galton selbst, von einem halben Dutzend Hunden von unbestimmter Race begleitet, ganz gemüthlich in dem tiefen Sande neben dem Wagen und rauchte aus einer gewöhnlichen Thonpfeife.

Als mein Freund Scheppmansdorf erreichte, fand er es jedoch nöthig, seine Reise in das Innere um einige Tage zu verschieben.

Währenddem waren die Ochsen des Mr. Bam nach Sand-Fountain gekommen, und ich begann daran zu denken, unsere Sachen nach Scheppmansdorf zu befördern, aber diese waren so schwer und umfangreich, und außerdem waren die Wagen so schlecht, daß mehrere Tage dazu erfordert wurden. Auf dem letzten Zuge hatten wir die Wagen so sehr belastet, daß nach einem Wege von drei englischen Meilen die Ochsen plötzlich still

ſtanden. Beide Geſpanne wurden nun vor einen Wagen gethan, und dieſer ſetzte ſeinen Weg ohne weiteren Aufenthalt fort, während ich allein zurückblieb, um den andern zu bewachen. Wir hatten das Uebereinkommen getroffen, daß einige von den Leuten in der nächſten Nacht mit den Ochſen zurückkommen ſollten, aber bei der Ankunft in Scheppmansdorf waren ſie und die Ochſen ſo erſchöpft, daß man ihnen zwei Tage zur Ruhe gönnen mußte. Auf einen ſolchen Verzug war ich durchaus nicht vorbereitet. Mein kleiner Waſſervorrath war am nächſten Tage ſchon verbraucht. Aus dieſer ſchlimmen Lage wurde ich jedoch durch die Ankunft eines Hottentotten gerettet, der für ein kleines Geſchenk mir viel Waſſer verſchaffte.

Endlich traf Alles glücklich in Scheppmansdorf ein, wo ich Mr. Galton wiederfand.

Ich hörte, daß er nur wenige Tage hier geweſen ſei, als plötzlich in einer Nacht ein prächtiger Löwe mitten im Dorfe erſchien. Ein kleiner Hund, der noch ſo unvorſichtig war, ſich demſelben zu nähern, mußte ſeine Verwegenheit mit dem Leben büßen. Am Tage darauf ſtellte man eine große Jagd an; aber der Löwe war auf ſeiner Hut und entkam ſeinen Verfolgern. Doch wurde er am folgenden Tage von den Herren Galton und Bam erlegt. Als man ihn aufſchnitt, fand man den Hund noch unverdaut in ſeinem Magen, wo er in fünf Stücke zerbiſſen lag.

Die Eingeborenen waren mit dem glücklichen Reſultate der Jagd ſehr zufrieden, denn dieſer Löwe gehörte zu den kühnſten und verderblichſten, die ſie je geſehen, und hatte in kurzer Zeit funfzig Ochſen, Kühe und Pferde in der Umgegend geraubt. Obgleich man ſchon früher Jagd auf ihn gemacht hatte, war er doch jedesmal entkommen, und jeder neue Angriff diente nur dazu, ihn noch wilder und verwegener zu machen.

Es war mir ſehr unlieb, daß ich an einem ſo intereſſanten

und längst ersehnten Unternehmen nicht Antheil nehmen konnte; auf der andern Seite aber machte es mir Freude, daß mein Freund sobald Gelegenheit fand, seine Tüchtigkeit dem edelsten und furchtbarsten aller Thiere gegenüber an den Tag zu legen. Meine Zeit sollte noch kommen.

Scheppmansdorf, Roëbank, Abbanhous (der Ort hat alle diese Namen) wurde zuerst im Jahre 1846 als Missionsstation vom Rev. Scheppman gegründet, nach welchem es auch benannt ist. Es liegt am linken Ufer des Flusses Kuisip, und unmittelbar dahinter erheben sich ungeheure Sandmassen. Der Kuisip ist ein periodischer Fluß und vom Regen im Innern des Landes abhängig; der Wasservorrath in demselben ist daher so unsicher und der Erdboden saugt so viel Wasser auf, daß der Fluß nur selten die Wallfischbai erreicht, in welche er eigentlich mündet. Bei unserer Ankunft hatte der Kuisip mehrere Jahre lang kein Wasser gehabt; wenn er aber seine gewaltigen Fluthen entsendet, macht er das Land fruchtbar und verändert es auffällig. Es regnet hier selten oder nie; aber die durstige Natur wird durch reichlichen Thau erfrischt. Allein trotzdem findet sich süßes Wasser und Brennholz, zwei der nothwendigsten Lebensbedingungen, in Menge.

Obgleich der Erdboden nur sandig und unfruchtbar zu sein scheint, zeigt er doch auch sehr fruchtbare Strecken. Von Zeit zu Zeit hat Mr. Bam kleine Gartenbeete im Flußbette angelegt, aber obgleich manche Pflanzen außerordentlich gedeihen, ist doch Mühe, Gefahr und Arbeit so groß gewesen, daß es für ihn nicht lohnte, längere Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Eine plötzliche und unerwartete Ueberschwemmung, die Folge starker Regengüsse im Innern, kann oft in wenig Minuten das zerstören, zu dessen Entstehen Monate nöthig waren.

Der wichtigste Baum in dieser Gegend ist die Ana (eine Art Akazie) und der Giraffendorn (Acacia giraffae), die wich-

tigste Pflanze eine Art Sandgras, das gern vom Vieh gefressen wird, wenn es daran gewöhnt ist, namentlich aber von Pferden, Maulthieren und Eseln, welche dabei gedeihen und fett werden.

Während unseres Aufenthaltes in Scheppmansdorf waren wir täglich Gäste bei Mr. und Mrs. Bam, aber nur ungern nahmen wir eine Gastfreiheit entgegen, die, wie wir recht wohl wußten, ihnen Opfer kostete, denn nur einmal im Jahre bekamen sie Lebensmittel vom Kap zugeschickt, und zwar nur für ihre eigene Familie berechnet. Aber die Freundschaftlichkeit und das Wohlwollen, womit diese Gastfreundschaft uns dargebracht wurde, überwand gleichwohl alle Bedenklichkeiten.

Mr. Bam hatte sich längere Zeit in verschiedenen Theilen des Groß-Namaqua-Landes aufgehalten; aber seinen jetzigen Wohnort hatte er verhältnißmäßig erst vor kurzem aufgesucht. Obgleich er sich alle mögliche Mühe gab, die kleine Gemeinde zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren, waren doch alle seine Versuche bisher fast gänzlich mißglückt; wenn man aber mit dem Charakter der Namaquas bekannt wird, welche bis auf einen gewissen Grad civilisirte Hottentotten sind, hört man auf, sich darüber zu wundern, und man findet, daß sie alle Laster der Wilden, ohne irgend welche guten Eigenschaften derselben, an sich haben. So lange man ihnen Speise und Kleider gibt, versammeln sie sich recht gern um den Missionar und lauschen seinen Worten. Sobald man aber aufhört, sie zu kleiden oder zu ernähren, hat ihre erheuchelte Ergebenheit für seine Person und seine Lehren ein Ende, und sie machen sich kein Gewissen daraus, ihren Wohlthäter mit Undank zu lohnen und ihm das Leben sauer zu machen.

Der Missionar hängt mehr oder weniger von seinen eigenen Mitteln ab. Die Hülfe, welche er von den Eingeborenen erhalten kann, ist gering und mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß er gern davon absieht. Er muß sein eigener

Baumeister, Schmied, Stellmacher, Kesselflicker, Gärtner u. s. w. sein, während seine treue Gattin Kinderfrau, Köchin, Wäscherin u. s. w. ist. Um ihre Plackereien zu erleichtern, nehmen sie manchmal einen armen Knaben oder ein armes Mädchen zu sich, welche, nachdem man sie mit unendlicher Mühe dahin gebracht hat, etwas Nützliches zu thun, und sie dabei mit aller Güte behandelt hat, oft ganz plötzlich ihre Wohlthäter verlassen, oder, was fast ebenso schlimm ist, faul und träge werden.

Es scheint, als wäre ein Namaqua nicht im Stande, Güte und Wohlwollen zu würdigen, und so viel ich mich erinnern kann, findet sich in der Sprache dieses Volks kein Wort, welches Dankbarkeit bedeutet. Dasselbe Verhältniß, wie ich später Gelegenheit haben werde anzuführen, findet bei ihren nördlichen Grenznachbarn, den Damaras, statt, und, obgleich trübe, ist dieses Gemälde doch nicht weniger wahr.

Als die ersten Wagen nach Groß-Namaqua kamen, gaben diese zu mancherlei Vermuthungen und Verwunderung unter den Eingeborenen Veranlassung, welche den Wagen für ein riesiges lebendes Thier hielten. Ein solcher Wagen, der dem Prediger Schmelen gehörte, brach einmal entzwei und wurde im Sande zurückgelassen. Eines Tages kam ein Buschmann zu dem Besitzer jenes Wagens und berichtete ihm, er habe seinen „Packochsen" schon lange Zeit in der Wüste mit einem zerbrochenen Beine stehen sehen; da er aber nicht bemerkt hätte, daß er Gras bekäme, so fürchtete er, daß der Ochse schnell vor Hunger sterben würde, wenn man ihn nicht fortschaffte.

Drittes Kapitel.

Vorbereitungen zur Reise. — Wie man Ochsen zähmt. — Abreise von Scheppmansdorf. — Ein wüthender Ochse. — Die Naarip-Ebene. — Die Scharlachblume. — Der Paß Usap. — Der Fluß Swakop. — Rhinocerosspuren. — Anekdote von diesem Thiere. — Ein Sonnenaufgang unter dem Wendekreis. — Leiden von Wärme und Durst. — Ankunft in Daviep; große Menge Löwen. — Ein Pferd und ein Maulthier werden von ihnen getödtet. — Der Verfasser auf der Löwenjagd. — Ein Trupp Löwen. — Erfolglose Jagd. — Mahlzeit von Mauleselfleisch.

Mr. Galton hatte nun seine Pläne insoweit geändert, daß er beschloß, seine Reise in das Innere, um Vieh zu kaufen, nicht blos mit der Hälfte der Expedition zu machen, sondern bestimmte, daß auch wir ihn begleiten sollten. Die Wagen und die Hauptmasse unseres Gepäcks sollte in Scheppmansdorf zurückbleiben, und wir sollten nichts weiter mit uns nehmen, als einige Artikel für den Tauschhandel, einen kleinen Vorrath Lebensmittel und nur wenig Munition.

Wir fanden indessen, daß wir nicht alle unsere Bagage auf dem Wagen unterbringen konnten, obgleich sie auf so wenig als möglich reducirt worden war, und wir beschlossen deßhalb, einen

Theil davon auf Ochsen zu transportiren. Diese Thiere sind wegen ihrer Ausdauer in Südafrika unschätzbar; und dies um so mehr, als sie gleichgut zum Ziehen, Tragen und Reiten gebraucht werden können. Aber da wir für keine dieser drei Beschäftigungen Ochsen abgerichtet hatten, und nur ein oder zwei in der Missionsstation zu bekommen waren, mußten wir vor unserer Abreise erst einige Stück zähmen. Dies war, nebenbei gesagt, keineswegs leicht, denn die Ochsen sind wild und eigensinnig, und es werden ganze Monate erfordert, um sie brauchbar und umgänglich zu machen. Außerdem waren wir mit dieser Kunst ganz unbekannt.

Glücklicherweise hatte jedoch Mr. Galton zu dieser Zeit einen gewissen Stewardson, Schneider von Profession, aber jetzt eine Art Factotum dafür gewonnen, uns in das Innere des Landes als Cicerone u. s. w. zu begleiten, und da dieser Mann durch seinen langjährigen Aufenthalt unter den Hottentotten in alle Mysterien des Bändigens der Ochsen vollkommen eingeweiht war, wurde ihm diese schwierige Aufgabe übertragen.

Am Ende eines langen Lederriemens macht man eine ziemlich große Schlinge, die am Ende eines fünf bis sechs Fuß langen Steckens ganz lose befestigt oder vielmehr angehängt wird. Mit diesem Stecken nähert sich ein Mann so, daß er von der übrigen Heerde verdeckt wird, unvermerkt dem Ochsen, den er sich zur Operation ausersehen hat. Sobald er nahe genug gekommen ist, hält er, etwas über dem Erdboden, die Schlinge dicht vor den Hinterfuß des Ochsen, und so wie dieser hineintritt, zieht er die Schlinge zu. In demselben Augenblicke, wo der Ochse sich gefangen sieht, macht er einen gewaltigen Sprung vorwärts; da aber eine Anzahl Leute am andern Ende des Riemens halten, wird er schnell wieder zurückgerissen, obgleich der Sprung oft mit solcher Heftigkeit geschieht, daß einer oder mehrere von den Leuten hinstürzen. Jetzt macht der Ochse von

neuem Versuche; er schlägt aus, schäumt, brüllt, und seine anfangs erschrockenen Genossen stimmen in sein Gebrüll mit ein; die Leute schreien, die Hunde bellen wie toll, und das Schauspiel wird zu gleicher Zeit gefährlich und sehr lebhaft. Das gefangene Thier wird nicht selten rasend vor Zorn und Furcht, und wendet sich gegen seinen Feind, da die einzige Möglichkeit loszukommen darin liegt, ihn zu zwingen den Riemen loszulassen. Gewöhnlich ermattet der Ochse schnell in Folge seiner Anstrengungen und nun erfassen ihn sogleich ein oder zwei Männer am Schwanze, während man ihm einen andern Riemen um die Hörner schlingt; man reißt nun an beiden Riemen, oder, um es mit anderen Worten zu sagen, gebraucht sie als Hebel in rechtem Winkel zu dem Körper des Ochsen, und wirft ihn ohne Mühe zur Erde. Wenn dies geschehen, bringt man den Schwanz zwischen die Beine, und zieht ihn kräftig um die Rippen, während der Kopf auf einer Seite heruntergedrückt und mit den Hörnern in die Erde gestoßen wird. Durch den Nasenknorpel wird nun ein kurzer starker Stock von eigenthümlicher Gestalt gesteckt, und an beiden Enden dieses Stockes ein kurzer zäher Lederriemen in Form eines Zügels angebunden. Die Nase ist außerordentlich empfindlich und der Ochse in Folge dessen leichter zu regieren; wenn er aber immer noch eigensinnig ist, legt man ihm entweder, während er liegt, das Gepäck auf, oder bindet ihn mit dem Kopfe an einen Baum, während zwei bis drei Männer den Riemen fest um die Beine schlingen, so daß er sich nicht umwenden oder durch Ausschlagen Jemand verletzen kann. Gewöhnlich geschieht das Bepacken so, daß er zwischen zwei zahmen Ochsen festgebunden wird, während an der äußern Seite von jedem derselben ein Mann steht.

An den ersten zwei Tagen legt man ihm nichts weiter auf als eine einfache Haut oder einen leeren Sack, der mit einem achtzig bis neunzig Fuß langen Riemen festgebunden wird (bei

den Namaquas sind diese Riemen fast doppelt so lang); aber jeden folgenden Tag macht man die Last umfangreicher und schwerer, und wenn auch der Ochse ausschlägt und fürchterlich tobt und manchmal selbst so glücklich ist, die Last abzuwerfen, läßt er sich doch bald leichter regieren. Es ist noch der Bemerkung werth, daß diejenigen, welche im Anfange die meiste Widerspenstigkeit zeigen, oft am leichtesten sich bändigen lassen. Mit einem Ochsen, der ruhig liegen bleibt, während man ihn bepackt, ist im Allgemeinen schwer auszukommen. Nicht einer von zehnen, welche sich so verhalten, ist wirklich zu gebrauchen.

Ich habe Ochsen gesehen, die man durch keine Züchtigung, so heftig sie auch war, vermögen konnte, aufzustehen, nicht einmal wenn man Feuer anwandte. Dies scheint ein sehr grausames Mittel zu sein. Wenn man aber bedenkt, daß das Thier nur aus Eigensinn liegen bleibt, und oft ein Menschenleben davon abhängen kann, daß man vorwärts kommt, läßt sich selbst diese Thierquälerei entschuldigen.

Aber selbst wenn man einen Ochsen endlich glücklich dahin gebracht hat, daß er das Gepäck oder den Sattel trägt, ist doch immer noch eine andere Schwierigkeit vorhanden, die kaum weniger Furcht einflößt. Die Ochsen sind daran gewöhnt, in Heerden mit einander zu gehen, und sie wollen deßhalb nur ungern vor anderen vorausgehen, oder in einiger Entfernung den übrigen folgen; und wenn man nicht einen findet, der vorangeht, so steht der ganze Zug augenblicklich still. Nur wenige lassen sich zu Leitochsen abrichten. Man wählt dazu gewöhnlich solche, welche einen schnellen Gang haben und daran gewöhnt sind, von freien Stücken voranzugehen und sich von der übrigen Heerde zu trennen. Ochsen dieser Art nehmen bei einer Carawane immer die erste Stelle ein.

Nach unzähligen Anstrengungen und langem Aufenthalt waren wir endlich im Stande, den Tag unserer Abreise zu bestimmen.

Wir hatten folgende Anordnungen getroffen: auf den Wagen, der von acht Mauleseln gezogen wurde, luden wir ungefähr tausend Pfund englisch, die namentlich aus Schießgewehren, die wir zu Geschenken für die Häuptlinge und andere bestimmt hatten, Gegenständen zum Tauschhandel, den nöthigen Hülfsmitteln zu unseren naturhistorischen Studien, Bettzeug u. s. w. bestanden. Sechshundert Pfund englisch (Munition und Lebensmittel) wurden außerdem auf vier Packochsen und einen Maulesel vertheilt.

Der Zweck unserer Expedition war ausschließlich, uns Zug- und Schlachtvieh zu verschaffen, und man theilte uns mit, daß wir nach einer Reise von etwa acht bis zehn Tagen zu Dörfern gelangen würden, die von Eingeborenen bewohnt werden, wo wir die erforderliche Anzahl Vieh würden bekommen können. Unsere Richtung war, soweit wir es beurtheilen konnten, nordwestlich, und der Weg führte durch einen außerordentlich wilden und öden Theil des Landes.

Am Morgen des 19. September verließen wir Scheppmansdorf und kamen bald darauf an die Naarip-Ebene, eine weithin sich erstreckende öde Gegend, der es fast gänzlich an Wasser gebricht, und wo kaum eine Spur von Vegetation zu finden ist. Die neugezähmten Ochsen zeigten sich außerordentlich schwer zu regieren, und wir hatten nur erst wenige Minuten zurückgelegt, als ein junger starker Ochse, den gleich von Anfang an es uns viele Mühe gekostet hatte zu zähmen, sich von der Heerde trennte und augenscheinlich zur Missionsstation zurückkehren wollte. Um dies zu verhindern, versuchten Galton und ich ihn aufzuhalten; aber da fing er zu laufen an, so schnell er vermochte. Da er sich aber auf dem Fuße verfolgt sah, kehrte er plötzlich um und stürzte mit größter Schnelligkeit auf meinen Freund los. Galton glaubte, daß es nicht so ernst gemeint sei, und stand still; aber dies wäre fast sein Tod gewesen, denn das rasende Thier

drang immer näher auf ihn ein. Glücklicherweise streifte es nur Galtons Bein mit dem Horne, obgleich sein Pferd am Bug etwas verwundet wurde.

Nach diesem kleinen Abenteuer setzten wir unsere Reise ziemlich schnell fort durch eine sandige, beschwerliche und unebene Gegend, in welcher vollkommener Wassermangel herrschte und kaum eine Spur von Vegetation zu finden war.

Erst etwa zehn Uhr Abends und nach einer Reise von zwölf Stunden erreichten wir einen kleinen Granitberg, an dessen Fuße wir so glücklich waren etwas salziges Wasser zu finden. Mr. Galton und ich waren sehr ermattet. Um die Pferde zu schonen und die Leute auch einmal aufsitzen zu lassen, waren wir eine ziemliche Strecke des Wegs gegangen, und nachdem wir etwas Kaffee u. s. w. genossen, überließen wir uns sogleich dem Schlafe.

Bei Tagesanbruch waren wir auf den Beinen, und während die Leute die Maulesel u. s. w. sattelten, wanderte ich den Berg hinauf, wo ich eine der schönsten Blumen in voller Blüthe entdeckte; die Blumen waren hell scharlachroth, und der untere Theil im Innern der Blumenkrone spielte in's Citronengelbe über.

Der Anblick einer so herrlichen Blume in dieser wüsten und unfruchtbaren Gegend weckte tiefe Rührung in mir, und jetzt konnte ich Mungo Park vollständig begreifen, als er in einem Zustande äußerster Ermattung sich hinlegte und den Tod erwartete, aber unmittelbar neben sich eine kleine schöne Flechte erblickte und ausrief: „Kann das Wesen, welches in diesem abgelegenen Theile der Welt ein Ding, das so unbedeutend zu sein scheint, pflanzte, bewässerte und zu solcher Vollendung brachte, seine Augen wegwenden von den Leiden und Kümmernissen eines Menschen, der nach seinem Ebenbilde geschaffen ist? — Nein, gewiß nicht!"

Selbst der gewaltige Nimrod Gordon Cumming, von dem

man glauben sollte, daß er nur für Löwen und Elephanten Sinn gehabt hätte, scheint, wie ich, beim Anblick dieser schönen Blume von Entzücken ergriffen worden zu sein. „Mitten in der Hitze der Jagd," sagte er, „stand ich wie bezaubert still, um mit Verwunderung ihre entzückende Schönheit anzustaunen."

Wir setzten unsere Reise über diese unfruchtbare Fläche (Naarip) bis ungefähr zehn Uhr Vormittags fort, als wir plötzlich in einen engen und wüsten Bergpaß kamen, Usap genannt, welcher ziemlich steil nach dem Bette eines periodischen Flusses abfiel, den die Eingeborenen Schwachaup, die Europäer Swakop nennen. Hier forderte uns Stewardson auf, unter dem Schatten einer verkrüppelten Acacie auszuspannen, und wir ließen unsern Koch zurück, um nach dem Wagen zu sehen, und gingen mit den Ochsen weiter, um Wasser zu suchen.

Mehr als zwei englische Meilen folgten wir dem Passe, der, je näher er dem Flusse kam, ein um so düstreres, aber auch imposanteres Aussehen annahm und von thurmhohen Granitfelsen in den phantastischsten Formen umgeben war. Dessenungeachtet gewährte der Fluß einen lustigen und einladenden Anblick; denn obgleich er für jetzt kein Wasser hatte, war doch das Flußbett mit Gras und Schlingpflanzen und mancherlei lieblichen Blumen bedeckt. Die Ufer zu beiden Seiten waren ebenfalls bewachsen, und zwar mit riesigem Schilfe, dessen Farbe das Auge erfreuete, und über dem Schilfe erhoben sich allerlei schöne Bäume, z. B. Acacien, der schwarze Ebenholzbaum u. s. w.

Unter einer vorspringenden Klippe, einige hundert Schritt von der Stelle, wo wir hinab an den Fluß kamen, entdeckten wir einen Teich voll von herrlichem Wasser, in dem Menschen und Thiere in langen Zügen sogleich den brennenden Durst stillten. Nachdem dies geschehen, nahmen wir ein köstliches Bad, welches unsere ermatteten und bestäubten Glieder außerordentlich erquickte.

Auf einer hohen und unzugänglichen Klippe, welche über das Flußbett herüberhing, sah ich wieder einige von den schönen Blumen, die am frühen Morgen schon mein Entzücken erregt hatten, und mit einer gut gezielten Kugel schoß ich eine von ihnen herunter, die vor meinen Füßen niederfiel.

Im Sande entdeckten wir die breiten Spuren eines Rhinoceros. Sie sahen so frisch aus, daß das Ungeheuer das Flußbett die vorhergehende Nacht besucht haben mußte; aber alle unsere Bemühungen, das Thier zu finden, waren vergeblich.

Während wir noch davon sprachen, daß die Wahrscheinlichkeit nicht fern sei, dieses seltsame Thier in seiner eigentlichen Heimath zu sehen, erinnerte ich mich einer Erzählung von Mr. Bam, wie er einmal wunderbar von einem Rhinoceros gerettet wurde, welche Erzählung ich mit seinen eigenen Worten wiederzugeben versuchen will.

„Eines Tages, als wir an das Bett des Swakop kamen, erzählte er, „bemerkten wir die Spur eines Rhinoceros, und als wir bald darauf unsere Ochsen abspannten, baten die Leute um die Erlaubniß, das Thier aufzusuchen. Das bewilligte ich gern und behielt nur einen von den Eingeborenen bei mir, der mir behülflich sein sollte, Feuer anzumachen und die Mahlzeit zu bereiten. Während wir damit beschäftigt waren, hörten wir schreien und schießen, und als wir die Augen dahin richteten, woher der Lärm kam, erblickten wir zu unserm Schreck ein Rhinoceros, das in wildestem Laufe auf uns losstürzte. Die einzige Möglichkeit für uns zu entkommen, war auf den Wagen zu springen, was wir auch, so schnell wir konnten, thaten. Es war auch die höchste Zeit, daß wir diesen Zufluchtsort aufsuchten, denn im nächsten Augenblick stieß das rasende Thier sein starkes Horn in die Bodenbreter mit solcher Gewalt, daß der Wagen, obgleich er in tiefem Sande stak, einige Schritte weit fortrollte. Es war höhere Schickung, daß es den Wagen von hinten an-

griff, denn wäre der Angriff von der Seite erfolgt, so hätte es ihn ganz sicherlich umgeworfen, so schwer er auch war. Vom Wagen sprang das Thier auf das Feuer los, warf den Kessel um, den wir daneben gestellt hatten, und schleuderte die hellen Brände nach allen Seiten. Hierauf setzte es seinen wilden Lauf fort, ohne weiteren Schaden anzurichten. Leider hatten die Leute alle Schießwaffen mitgenommen, sonst hätten wir das Thier leicht auf der Stelle todtschießen können. Die Damaras warfen zwar ihre Assegais nach ihm; aber das weiche Eisen bog sich wie eine Ruthe an seiner festen und fast undurchdringlichen Haut."

Den größten Theil des Abends brachten wir unter dem Schatten einer dichtbelaubten Acacie zu, und suchten unsere naturhistorischen Sammlungen zu bereichern. Am Tage hatten wir eine Art Francolinhuhn (Francolinus adspersus) und einige schöne Arten von Fliegenfängern eingebracht.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir zu unserm Lager zurück, und da wir mit Tagesanbruch am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzen wollten, banden wir die Maulthiere und Pferde an Pfähle, und machten unsern Lagerplatz so gut als möglich zurecht. Obgleich die Erde unser Bett und der Himmel unser Zelt war, schliefen wir doch gut, und erwachten mit frischen Kräften zeitig am folgenden Morgen. Wir waren dieser Erneuerung unserer Kräfte sehr bedürftig, denn der Tag war für Menschen und Thiere außerordentlich anstrengend.

Noch einmal befanden wir uns auf der Naarip-Ebene, obgleich wir jetzt parallel mit dem Swakop, der nach Osten fließt, reisten, auf dem Rande wüster Klippen, durch welche der tiefe und lärmende Strom sich hindurcharbeitet.

Gerade als wir diese wilde und schreckliche Einöde betraten, ging die Sonne in all ihrem Glanze auf, verwandelte wie durch einen Zauberschlag den ganzen östlichen Himmel in eine

Masse blendenden Lichtes, färbte die Berge in der Ferne mit einem sanften Rosenschimmer, und ließ die thaubesprengten Steine unter unsern Füßen wie funkelnde Diamanten erglänzen. Wer nicht Zeuge eines Sonnen-Auf- oder Untergangs in den Tropen gewesen ist (das Phänomen ist hier um so auffälliger, da Morgen- und Abenddämmerung vollständig fehlt), kann sich nicht die geringste Vorstellung von der Pracht und dem Glanze machen, der sich dabei entfaltet.

Aber so entzückend diese Erscheinungen auch für das Auge sind, werden sie doch oft von einer brennenden Hitze begleitet, die für den ermatteten Reisenden fast unwiderstehlich ist. Wir lebten jetzt im September, die Sonnenstrahlen trafen um die Mittagszeit fast lothrecht unsere Häupter, und die Temperatur steigerte sich zu fürchterlicher Höhe. Außerdem brannte der heiße Sand unsere Füße, und nicht ein einziges Lüftchen setzte die stedendheiße, blendende Luft in Bewegung. Um unsern traurigen Zustand noch zu verschlimmern, litten wir an dem heftigsten Durste, den wir mit unserm geringen Wasservorrath, der übrigens zur Hälfte gekocht war, nicht stillen konnten.

Unsre armen Thiere schienen ebensoviel als wir selbst zu leiden; ihr träger Gang, die heraushängende Zunge und die gesenkten Köpfe zeigten ihren elenden Zustand. Nichtsdestoweniger schleppten sie sich, wenn auch schwerfällig und mühsam, durch den Sand fort, der jetzt locker wurde und unter den Füßen einsank. Ehe wir noch unsern Tagemarsch vollendet hatten, stürzte einer unserer Maulesel vor Kraftlosigkeit zusammen, und wir mußten das arme Thier in dieser Einöde zurücklassen, doch hofften wir, daß, wenn die Atmosphäre sich etwas abgekühlt hätte, es unserer Spur folgen würde. Wir wagten es nicht uns aufzuhalten, ein Aufenthalt würde auch nichts genützt haben, denn soweit das Auge reichte, war nicht ein Busch oder ein Grashalm zu sehen.

Gleich am Morgen ſtieg ich zu Pferde; aber als ich bemerkte, daß einige von unſern Leuten ermattet und kraftlos ausſahen, ſaß ich nach einer Stunde ab, ließ ihnen das Pferd, und ging die übrige Zeit des Tages zu Fuß. Mr. Galton war mit dem andern Pferde vorausgeritten, und als wir einander trafen, war ich faſt ſprachlos vor Durſt, ſo verbrannt waren meine Lippen und mein Mund. Ich habe ſeitdem manchmal an Waſſermangel gelitten, und bedeutend längere Zeit als bei dieſer Gelegenheit; aber ich kann mich nicht erinnern, daß es mir ſo ſchlecht bekommen ſei, wie dieſes Mal; denn obgleich ich von Jugend auf an Entſagungen aller Art gewöhnt und gegen ſie abgehärtet war, hatte ich doch früher nie die Wirkungen des höchſten Durſtes unter tropiſcher Sonne zu überſtehen gehabt.

Wieder ließen wir unſern Karren ein kleines Stück vom Fluſſe ſtehen, und trieben die durſtigen, ermatteten Thiere loſe hinab an den Fluß, wohin es glücklicherweiſe nicht weit war; aber obgleich Menſchen und Thiere tranken, ſo viel ſie nur konnten, ſchien doch das Waſſer ſeine Eigenſchaft verloren zu haben; denn alle unſere Verſuche, den Durſt zu ſtillen, waren vergeblich.

Der Ort, an dem wir uns befanden, hieß Daviep, und ſollte ein Lieblingsaufenthalt der Löwen ſein, welche ihre Jungen in den nahegelegenen Tincas-Bergen hegen, von wo ſie ihre Beuteausflüge machen. Wir verſäumten folglich nicht, die Gegend zu unterſuchen, aber da wir keine Löwenſpur fanden, nicht einmal ein Merkmal, daß vor Kurzem Löwen hier ſich befunden, hatten wir wenig Furcht vor einem Beſuche dieſer Gäſte; außerdem waren die Mauleſel und Pferde der Ruhe und des Futters ſehr bedürftig, und wir hielten es daher für rathſam, ſie während der Nacht ſich ſelbſt zu überlaſſen und ſie nur an den Beinen feſtzubinden. Wir mußten indeß unſere Unvorſichtigkeit theuer bezahlen.

Als wir am Abend zu dem Wagen zurückkamen, war der

während des Tages zurückgelassene Maulesel noch nicht zurückgekommen, deßhalb stieg ich und Stewardson jeder auf einen Ochsen, und kehrten dahin zurück, wo wir ihn zum letzten Mal gesehen hatten. Das Thier war inzwischen verschwunden, und da wir fanden, daß seine Spur nach dem Flusse hinabführte, wohin im Dunkeln dem Esel zu folgen eine große Thorheit gewesen wäre, kehrten wir sogleich um, in der Hoffnung, daß der Instinkt, der ihn vermocht hatte, das Wasser aufzusuchen, ihn auch zu seinen Genossen führen würde.

Zeitig am folgenden Morgen wurde einer von unseren Kutschern an den Fluß hinabgeschickt, um nach dem Vieh zu sehen, während Mr. Galton und ich langsamer nachgingen, aber wie groß war unser Schreck, als wir an das Flußbett kamen und entdeckten, daß verschiedene Löwen ganz kürzlich erst in allen Richtungen dahin und zurückgegangen waren. Dazu kam noch, daß weder Pferde noch Maulesel zu sehen waren, und alles dieses verkündigte nichts Gutes. Wir sollten nicht lange in Unsicherheit schweben, denn fast in demselben Augenblick fand sich unser Diener ein und erzählte, daß ein Maulesel und ein Pferd von den Löwen getödtet und bis auf Weniges aufgefressen worden seien. Er fügte hinzu, daß, als er sich dem Schauplatze des Unglücks näherte, er fünf von den Löwen von den Leichnamen fressen sah, aber sobald sie ihn bemerkten, hätten sie sich mit fürchterlichem Gebrülle entfernt. Obgleich er also behauptete, daß er die Löwen von ihrer Mahlzeit verscheucht habe, hatten wir gleichwohl allen Grund zu glauben, daß der Mann, sobald er die Thiere bemerkte, sich eiligst in den Bergschluchten verbarg, und daß er sich nicht eher aus seinem Verstecke hervorwagte, als bis er uns gewahr wurde. Im andern Falle würde er Zeit genug gehabt haben, uns von dem, was geschehen war, zu unterrichten, ehe wir das Lager verlassen hatten.

Es ist noch der Bemerkung werth, daß das getödtete Maul-

thier daſſelbe war, welches wir in der vorigen Nacht geſucht hatten, und wie es ſchien, hatte es eben ſeine Kameraden getroffen oder war nahe daran geweſen, ſie zu treffen, als es überfallen und getödtet wurde. Es war ein außergewöhnlich ſchönes und brauchbares Thier, weßhalb wir ſeinen Verluſt tief betrauerten; das Pferd war ebenfalls das beſte von den beiden, die wir vom Kap mitgebracht hatten.

Als wir die Gegend näher unterſuchten, fanden wir zu unſerer Freude, daß das andere Pferd und die übrigen Mauleſel im Flußbette hinunter glücklich entkommen waren, obgleich ſie ſicherlich ein Stück von den Löwen verfolgt wurden. Wie viele die letzteren wirklich waren, konnten wir nicht auffinden, doch mochten es ſieben bis acht geweſen ſein.

Nachdem wir uns ſo von dem Schickſale der armen Thiere überzeugt hatten, ſchickten wir den Kutſcher nach Stewardſon und den Uebrigen, mit dem Befehle, die nöthigen Gewehre und Munition mitzubringen, da wir beſchloſſen, Rache zu nehmen, ſoweit es möglich ſein könnte.

Bei der Abreiſe von Scheppmansdorf hatten wir leider nur drei bis vier kleine Ziegen als Speiſevorrath auf die Reiſe mitgenommen. Dieſer geringe Vorrath war jetzt faſt erſchöpft, und es war außerdem unſicher, in welcher Entfernung wir Dörfer der Eingeborenen treffen würden, in denen wir mehr eintauſchen könnten; daher hielten wir es für rathſam, auf alle Fälle uns mit Mauleſel- und Pferdefleiſch zu verſehen, und obgleich unſere Leute vor dem bloßen Gedanken daran zurückzuſchaudern ſchienen, fand ſich doch kein anderer Ausweg. Während wir auf die Ankunft der Leute warteten, ſchnitten wir von den todten Thieren die Stücke ab, welche die Löwen unberührt gelaſſen hatten. Nachdem dies geſchehen, legten wir einen Haufen Steine auf das Fleiſch, und als die Leute ankamen, zogen wir aus, um die Räuber zu ſuchen.

Aber obgleich wir beide Flußufer ziemlich weithin unterſuchten, konnten wir doch unmöglich die Löwen entdecken. Als ich zufällig ganz allein mich innerhalb des Rohrdickichts befand, welches das Ufer bedeckte, bemerkte ich einige ſchöne Klippſpringer oder Berggazellen, und ſchoß beide Läufe meiner Büchſe ab, doch ohne zu treffen. Der Knall des Schuſſes erſchreckte für einen Augenblick Mr. Galton und unſere Leute, welche glaubten, daß ich den Löwen vor mir habe, während ſie der Terrainbeſchaffenheit wegen mir unmöglich zu Hilfe kommen konnten.

Da wir ſchließlich von allem weiteren Suchen abſtehen mußten, ſchickten wir zwei oder drei Männer, auf welche wir uns am meiſten verlaſſen konnten, aus, um die verſcheuchten Maulеſel und das noch übrige Pferd zu ſuchen. Nach mehrſtündigem Umherſchweifen entdeckten ſie dieſelben; aber die armen Thiere waren ſo erſchrocken, daß ſie nur mit der äußerſten Anſtrengung und Mühe gefangen werden konnten.

In der Ueberzeugung, daß die Löwen wahrſcheinlich bei Nacht zurückkehren würden, um ſich zu holen, was ſie von dem Pferde und dem Mauleſel übrig gelaſſen hatten, beſchloſſen Galton und ich, ſie zu erwarten, und wir kamen dahin überein, uns auf der Spitze einer ſteilen Klippe, gleich neben einem der Leichname, in einen Hinterhalt zu legen.

Bald nach Sonnenuntergang begaben wir uns in dieſen Hinterhalt, und als wir faſt bis zu den Leichnamen gekommen waren, rief einer von den Leuten plötzlich: „Seht doch dort die ſechs Böcke!“ Man ſtelle ſich aber unſeren Schreck vor, als wir die Augen dahin wendeten, wohin er zeigte, und wir anſtatt der Antilopen ſechs prächtige Löwen gewahrten, und zwar oben auf derſelben Klippe, wo wir uns in den Hinterhalt legen wollten, und vollkommen ſicher zu ſein uns eingebildet hatten.

Als die Thiere merkten, daß ſie entdeckt waren, zogen ſie ſich hinter den Felſen zurück, aber doch kam der eine oder der andere

bald hier bald da aus dem Verstecke hervor und sah sich nach uns um.

Gegen den Rath Mr. Galton's und unserer Leute ging ich die Höhe hinauf, auf der wir die Löwen zuletzt gesehen hatten; aber obgleich sie nirgends sichtbar waren, hatte ich doch allen Grund zu glauben, daß die ganze Schaar sich nicht weit von mir befinden möge.

Wir konnten jetzt nicht länger daran denken, uns auf der Klippe zu verbergen, wo wir ursprünglich unseren Hinterhalt ausgewählt hatten, da wir von seiner Unsicherheit auf das Augenscheinlichste überzeugt waren; wir sahen uns daher nach einer sichereren Stelle um. Die einzige, welche sich uns bot, war eine große Acacie; aber dieser Baum stand mehr als zweihundert Ellen englisch (sechshundert Fuß) von den Leichnamen entfernt, und sein Stamm war so dick und gerade, daß man unmöglich daran hinaufklettern konnte. Außerdem war die tiefste Finsterniß auf die kurze Dämmerung gefolgt, und wir mußten deßhalb, obgleich wider Willen, die Löwen in vollem Besitze der Wahlstatt und der Beutereste lassen.

Als wir in unser Lager zurückgekehrt waren, fanden wir einen eben angekommenen Wagen, der Herrn Hahn gehörte, einem Mitgliede der Rheinischen Missionsgesellschaft, der unter den Damaras wohnhaft war. Der Wagen war auf dem Wege nach Scheppmansdorf, wo er verschiedene vom Kap gekommene Waaren abholen sollte. Der Kutscher war so gut, uns einige Stück Schafe abzulassen, zu großer Freude für unsere Leute, welche dadurch dem Pferde- und Mauleselfleisch entgingen. Indeß warfen wir dieses Fleisch nicht weg, sondern Mr. Galton und ich aßen mehrmals davon, und fanden es ganz schmackhaft, namentlich das Pferdefleisch.

Viertes Kapitel.

Gnu und Gemsbock. — Verfolgung eines Rhinoceros. — Giftige Fliege. — Acacienfrucht als Viehfutter. — Sonnenstich. — Kammpapageien. — Wir schießen eine Giraffe. — Tjobis-Fountain. — Seltsames Omelette. — Eßbares Gummi. — Ankunft in Richterfeldt. — Herr Rath und die Missionen. — Die Damaras und ihre Sitten u. s. w. — Wir werden von Löwen beunruhigt. — Panischer Schreck. — Pferdekrankheit.

Am zweiten Morgen nach dem Abenteuer mit den Löwen setzten wir unsere Reise fort, bald am Ufer, bald im Flußbett des Swakop. Der Weg war sehr beschwerlich und bestand zum größten Theil aus losem Kies und feinem Sand. Stewardson, der die Anordnungen für die Reise treffen sollte, hatte uns nicht mit oder vor Morgengrauen aufbrechen lassen, was das Beste gewesen wäre, sondern zögerte so lange, daß wir uns erst eine Stunde nach Sonnenaufgang in Bewegung setzten. Die Folge davon war, daß, ehe wir noch die Hälfte der für diesen Tag bestimmten Strecke zurückgelegt hatten, die Sonne bereits im Zenith stand und uns fürchterlich brannte und plagte.

Mit Ausnahme einiger wenigen Zebras hatten wir bis jetzt

kein Wild gesehen, obgleich wir zahlreiche Spuren von Gnus und Gemsböcken vorfanden. An diesem Tage trafen wir, bei einer Biegung des Weges, plötzlich einige der letztgenannten; aber der Anblick derselben fesselte uns so, daß wir nicht schossen, wie wir hätten thun sollen, sondern ein Vergnügen darin fanden, sie zu betrachten.

Wir brachten die Nacht an einer Quelle zu, Annis genannt, in der Nähe des Flusses. Am folgenden Morgen entdeckten wir nur hundert Schritt von unserem Lager die Spur mehrerer Rhinoceros. Da wir fanden, daß eines dieser Thiere im letzten Theile der Nacht in einer ganz nahe liegenden Lache getrunken hatte, machten Galton, Stewardson und ich uns auf, das Thier zu suchen, während der Wagen seinen Weg im Flußbette fortsetzte. Aber obwohl wir beinahe drei Stunden lang die Spur des Thieres mit ziemlich raschem Schritt verfolgten, waren wir doch außer Stand, es zu erreichen; wir brachen daher die Jagd ab und schlossen uns wieder unserer Karawane an.

Während des folgenden Tages gewahrte ich verschiedene seltsame Papageien mit Kämmen auf dem Kopfe und grauer Farbe, welche bei unserer Annäherung sehr unangenehm schrieen; aber sie saßen immer auf der Spitze der höchsten Bäume und waren so aufmerksam, daß ich sie nicht in Schußweite bekommen konnte.

Außerdem traf ich eine große Menge außerordentlich schöner Schmetterlinge, und auch eine Art Fliegen, welche Aehnlichkeit mit den Wespen hatten, und in der schönsten dunkelblauen Färbung glänzten. Ich schlug eine von den letzteren nieder, und wollte sie eben vom Boden aufheben, als sie mich heftig in die Hand stach; nach einigen Augenblicken fing die Hand zu schwellen an, und wurde fürchterlich dick, wobei ich die heftigsten Schmerzen auszustehen hatte.

Während wir dem Flußbett folgten, befanden sich unsere

Maulthiere und Pferde ganz vortrefflich, denn obwohl nicht viel Gras vorhanden, war doch immer zartes Schilf zu bekommen; freilich wird das Vieh schwach davon, bis es sich daran gewöhnt hat. Das Rindvieh, welches an diese grobe Nahrung gewöhnt ist, wird indeß schnell fett, und sein Fleisch schmeckt gegen alle Erwartung vortrefflich. Wenn das Schilf alt und trocken wird, zünden es die Eingeborenen an, und nach zwei bis drei Wochen wächst es wieder so üppig wie je.

Die von einer Acacienart abgefallene Schote war gleichfalls ein Leckerbissen für unsere Ochsen. Stewardson sagte, daß das Vieh schnell fett werde, wenn es regelmäßig diese Nahrung habe. Die Frucht hat einen beißenden Geschmack, ist aber nicht ungenießbar.

Das Holz dieses Baumes ist gerade gewachsen, fest und schwer; man hält es aber nicht für passend zu Ackerbaugeräthschaften. Jedoch habe ich gehört, daß das Holz an Güte gewinnt, wenn man den Baum durch Brennen fällt.

Stewardson's Gewohnheit, spät aufzubrechen, wäre mir fast theuer zu stehen gekommen; denn während ich eines Tages einige Vögel zu Fuße jagte, war ich ziemlich weit hinter der Karawane zurückgeblieben, und mußte, um sie wieder zu erreichen, meine Schritte, soviel ich nur konnte, beschleunigen. Die schon an und für sich außerordentlich heftigen Strahlen der Sonne wurden von den umgebenden Höhen und dem glühendheißen Sande zurückgeworfen, so daß die Hitze der eines Backofens vergleichbar wurde.

Ich hatte eben meine Gesellschaft in Sicht bekommen, als ich plötzlich vom Schwindel erfaßt wurde, und der schreckliche Gedanke, daß ich den Sonnenstich bekommen hätte, durchfuhr meinen Sinn. Ich kannte die Gefahr vollkommen; deßhalb nahm ich alle meine Kräfte zusammen und strengte mich auf das Aeußerste an, meine Freunde zu erreichen. Aber der Schwindel

nahm jeden Augenblick zu, und meine Stimme wurde so schwach, daß ich mich eine lange Zeit nicht hörbar machen konnte. Endlich glückte es mir doch, und Galton kam sogleich herbeigeritten und stellte mir sein Pferd zur Verfügung. Es war die höchste Zeit, denn in der nächsten Minute wäre es vielleicht zu spät gewesen. Ich schleppte mich dann mit vieler Mühe weiter bis zu einer kleinen Baumgruppe, wo ich mich vom Pferde herunterließ, und mehrere Stunden lang in einem Zustande fast gänzlicher Bewußtlosigkeit blieb. Als ich endlich aus der Betäubung erwachte, hatte die Hitze bedeutend nachgelassen; ein sanftes Lüftchen hatte angefangen zu wehen, und ich konnte langsam weiter gehen. Mein Kopf schmerzte indeß fürchterlich.

Die gewöhnliche Folge des Sonnenstichs ist, wie bekannt, entweder augenblicklicher Tod, oder eine Gehirnaffection für Lebenszeit. Ich für mein Theil erwartete nichts Geringeres als das letztere. Nach monatelangen täglichen Leiden wurde ich jedoch wiederhergestellt, und mit der Zeit lernte ich Hitze und Anstrengung so gut wie ein Eingeborener ertragen.

Nachdem wir mehrere Tage lang dem Laufe des Swakop gefolgt waren, erreichten wir einen seiner Nebenflüsse, welcher Tjobis hieß. An seiner Mündung trafen wir zum ersten Mal eine große Menge Perlhühner, die, wie wir später fanden, hier zu Lande allgemein sind.

Wir machten auch mit ein oder zwei Arten Tukanas Bekanntschaft; auch fand ich noch verschiedene Arten der schon oben erwähnten Papageien. Es waren die Schizorhis concolor Smith.

Nach einem mühsamen Wege von mehreren Stunden erreichten wir Galton, der vorausgeritten war. Sein Gesicht strahlte vor Freuden, als er uns erzählte, daß er eben eine schöne Giraffe geschossen habe. Diese Nachricht war für Alle angenehm; denn abgesehen von der Aussicht auf einen Schmaus,

INSTYTUT GEOGRAFII PAN BIBLIOTEKA

hatte die Sonnenhitze und der beschwerliche Weg uns Alle ermattet, und wir waren daher sehr froh, einen Vorwand zum Ausruhen zu haben.

Die Maulthiere wurden abgeschirrt, und alle Leute machten sich daran, das Thier zu zerlegen und sein Fleisch zuzubereiten, aber dieses war leider mager und zäh.

Die Knochen der Giraffe enthalten indeß viel Mark, welches, wenn es gehörig zubereitet wird, von Jedermann mit Appetit gegessen wird; die Eingeborenen pflegen es selbst roh zu verzehren.

Es fand sich indeß kein Wasser, wo wir ausgespannt hatten, und wir mußten deßhalb bis zum Abend unsern Weg fortsetzen; als wir nach Tjobis-Fountain kamen, welches am Flußbett des Tjobis liegt, war es schon dunkel.

Hier besuchten uns mehrere Eingeborene. Als sie hörten, daß eine Giraffe geschossen worden sei, und sie nach Belieben von dem übriggebliebenen Fleische essen dürften, kannte ihre Freude keine Grenzen; einige von ihnen gingen noch in derselben Nacht nach dem Aase. Sie schenkten uns süßes Gummi, schlechten Brei, der aus dem Samen einer Grasart bereitet war, und einige Straußeneier.

Unser Koch machte uns ein vortreffliches Omelette von einem dieser Eier und befolgte dabei ein ganz eigenthümliches Verfahren. In ein Ende des Eies wurde ein Loch gemacht, durch welches man etwas Salz, Pfeffer u. s. w. hineinthat. Dann wurde das Ei heftig geschüttelt, so daß das Weiße, das Dotter und die genannten Ingredienzen gehörig unter einander gemischt wurden. Hierauf legte man es in heiße Asche, in der es förmlich bäckt. Ein so zubereitetes Ei soll so viel wie vierundzwanzig gewöhnliche Hühnereier enthalten, ist aber dennoch nicht zu viel für eine einzelne Person.

Wir blieben fast zwei Tage bei Tjobis-Fountain, so daß

unser Vieh Zeit hatte sich etwas zu erholen; aber da dieser Ort, wie man sagte, ein Lieblingsaufenthalt für Löwen war, und wir uns der vor Kurzem empfangenen Lehre erinnerten, trafen wir unsere Vorsichtsmaßregeln wegen der Pferde und der Maulthiere während der Nacht. Einige Zebras kamen im Dunkeln herab, um zu trinken, entfernten sich aber mit Tagesanbruch, und die Hitze war zu schwer und drückend, als daß wir eine längere Jagd nach ihnen hätten unternehmen mögen.

Das Land blieb sandig wie bisher, aber die Vegetation war trotzdem bedeutend reicher geworden; statt nackter und öder Stellen war der Boden in Menge mit feinem Gras, Zwergsträuchern, einzeln stehenden Aloen und einigen Arten stachliger Blumen bedeckt. Die letzteren geben in dieser Jahreszeit ein vortreffliches und nahrhaftes Gummi, welches, obgleich fast so süß wie Zucker, in großer Quantität verzehrt werden konnte, ohne Beschwerde oder irgend welche unangenehme Folgen nach sich zu ziehen.

Am dritten Tage Abends verließen wir Tjobis-Fountain und waren bei Zeiten am nächsten Morgen noch einmal in dem Bette des Swakop; aber hier standen unsere Maulesel plötzlich still, und nichts vermochte sie von der Stelle zu bringen. Sie waren ganz erschöpft, und dieses Unglück hatten wir nur Stewardson zu danken, denn wenn wir, wie wir es thun sollten, bei Nacht aufgebrochen wären, statt zur heißesten Tageszeit, wären die armen Thiere ebenso schnell und behend gewesen, wie damals, als wir Scheppmansdorf verließen, und wir hätten uns viele Leiden erspart. Es ist natürlich, daß kein Thier, so abgehärtet es auch sein mag, andauernde Arbeit oder Anstrengung am Tage in dieser heißen Jahreszeit aushalten kann. Glücklicherweise war die Missionsstation Richterfeldt nur noch zwei Stunden weit entfernt, und Galton machte sich sogleich auf den Weg, um von dort Hülfe zu holen. In Kurzem kamen sechs

Ochsen mit Mannschaft u. s. w., und wir konnten nun die Reise ohne weitern Aufenthalt fortsetzen. Als wir die Station erreichten, wurden wir mit vieler Herzlichkeit und Gastfreundschaft von dem Rev. Mr. Rath, einem Mitgliede der Rheinischen Missionsgesellschaft, aufgenommen.

Richterfeldt liegt unmittelbar an der Grenze des Damara-Landes. Die südliche Grenzlinie dieses ausgedehnten Landes, welches bis zu unsrer Ankunft fast unbekannt war, liegt ungefähr unter dem 19. Breitengrade. Südlich davon liegt das Groß-Namaqua-Land; die Ostgrenze bildet der 20. Längengrad, die Westgrenze der atlantische Ocean. Der Flächenraum des Damara-Landes mag ungefähr 20,000 englische Quadratmeilen betragen.

Das Damara-Land wird von zwei verschiedenen Stämmen bewohnt, nämlich den Damaras*), welche die Ebenen oder vielmehr den offenen Theile des Landes innehaben, und den sogenannten Berg-Damaras**), die man als Ureinwohner ansieht, und die, wie der Name besagt, ihre Wohnplätze in den Bergen haben. Außerdem trifft man noch hier und da Buschmänner zerstreut unter ihnen.

---

*) Die Damaras theilen sich in zwei große Stämme, Ovaherero und Ovapantieren, von denen die ersteren dem Meere nahe wohnen; eine unbedeutende Verschiedenheit in der Sprache abgerechnet, scheinen sie ein und dasselbe Volk zu sein. Sie können ferner in reiche und arme Damaras getheilt werden, oder solche, die vom Ertrag der Heerden leben, und solche, die gar kein Vieh oder höchstens sehr wenig haben und hauptsächlich von der Jagd und wildwachsenden Pflanzen leben, die sie aufsuchen. Diese heißen Ovatjimba und werden von den Vermögenderen auf das Tiefste verachtet, welche sie zu Sklaven erniedrigt haben und kein Bedenken tragen, ihnen das Leben zu nehmen.

**) Der eigentliche Name dieses Volks ist Haukoin, wörtlich: „wahre Menschen." Von den Namaquas werden sie Ghou-Damop oder Daman genannt, ein Wort, das sich nicht gut übersetzen läßt.

Richterfeldt liegt angenehm am Ufer des Swakop, an der Stelle, wo der Ommutenna, einer seiner Nebenflüsse, in ihn mündet. Der Ort ist mit süßem Wasser versehen, welches entweder aus einer reichlich fließenden Mineralquelle oder dadurch gewonnen wird, daß man einige Zoll tief im Flußbette gräbt. Ebenso giebt es hier auch gutes Gartenland, das außerordentlich fruchtbar ist, wenn es gehörig bebaut und bewässert wird. Fast alle europäischen Gewächse gedeihen hier gut; Weizen wächst prächtig und ist von vorzüglicher Güte; aber hier, wie in Scheppmansdorf, verursachen Ueberschwemmungen oft großen Schaden. Das Weideland ist weit ausgedehnt und vortrefflich.

Richterfeldt wurde 1848 gegründet, und Mr. Rath hatte also noch nicht lange hier gelebt. Er wohnte in einer für den ersten Augenblick gebauten Hütte mit vier Fuß hohen Lehmwänden und einem Dache von Matten und Leinwand. Hinter dem Hause lagen kleine Dörfer der Eingeborenen, die aus funfzig bis sechzig elenden Schoppen mit etwa zweihundert Einwohnern, die Kinder eingerechnet, bestanden. Sie waren alle sehr arm; doch hatten einige unter ihnen eine kleine Heerde Schafe oder Ziegen, die sie sich für Waaren eintauschten, welche sie von den Missionaren als Lohn für Arbeiten, Botengänge und andere Dienste erhielten. Die gangbare Münze sind Eisenwaaren, und der gewöhnliche Preis für einen Ochsen zu dieser Zeit war ein eisernes Assegai ohne Stiel; ein Schaf oder eine Ziege kostete eine gewisse Menge Kupfer- oder Eisendraht oder zwei Stücke eiserner Reif von fünf bis sechs Zoll Länge jedes. Das Damara-Volk hat eine wahre Manie für Kupfer und Eisen, namentlich das letztere, und sie hängen sich gern Stücke polirtes Eisen als Schmuck an, das ihnen gar nicht schlecht steht.

Im Allgemeinen sind die Damaras ein schönes Volk, und es ist gar nicht ungewöhnlich, unter ihnen Leute von sechs Fuß und einigen Zoll Länge zu finden, die in jeder Hinsicht wohl-

proportionirt sind. Ihre Gesichter sind ebenfalls schön und regelmäßig, und manche können als wahre Muster menschlicher Schönheit gelten. Ihr Wesen und Benehmen ist angenehm und ausdrucksvoll. Aber obgleich sie äußerlich sehr kräftig aussehen, können sie doch in dieser Beziehung keinen Vergleich selbst mit nur mäßig starken Europäern aushalten.

Die Hautfarbe der Damaras ist dunkel, obwohl sie nicht ganz schwarz sind; doch bemerkt man hierbei viele Abstufungen und Unterschiede. Sie machen auch selbst einen Unterschied zwischen Ovathorondu, den schwarzen, und Ovatherandu, den rothen Menschen. Ihre Augen sind schwarz und haben einen sanften Ausdruck.

Im Damara-Land habe ich nie Albinos gesehen, obgleich sie unter den Kaffern vorkommen sollen.

Die Frauen sind meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen runden Formen, und sehr kleinen Händen und Füßen. Ihr unsicheres Leben aber und der beständige Aufenthalt unter einer brennenden Sonne u. s. w. ist der Grund, daß ihre Schönheit bald verschwindet, und in vorgerückterem Alter werden sie oft die abscheulichsten und häßlichsten Wesen, die man sich nur denken kann.

Beide Geschlechter sind außerordentlich unsauber in ihren Gewohnheiten. Der Schmuz häuft sich oft so auf ihren Körpern, daß man die Hautfarbe unmöglich unterscheiden kann, und um diese gänzlich zu verbergen, beschmieren sie sich mit rothem Ocher und Fett. Dadurch wird auch ihre Ausdünstung außerordentlich widrig.

Weder Männer noch Weiber tragen viel Kleider. Sie bedienen sich nur eines oder einiger Schaf- oder Ziegenfelle mit oder ohne Haare, welche sie ganz lose um den Leib schlingen oder über die Achsel werfen. Diese Felle sind, wie der Körper der Damaras, mit dicken Massen von rothem Ocher und Fett

beschmiert; die Vermögenderen tragen als Schmuck auf ihren Pelzen grobgearbeitete Eisen- oder Kupferkügelchen von verschiedener Größe.

Die Männer gehen gewöhnlich in bloßem Kopfe; wenn es aber kalt ist oder regnet, haben sie eine Art Capuchon oder richtiger ein Stück Fell, dem sie jede mögliche Form geben können.

Außer den erwähnten Pelzen tragen die Weiber eine Art Leibchen, das aus einer Unzahl kleiner runder Stückchen von Straußeneierschalen, die an Fäden gereiht sind, gefertigt ist; sechs bis acht solche Reihen befestigt man an einander, sie sind aber gewiß mehr zur Zierde bestimmt, als von wirklichem Nutzen. Die Kopfbedeckung verheiratheter Frauen ist eigenthümlich und recht malerisch, und an Gestalt und Aussehen einem Helm nicht unähnlich.

Die Knaben gehen gewöhnlich ganz nackt; aber die Mädchen tragen eine Art Schurz, an dem eine Menge feiner Streifen hängen, die mit Eisen- und Kupferkügelchen verziert sind.

Die Männer tragen nur wenig Schmuck und überlassen ihn ganz ihren Frauen und Töchtern. Dagegen halten sie viel auf eine Unzahl feiner Lederriemchen, die auch einen Theil ihrer Bekleidung ausmachen, und die sie nachlässig, aber nicht ohne Geschmack um die Hüften schlingen. An diesen Riemen, die oft mehrere hundert Fuß lang sind, tragen sie die sogenannten Kieries, d. h. Stöcke mit einem Knoten am Ende, Pfeile u. s. w.; in ihnen halten sich aber auch Hunderte von Insekten der ekelhaftesten Art auf.

Weiber, welche die Mittel dazu haben, tragen eine große Menge Eisen- und Kupferringe (Gold und Messing hat wenig Werth bei ihnen) um den Leib und die Fußknöchel.

Die Waffen der Damaras sind Assegais, Kieries, Bogen und Pfeil; einige haben auch Schießgewehre.

Die Spitze der Assegais ist von Eisen und wird gewöhnlich sehr blank gehalten; das Eisen ist außerdem weich, so daß die Spitze leicht geschliffen und ausgebessert werden kann, wenn sie sich abgenutzt hat. Der Stiel ist manchmal auch von Eisen, noch öfter aber von Holz, und ist gewöhnlich am Ende mit dem Büschel eines Ochsenschwanzes versehen. Seiner Breite wegen ist der Assegai nicht recht gut zur Stoßwaffe passend, und außerdem so schwer, daß man ihn nicht weit werfen kann. Man benutzt diese Waffe namentlich als Messer, es ist zwar ein freilich ungeschickter Stellvertreter desselben, kann aber doch so ziemlich dafür gebraucht werden.

Der Kierie ist eine Lieblingswaffe der Damaras, die sie mit vieler Geschicklichkeit gebrauchen und mit der sie mit größter Sicherheit Vögel und kleine Vierfüßler erlegen. Die meisten wilden Stämme in Südafrika führen diese Waffe mit großer Geschicklichkeit. Von den Matabili sagt Harris, daß sie „fast immer mit ihren Kieries Reb- und Perlhühner selbst im Fluge treffen.“ In einer gewohnten Hand ist der Kierie eine gefährliche und kräftige Waffe, da ein einziger wohlgezielter Schlag hinreicht, den stärksten Mann zu Boden zu strecken.

Bogen und Pfeil sind zwar die beständigen Begleiter der Damaras, aber sind doch in ihren Händen nicht so wirksam, als sie es sein könnten, und ein Damara wird nie ein vollendeter Bogenschütze. Dreißig bis vierzig Schritte weit schießen sie ziemlich sicher; aber in größerer Entfernung vermögen sie nur wenig.

Da die Damaras den Europäern wenig bekannt sind, bleibt noch viel von ihnen zu sagen übrig, und sie verdienen ein besonderes Kapitel. Nähere Angaben über ihre Eigenheiten Sitten, Gebräuche u. s. w. sollen daher später mitgetheilt werden, wenn ich näher mit ihnen und ihrem Lande bekannt sein werde.

In Folge der ungeheuren Dürre in diesem Jahre waren die meisten Regenwasseransammlungen um Richterfeldt ausgetrocknet; doch fand sich noch Quellwasser in der Umgegend, und deßhalb sammelte sich das Wild zur Nachtzeit daselbst in großer Anzahl. Wie es unter solchen Umständen gewöhnlich ist, folgten dem Wilde Schaaren von Löwen, welche uns unaufhörlich belästigten. Um uns gegen sie zu schützen, hatten wir gleich bei unserer Ankunft eine starke Umzäunung rings um den Lagerplatz angebracht; aber wir glaubten uns trotzdem nicht sicher genug.

Eines Abends war das Wild lästiger als je. Die Sonne war kaum am Horizont verschwunden, als sie schon ihre Schrecken erregende Musik begannen und damit bis ganz spät, wo Alles still war, fortfuhren. Ich glaubte, daß sie sich nun entfernt hätten, und ließ die Leute, welche bis dahin gewacht hatten, endlich zur Ruhe gehen. Dies war indeß ein Irrthum, denn zwei Stunden waren kaum vergangen, als in geringer Entfernung von unserm Lager ein fürchterliches Gebrüll entstand, untermischt mit Hin- und Herspringen, Hufschlag, Getöse und Gewieher einer Heerde Zebras, so daß alle unsere Leute erwachten und unbegreiflicher Schreck und Unordnung im Lager entstand. Einige von den Männern rannten wie wahnsinnig umher und klagten in herzzerreißenden Tönen darüber, daß sie das Kap verlassen hatten. Andere griffen convulsivisch nach ihren Decken und weinten wie Kinder, während die übrigen unbeweglich dastanden, mit Furcht und Angst auf ihren Gesichtern. Alle meine Bemühungen, sie zu beruhigen, waren vergeblich. Sie schienen vollkommen überzeugt zu sein, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei und daß sie unter den Klauen dieser Bestien elendiglich umkommen sollten.

Ich trat aus der Umzäunung und konnte deutlich die brennenden Augen der Löwen erkennen, da der Schein von unserem

kleinen, wohlunterhaltenen Wachtfeuer auf sie fiel. Ich schoß einige Kugeln nach ihnen ab, doch ohne zu treffen, wie sich später zeigte.

Am folgenden Morgen fanden wir, daß die Zebras unbeschädigt davon gekommen waren, und wir erklärten uns die gewöhnliche Wuth und Wildheit ihrer Verfolger aus dem Zorn darüber, daß ihre Lieblingsbeute ihnen entging.

Wir waren noch nicht lange in Richterfeldt, als zwei von unsern Maulthieren und das noch übrige Pferd von einer tödtlichen Krankheit befallen wurden, und nach Verlauf von zwei Stunden starben. Obgleich dieser Verlust uns sehr hart betraf, war doch der Tod dieser Thiere ein wahres Glück für die armen Damaras, welche die Aeser mit Haut und Haar und ohne die geringste unangenehme Folge verzehrten.

Die erwähnte Krankheit ist allgemein bekannt unter dem Namen Paarde-Sikte (Pferdekrankheit); ihre Veranlassung ist vollständig unbekannt, auch weiß man kein Mittel dagegen. Im ganzen Namaqua-Lande ist diese Krankheit sehr gewöhnlich. Einige leiten sie von giftigen Grasarten ab, welche die Thiere gefressen; Andere glauben, daß sie vom Thau herrührt, und noch Andere davon, daß die Thiere junges Gras*) fressen; aber alle diese Annahmen sind ganz unwahrscheinlich, aus Gründen, welche hier näher auseinander zu setzen unnöthig sein würde. November und December hält man für die eigentliche Krankheitszeit. Daß unsere Thiere erkrankten, war eine ungewöhnliche Ausnahme von der Regel; denn sie starben im August, also einen ganzen Monat vor Eintritt der Regenzeit.

Obgleich die Krankheit den Pferden tödtlich ist, so giebt es

*) Etwas Aehnliches glaubt man von dem merkwürdigen Thierchen, dem Lemming (Lemmus norvegicus, Worm.), dessen geheimnißvolles Erscheinen und Verschwinden zu manchen unbefriedigenden Vermuthungen Veranlassung gegeben hat. Vgl. Lloyd's Scandinavian Adventures II, v.

doch selbst in Gegenden, wo sie am schlimmsten haust, Orte, die ganz davon befreit sind. Die Eingeborenen kennen diese Orte sehr wohl, und wenn man die Pferde um den Anfang des Ausbruchs der Krankheit dahin schickt, kommen sie stets wohlerhalten davon.

Südlich vom Oranjeflusse und so weit nördlich, als die Europäer vom Kap her vorgedrungen sind, herrscht diese tödtliche Krankheit, welche eines der Haupthindernisse bei Reisen in Südafrika ausmacht.

Fünftes Kapitel.

Hans Larsen und seine Thaten. — Er tritt der Expedition bei. — Wie man auf Ochsen reitet. — Rhinocerosjagd. — Der Tod des Thieres. — Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Anekdoten zur Bewahrheitung dieses Sprüchworts. — Hans und der Löwe. — Der Doktor in Aengsten. — Leiden auf der Naarip-Ebene. — Ankunft in Scheppmansdorf.

Während unseres Aufenthalts in der Kapstadt hörten wir viel von einem gewissen Hans Larsen, als einem durch Muth, Stärke, Standhaftigkeit und Ausdauer höchst merkwürdigen Manne. Er war Däne von Geburt und Seemann von Profession, aber des Seelebens müde, hatte er vor einigen Jahren sein Schiff verlassen, und sollte jetzt irgendwo in der Nähe der Wallfischbai wohnen.

Mr. Bam in Scheppmansdorf bestätigte vollkommen, was wir von Hans gehört hatten, und forderte Mr. Galton allen Ernstes auf, ihn in seine Dienste zu nehmen. Erst nach unserer Ankunft in Richterfeldt, wo Hans jetzt wohnte, hatten wir Gelegenheit, mit dem Manne persönlich Bekanntschaft zu machen. Bis vor Kurzem war er Viehhirt gewesen, jetzt aber lebte er für sich allein von seiner eigenen Heerde und der Jagd.

Hans war ein schönes Muster eines echten Nordländers — helle Hautfarbe, blondes Haar, blaue Augen; und obgleich nur von mittler Statur, war er doch ungewöhnlich kräftig und muskulös gebaut. Seine Stärke übertraf wirklich alle Begriffe. Eins seiner Hauptstücke war, einen ungeheuer großen Ambos zu tragen, den kein gewöhnlicher Mensch vom Boden aufheben konnte, wobei er noch so viel Menschen, als Platz hatten, sich daran festhalten ließ. Einmal hatte er einen Felsblock fortgeschleppt, den zehn Personen auf seine Schultern heben mußten.

Durch seine Riesenkräfte und seinen Muth hatte er zwar den Eingeborenen eine heilsame Furcht vor seiner Person eingejagt, und doch fanden sie Vergnügen daran, ihn zu reizen; er war aber ein sehr ruhiger und gutmüthiger Mann und nahm ihre Neckereien nicht übel auf. Eines Tages gingen sie aber doch zu weit in ihren Späßen, da erhob er seine herkulische Faust und mit einem Schlage warf er den ihm zunächst stehenden von seinen Plagegeistern zu Boden. Anfangs glaubte man, der Mann sei todt; er war aber glücklicherweise nur betäubt. Als er wieder zu Bewußtsein kam, schwur er, sich rächen zu wollen; da er jedoch seinen Vorsatz nicht ausführen konnte, klagte er bei dem Stammesoberhaupte, und nun hielt man „Raad", d. h. Rathsversammlung. Manche forderten strenge Strafe; aber nachdem alle Mitglieder gesprochen hatten, erhob sich am Schlusse das Oberhaupt und sagte, seine Ueberzeugung sei, daß man die ganze Sache vergessen und sich künftighin in Acht nehmen solle, Hans zu beleidigen, da das jedesmal schlecht ablaufen möchte. Diesen Rath hielt man für den besten, und von Stund an machte man keinen schlechten Witz mehr mit dem Dänen.

Hans war ein vortrefflicher und unermüdlicher Jäger, dabei so glücklich, daß, obwohl die ganze Gegend, als er hierher kam, von Rhinoceros, Löwen, Giraffen, Zebras, Gnus, Gemsböcken u. s. w. buchstäblich wimmelte, er in kürzester Zeit alle ausrottete.

Damit der Leſer ſich einen Begriff machen kann von der ungeheuren Menge Wild, die ſich damals in jenen Theilen Afrika's befand, will ich nur erwähnen, daß Hans einmal mit eigener Hand nicht weniger als neun Rhinoceros an einem Tage erſchoß. Sein gewöhnlicher Jagdanzug war höchſt ſeltſam; denn er trug keine Unterkleider, ſondern nur ein dickes grobes blaues, um den Leib mit einem Gürtel zuſammengehaltenes Hemd oder Blouſe, worin er Kugeln, Zündhölzchen, Vorladung u. ſ. w. aufbewahrte.

Er nahm nur wenig animaliſche Koſt zu ſich; aber ſo oft er konnte, trank er Kaffee in wahrhaft erſchrecklicher Menge. Seine Hauptnahrung war jedoch dicke ſaure Milch, die er kannenweiſe genoß. Es iſt wirklich wunderbar, daß Menſchen davon leben können; übrigens iſt dies das Hauptnahrungsmittel der Damaras, welche, wie ich ſchon erwähnt, ein ſehr ſchönes Volk ſind.

Als Mr. Galton Hans den Vorſchlag machte, uns als erſter Diener zu begleiten, ging er ſogleich darauf ein, und wir waren froh, daß wir einen ſo geſchickten und geübten Mann bekommen konnten. Wenn ich an das denke, was uns ſpäter begegnete, finde ich es ſehr zweifelhaft, ob wir uns hätten helfen können, wenn wir ihn nicht gehabt hätten. Außerdem hatten wir eingeſehen, daß es faſt unmöglich ſein würde, von den Eingeborenen eine größere Anzahl Vieh einzutauſchen, und ſelbſt wenn dies der Fall war, war das Vieh doch ſo wild und unbändig, daß wir mehrere Monate lang keinen Nutzen von ihm gehabt haben würden. Hans hatte ſelbſt eine kleine Heerde, in der einige Stücke ſchon abgerichtet und die übrigen mehr oder weniger gezähmt waren, und er war bereit, ſie uns für einen mäßigen Preis abzulaſſen; daher kaufte auch Mr. Galton dieſelbe ſammt und ſonders, ohne nur einen Augenblick zu zögern, und ſo kamen

wir über eine Schwierigkeit hinweg, die uns so lange Zeit bekümmert hatte.

Hans hatte einen englischen Burschen in seinem Dienste mit Namen John Allen, welcher ebenfalls Seemann war und wie sein Herr sein Schiff in der Wallfischbai verlassen hatte. Während der Abwesenheit seines Herrn hatte John das Vieh besorgt, und da er ein flinker und brauchbarer Bursche war, nahm auch ihn Mr. Galton in seine Dienste.

Nachdem wir einige Tage geruht hatten, wurde beschlossen, daß Hans und ich mit dem größern Theile unserer Leute nach Scheppmansdorf zurückkehren sollten, um die Ochsen abzurichten und die Wagen und Vorräthe herbeizuschaffen.

Hans schenkte mir einen Ochsen mit Namen Spring, auf welchem ich seitdem über zweitausend englische Meilen geritten bin. Als wir aufbrachen, ließ er uns Alle auf Ochsen steigen, und es war lustig anzusehen, wie einige von den Männern sich dabei benahmen, die vorher nie auf einem Ochsen geritten hatten. Es ist unmöglich, einen Ochsen wie ein Pferd zu lenken, denn bei dem geringsten Versuche, das zu thun, würde man sogleich den Stock aus der Nase reißen, wodurch man aber die Möglichkeit, das Thier zu lenken, verliert; der Ochse läßt sich indeß leicht regieren, wenn man an beiden Zügeln auf einmal und nach der Seite hin zieht, wohin man ihn haben will. Auf einem Ochsen zu sitzen ist nicht wenig unbequem und schwer, denn seine Haut ist locker, im Gegensatze zu der des Pferdes, und wenn der Sattel noch so festgebunden ist, schwankt man doch nach beiden Seiten, wie ein Kind in der Wiege. Indeß wird man nach wenigen Tagen schon sattelfest, und Gewohnheit thut das Uebrige.

Das Reiten auf Ochsen ist, wenn man sich daran gewöhnt hat, nicht so unangenehm, als man glauben sollte, namentlich wenn man ein sanftes Thier hat. Unter Umständen kann man

den Ochsen auch in einen mäßigen Trab setzen, denn obgleich er im Durchschnitt nur etwa drei englische Meilen in der Stunde macht, kann man ihn doch dahin bringen, daß er die doppelte Strecke in derselben Zeit zurücklegt. Mr. Galton ritt einmal vierundzwanzig englische Meilen in vier Stunden und zwar durch tiefen Sand.

Früh am Morgen erreichten wir Annis-Fountain, wo wir wie das erste Mal eine Menge Rhinocerosspuren fanden. Wir ließen die Leute zurück, um auf das Vieh Acht zu haben, während Hans, Stewardson und ich die frischesten Spuren aufsuchten und uns auf die Jagd begaben; aber nach einer Wanderung von mehreren Stunden in brennender Sonnenhitze waren wir, wie es schien, noch ebenso weit von unserem Ziele als je, und Stewardson, der ganz ermattet war, gab sich alle Mühe, uns zu überreden, von weiteren Bemühungen abzustehen. Wir hörten aber nicht auf ihn, sondern ließen ihn zum Lager zurückkehren und setzten unsere Wanderung, wenn auch mit geringer Hoffnung auf Erfolg fort.

Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, seit wir uns von Stewardson getrennt hatten, als ich in der Ferne in einer Schlucht einen Gegenstand bemerkte, der meine Aufmerksamkeit erregte; ich zeigte ihn dem Hans, aber dieser glaubte, es sei nichts als ein großer Felsblock. Wir gingen nichts desto weniger darauf zu, und bald entdeckte ich, daß die formlose Masse nichts Geringeres als ein Rhinoceros war, das wir ja eben suchten. Hans, der oft Gelegenheit gehabt hatte, dieses Thier in allen möglichen Stellungen zu sehen, wollte es anfangs doch nicht recht glauben, und erst, als wir nur noch zwanzig Schritte von dem Thiere entfernt waren, schwand sein Zweifel. Mit leisem eiligem Schritt und gespanntem Gewehr näherten wir uns dem Ungethüm, das noch kein Lebenszeichen von sich gab. Endlich pfiff der eine von uns, und in dem nämlichen Augenblicke sprang

das Thier schnell wie ein Gedanke auf und betrachtete uns mit neugierigen, zornigen Blicken. Dies dauerte jedoch nur einen Augenblick, denn ehe das Rhinoceros nur Zeit hatte, sich zu bewegen, wurde es von zwei wohlgezielten Kugeln nicht ganz sechs Schritt vor unsern Füßen niedergestreckt.

Uebermüthig durch den Erfolg sprang ich, einfältig genug, auf seinen Rücken und stieß nach Afrikaner Sitte ein Jagdmesser in sein Fleisch, um zu sehen, ob unsere Beute fett sei. Aber entweder war das Leben noch nicht ganz erloschen, oder veranlaßte die plötzliche Zugabe meines Gewichtes eine Erschütterung in dem eben noch lebenden Körper, — genug, ich fühlte, daß das Thier sich unter mir bewegte; sprang, wie man sich leicht denken kann, sogleich herab und eilte davon. Obgleich meine Besorgnisse dieses Mal ungegründet waren, wird doch folgende Anekdote, welche die Eingeborenen mir erzählten, deutlich beweisen, wie gefährlich es ist, einem scheinbar todten Rhinoceros sich zu schnell zu nähern*).

Einige Namaquas hatten ein Rhinoceros geschossen, gerade als es aus dem Schlafe erwachte. Einer von ihnen, der das Thier für todt hielt, ging gerade darauf los und machte es eben so wie ich in ganz derselben Absicht. Das Thier war jedoch nur betäubt, und sobald es den kalten Stahl im Leibe fühlte, sprang es auf die Füße und lief in schnellem Laufe davon. Alles geschah so plötzlich, daß der Mann nicht herabspringen konnte, und die übrigen Namaquas standen unbeweglich vor Schreck. Als das Thier vierzig bis funfzig Schritt ge-

*) Die meisten Thiere fallen auf die Seite, wenn sie durch einen Schuß oder sonstwie getödtet werden, aber das Rhinoceros macht oft eine Ausnahme von der Regel, wenigstens nach dem, was ich in Erfahrung gebracht habe. In neun von zehn Fällen fand ich diejenigen, welche ich auf meinen Wanderungen in Afrika schoß — und das sind etwa hundert gewesen — auf den Knieen liegend, wobei der Vorderkopf auf der Erde ruhte.

laufen war, blieb es zum Glück plötzlich stehen und sah sich um. Diesen günstigen Augenblick ließ man nicht unbenutzt; einer von der Gesellschaft, der muthiger als die andern war, schoß sogleich sein Gewehr los und war so glücklich, das Thier zu Fall zu bringen, während der erschrockene Reiter noch auf seinem Rücken saß.

Als wir zu unserer Gesellschaft zurückkamen, war Stewardson nicht wenig verwundert über unsern günstigen Erfolg und ärgerte sich über seinen Mangel an Ausdauer. Das Fleisch des Rhinoceros war mager, aber nicht unschmackhaft, und wir hielten uns einen Tag lang bei Annis-Fountain auf, um es zu zerschneiden und einen Theil davon zur Reisekost zu trocknen. Wir nahmen auch einen ansehnlichen Vorrath von der Haut des Thieres mit, um es zu Schambocks*) zu verwenden.

Eines Tages, als Hans und ich zusammen ritten, machte er mich auf eine Stelle aufmerksam, wo er mitten am Tage von einem Löwen angefallen und von seinem Ochsen herabgerissen worden war und nur durch ein Wunder dem Tode entrann.

Da wir keinen Wagen bei uns hatten, konnten wir ohne Unterbrechung dem Bette des Swakop folgen; als wir aber den Usab-Paß erreichten, mußten wir den Fluß verlassen und über die Naarip-Ebene uns nach Scheppmansdorf wenden. Wegen der großen Strecke dieses Weges (funfzehn Stunden) und wegen des gänzlichen Mangels an Wasser und Weide überschreitet man

*) Ein Schambock (das Wort ist holländisch) ist ein Streifen von dem dicksten Theile der Rhinoceros- oder Flußpferdhaut. Diese Streifen breitet man auf der Erde aus, und wenn sie etwas steif geworden sind, werden sie tüchtig geklopft, damit sie noch derber und an den Seiten abgerundet werden. Sodann schneidet man sie mit einem Messer oder Hobel in jede beliebige Form, und zum Schlusse glättet und polirt man sie mit einem Stück Sandpapier oder Glas. Ein solcher Schambock ist unglaublich zäh und biegsam; er ist Jahre lang zu gebrauchen, und man kann damit die schwersten Wunden und Striemen beibringen. Der Preis solcher Peitschen schwankt in den Colonien zwischen achtzehn Pence und neun bis zehn Schillingen.

dieſe Ebene gewöhnlich zur Nachtzeit. Dichte Nebel ſind hier indeß nicht ungewöhnlich und der Reiſende deßhalb einiger Gefahr ausgeſetzt. Es geſchieht nicht ſelten, daß er die Richtung verliert; daher befindet er ſich oft, wenn der Tag anbricht, entweder auf der entgegengeſetzten Seite der Stelle, von wo er ausging, oder auf einem ganz unbekannten Theile der Ebene. Man erzählt ſogar, daß Menſchen ganze drei Tage auf dieſer unwirthbaren Ebene zugebracht haben. „Den Weg zu verlieren," ſagt mein Freund Galton, „iſt hier die Regel, nicht die Ausnahme; und wer dem auf ſeiner Reiſe durch die Ebene entgeht, iſt mit Recht ſtolz auf ſeine That."

Hans erzählte mir ein Abenteuer, das ein Europäer in dieſer Wildniß erlebte. Zu der Zeit, als Kapitän Greybourn (den ich ſchon erwähnt habe) an der Wallfiſchbai wohnte, mußte der in jenem Etabliſſement engagirte Arzt in Geſchäften über die Naarip-Ebene reiſen; aber da er mit der Gegend ganz unbekannt war, nahm er einen Hottentotten als Wegweiſer an. Der Tag war drückend heiß, und die Reiſenden waren noch nicht weit gekommen, als der Doktor matt und durſtig wurde. Er frug ſeinen Begleiter, ob es nicht möglich wäre, etwas Waſſer zu bekommen, erhielt aber eine trotzige und unbefriedigende Antwort und wollte den Weg fortſetzen, als der Hottentott plötzlich ſagte:

— Das iſt ein köſtlicher Hut, den Sie da haben; den möchten Sie mir laſſen, oder ich gehe keinen Schritt weiter.

Unter gewöhnlichen Umſtänden ſchon wäre es ſehr unangenehm geweſen, einem ſolchen Wunſche nachzukommen; aber noch fataler war es diesmal, da der Doktor der brennenden Sonne ausgeſetzt war. Er ſah aber, daß er ganz und gar in der Macht des Mannes ſtand, hatte rings um ſich nur die traurige Wildniß, und gab mit einem Seufzer den Hut hin, in der Hoffnung, weiteren Plagereien zu entgehen. Darin aber hatte er ſich geirrt; denn er war noch nicht viel weiter gekommen, als

der Hottentott sich ganz gemüthlich in den Sand setzte, über den weiten Weg klagte, den sie noch vor sich hätten, und mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Doktor hinzufügte, er glaube, seine Jacke würde ihm vortrefflich passen. Der Arzt war erstaunt über die Unverschämtheit des Menschen und weigerte sich anfangs, seinem Wunsche nachzukommen; aber da dieser sagte, daß er, wenn er die Jacke nicht bekäme, den Reisenden seinem Schicksale überlassen würde, sah er sich gezwungen, ihm das Kleidungsstück zu geben.

Auf diese Weise nahm er dem in die Enge getriebenen Doktor ein Kleidungsstück nach dem andern ab, und würde ihm wahrscheinlich nicht einmal das Hemd auf dem Leibe gelassen haben, wenn nicht Hans und ein anderer Europäer, die nach der Wallfischbai reisten, zur rechten Zeit dazu gekommen wären. Der Doktor erzählte ihnen seine Geschichte, und der Hottentott mußte nicht allein seinen Raub wieder herausgeben, sondern bekam noch eine Tracht Schläge in den Kauf.

Nachdem wir den Thieren die gehörige Ruhe gestattet hatten, traten wir am folgenden Nachmittag, ungefähr um drei Uhr, die letzte Station bis Scheppmansdorf an. Es wurde Abends sternenhell und wir kamen rasch vorwärts bis gegen Mitternacht, als plötzlich vom Meere her ein finsterer und schneidend kalter Nebel kam, der uns bald in vollkommenes Dunkel einhüllte und jeden Faden, den wir auf dem Leibe hatten, ganz durchnäßte. Unglücklicherweise hatten wir gleich am Abend die gewöhnliche Wagenspur verlassen, um einen ziemlichen Umweg zu ersparen, und konnten nun die Richtung nicht wiederfinden. Indeß setzten wir den Weg fort, so gut es sich thun ließ.

Das Schwerste war, die Damaras zu bewegen, uns zu folgen; sie waren nackt und mußten fürchterlich ausstehen. Aller zehn Minuten wollten sie sich auf den Sand hinlegen, ohne im mindesten an die Folgen zu denken. Wenn wir nicht die größte

Aufmerksamkeit darauf verwendet hätten, sie in fortdauernder Bewegung zu erhalten, so ist meine feste Ueberzeugung, daß mancher von ihnen umgekommen sein würde. Am Morgen wurde die Kälte so heftig, daß ich die Zügel nicht länger halten konnte, sondern abstieg und zu Fuß ging. Der Tagesanbruch brachte uns keine Erleichterung, sondern der Nebel hinderte immer noch jede Orientirung. Doch kam uns der Instinkt der Ochsen zu Hülfe, wir ließen sie gehen, wie sie wollten, und sie brachten uns bald wohlbehalten an den Ort unserer Bestimmung.

Sechstes Kapitel.

Zurückkunft nach Scheppmansdorf. — Die Tragochsen werden dreſſirt. — Jagdbeute. — Der Pelikan. — Der Würger; Sage von dieſem Vogel. — Vorbereitungen zur Reiſe. — Beſchreibung unſerer Diener.

Mr. und Mrs. Bam und ihre Familie befanden ſich zu meiner Freude im beſten Wohlſein; ich wurde jetzt wie das erſte Mal von ihnen auf das Freundſchaftlichſte aufgenommen und mit dem Beſten, was das Haus bot, bewirthet.

Es iſt merkwürdig, wie viel die Gewohnheit über den Menſchen vermag. Als ich Scheppmansdorf das erſte Mal beſuchte, ſah ich es als den traurigſten Ort an, den ein menſchliches Auge erblicken könnte; aber in dem kurzen Zeitraume von wenigen Wochen war es mir faſt theuer geworden. Ich fand das, was Shakespeare nennt „soul of goodness in things evil.“ Was ich früher als Leere und Oede anſah, ſchien mir jetzt eine friedliche Einſamkeit; die wilde Gegend ringsum lag vor meinen Augen in ihrer urſprünglichen Geſtaltung da, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervorging, und die ernſte feierliche Stille der Nacht wiegte mich nur in tiefere Träume ein. Dieſe Empfin-

dungen und die troſtreiche Ruhe haben ihren hauptſächlichſten Grund in dem herzlichen und ungekünſtelten Wohlwollen aufrichtiger Freunde.

Nach einer Ruhe von einigen Tagen begannen wir die mühſame und beſchwerliche Arbeit, die Ochſen abzurichten. Dies war aber weit ſchwerer, als ich mir gedacht hatte. So lange die Ochſen ſich beiſammen befanden, ſchienen ſie recht willig und friedlich zu ſein; aber ſobald ſie den Laſſo (ein Lederriemen) an Beinen und Hörnern merkten, ſchlug ihr Weſen vollſtändig um.

Das Vieh der Damaras iſt außerordentlich wild und ſtörriſch, und ich habe manchen Ochſen gekannt, den nicht einmal zehn Mann bändigen konnten. Das einzige Mittel in dieſem Falle iſt, dem Thier die Schlinge um Beine und Hörner zu ziehen, es ſo auf die Erde niederzuwerfen und an ſeinem Halſe eine ſtarke eiſerne Kette zu befeſtigen, die lang genug iſt, um ſie auf der Erde nachzuſchleppen. Die Wirkung hiervon auf das Thier iſt ſogleich zu bemerken; ſtatt wild, eigenſinnig und unbändig zu ſein, wird es in Kurzem umgänglich und folgſam. Manchmal geſchieht es ſogar, daß der Ochſe zu faul wird, als daß man ihn gebrauchen könnte.

Sobald ich während unſeres Aufenthalts in Scheppmansdorf mir einen freien Augenblick verſchaffen konnte, verſäumte ich nie die Büchſe auf die Schulter zu nehmen und herumzuſchweifen, um meine naturhiſtoriſche Sammlungen zu bereichern oder etwas für die Vorrathskammer zu beſorgen, und oft hatte ich in einer einzigen Stunde eine reiche Ernte nach beiden Seiten hin. Enten und Gänſe, obgleich etwas ſcheu, waren doch nicht ungewöhnlich. Vierfüßige Thiere aller Art gehörten zu den Seltenheiten; indeß war ich mehrmals ſo glücklich, einen Haſen oder einen Steinbock zu erlegen.

Faſt jeden Morgen beſuchte uns ein ſchöner Schwarm Pelikane, die ganze Stunden lang über uns ſich ſchwebend erhielten,

bald in weitgedehnten Kreisen, bald als kompakte Masse, und manchmal sich so hoch über die Wolken erhoben, daß sie fast unsichtbar wurden, dann senkten sie sich im schnellsten Fluge, so daß sie fast den Boden berührten, aber gleich als wenn sie plötzlich bedächten, daß die Erde nicht ihre wahre Heimath sei, schwangen sie sich wieder zum Himmel empor. Gewöhnlich schlossen sie damit, sich am Rande einer großen mit Schilf rings umwachsenen Quelle niederzusetzen; aber es war sehr schwer ihnen nachzukommen.

Lanius subcoronatus, eine Art Würger, zuerst von Dr. Andrew Smith beschrieben, fand sich zahlreich bei Scheppmansdorf, so wie der gewöhnliche Würger, der seine Beute auf einen Dorn oder auf einen spitzigen Stock anspießt, ehe er sie verzehrt. Die Bewohner des Kap nennen ihn den „Fiscaal" oder Gerichtshalter, und glauben, daß er unter den niederen Thieren dasselbe Amt hat, wie ein Amtmann unter den Menschen. Manche gehen noch weiter und glauben, daß der Fiscaal nur an Freitagen Recht spricht, wahrscheinlich deßwegen, weil die holländische Behörde in früheren Zeiten nur an diesem Tage ihre Sitzungen hielt.

Nachdem die Ochsen endlich so ziemlich abgerichtet waren, begannen wir die Zurüstungen zu unserer Abreise.

Als wir das Kap verließen, glaubten wir, daß wir auf jeden Wagen würden dreißig bis vierzig Zentner laden können; aber als wir bedachten, daß unsere Tragochsen jung und wild waren und daß wir auf schwierigen und sandigen Wegen zu fahren hatten, beschlossen wir, diese Quantität auf ungefähr fünfhundert Pfund englisch zu vermindern, was, wie der Leser bald sehen wird, in Kurzem auch noch sich als zu viel herausstellte. In Folge dessen wurde jeder einzelne Artikel genau gewogen, ehe wir ihn auf den Wagen packten.

Ehe ich in meiner Erzählung weitergehe, muß ich hier den Leser mit unserer Reisegesellschaft bekannt machen, da der Cha-

rakter der dieselbe bildenden Personen sich bis jetzt recht deutlich entwickelt hatte. Obgleich sich unter unseren Dienern mehr als ein räudiges Schaf fand und andere sich nur mit Mühe in der nöthigen Zucht halten ließen, bildeten sie doch, wenn man Alles zusammennimmt, gewiß eine schöne Musterkarte im Vergleich zu der Hülfe, die ein Reisender in Afrika sich wünschen kann. Wenn man eine Expedition, wie die unsrige war, annimmt, kann man in der Wahl seiner Begleiter nie zu sorgsam sein, denn (ganz abgesehen vom Erfolge des Unternehmens) hängt das eigene Wohlbefinden des Reisenden zum großen Theile von der guten Aufführung derselben ab.

Zuerst nenne ich einen jungen Mann, Namens Gabriel, der im Kapland geboren war. Galton hatte ihn namentlich wegen seines freundlichen Gesichtes und seines einnehmenden Blickes in Dienst genommen; aber es zeigte sich bald, daß er der unruhigste Kopf in der ganzen Gesellschaft war. Während unserer Reise in das Innere hatte er schon den Beweis seines rachsüchtigen Gemüthes und seiner Zanksucht gegeben, welche garstigen Eigenschaften sich noch steigerten, je länger er bei uns war. Bei zwei Gelegenheiten hatte er, sofern ich richtig unterrichtet worden bin, seinen Kameraden nach dem Leben getrachtet. Ich machte ihm deßhalb alle möglichen Vorstellungen und hoffte, daß diese einige Einwirkung auf ihn machen möchten; aber zu meinem größten Schmerz und Verdruß machte er sich gleich am nächsten Tage desselben Verbrechens schuldig. Er zankte sich mit einem seiner Kameraden, stürzte mit einer Axt in der Hand auf ihn los und hätte ihm gewiß den Kopf zerspalten, wenn nicht ein Namaqua den Schlag abgewehrt hätte. Der junge Bösewicht hatte so wenig eine Vorstellung von dem Verbrechen, welches er zu begehen im Begriff war, daß er, als ich ihn dafür bestrafte, noch so unverschämt war, dagegen zu murren und zu fragen, warum er Schläge bekäme.

Nach ihm kam Abraham Wenzel, ebenfalls, wie ich glaube, ein Kind des Kaplands, von Profession ein Rademacher und von Gewohnheit ein Dieb. Ehe ich Scheppmansdorf verließ, hörte ich sogar, daß er von unseren Vorräthen einige Artikel stahl, wofür er die wohlverdiente Strafe empfing.

Ein dritter unserer Diener hieß John Waggoner. Dieser Mensch ärgerte uns immer mit seinem Eigensinn und seiner Trägheit bei der Arbeit, wovon er als Grund angab, daß er an Heimweh leide und nach dem Kap zurückzukehren wünsche. Kurze Zeit darauf wurde ihm sein Wunsch erfüllt, und dabei zeigte es sich, daß er der schlimmste Spitzbube von allen zusammen war. John führte indeß seine Kniffe mit solcher Schlauheit, Scharfsinn und Sicherheit in seinem Fache aus, daß ich aus reiner Bewunderung vor seinen Talenten mich fast bewogen fand, ihm zu verzeihen.

John St. Helena, ein Verwandter des Letztgenannten, war am Kap geboren und diente als unser erster Kutscher. Er hatte einen ganz eigenthümlichen Charakter, und war jetzt ein freundlicher, williger und tüchtiger Arbeiter und im nächsten Augenblick eigensinnig, mürrisch und faul. Im Anfange waren wir sehr unzufrieden mit seiner reizbaren und wetterwendischen Gesinnung; aber wir fanden bald, daß es nur noch schlimmer wurde, wenn man etwas zu ihm sagte, und da er ein vortrefflicher Kutscher war, mußte man ihm etwas durch die Finger sehen, weil es wohl unmöglich gewesen sein würde, in einem so wilden und öden Lande einen andern an seine Stelle zu bekommen. Drei Jahre später nahm ich ihn wieder in Dienst, und da war er, merkwürdig genug, der beste unter den Dienern.

Ein anderer unserer Diener, John Williams, gleichfalls ein Eingeborener der Kapstadt, war ein untersetzter, starker, flinker Mann mit weniger angenehmem Aeußern, der in jeder Eigenschaft, wie man ihn verwenden konnte, zu dienen bereit war.

Manchmal kochte er den Leuten das Essen, half beim Anspannen und Dressiren der Ochsen, wusch Kleider — mit einem Worte, er machte Alles, was er irgend konnte. Er war jedoch nachlässig, gedankenlos und unreinlich, und hatte keinen Begriff davon, mit unseren Vorräthen haushälterisch umzugehen. Das Resultat davon war, daß, ehe wir noch einige Monate in das Innere vorgedrungen waren, unser Vorrath an Vegetabilien, Kaffee, Thee und anderen nothwendigen Lebensmitteln fast ganz erschöpft war.

Unser eigener Koch, John Mortar, aus Madeira gebürtig, war dagegen genau, sparsam, mäßig, streng ehrlich und im höchsten Grade besorgt um das Beste seines Herrn. Sein einziger Fehler war seine Reizbarkeit; aber bei einem Koche ist das immer verzeihlich. Ich hegte viel Freundschaft für John, und habe ich immer Grund gehabt zu glauben, daß auf beiden Seiten Anhänglichkeit vorhanden war.

Mortar war Koch bei einem Klub in der Kapstadt gewesen, wo er sich vielen Beifall erworben hatte; aber obgleich er unstreitig ganz gründliche Einsicht in die Kochkunst besaß, brauchte er doch einen ganzen Gewürzladen, um ein Mittagessen zu bereiten, und es dauerte lange, ehe er sich mit der Nothwendigkeit versöhnen konnte, ein Beefsteak à la façon sauvage zu machen.

John erzählte gern Geschichten, welche wie seine Speisen wohlschmeckend und wohl gewürzt waren; er übertrieb niemals einen Witz, und wenn er in frohen Augenblicken seinen Gedächtnißschatz öffnete, verfehlte er nie, bei uns ein schallendes Gelächter hervorzurufen. Er besaß außerdem einen nicht geringen Ehrgeiz und konnte es nicht vertragen, wenn sich jemand in seine Kochangelegenheit mischte. Wenn eine Anzahl Eingeborener auf einmal zu seinem Kochfeuer kamen, ergoß er sich sogleich in allen möglichen Schimpfreden über sie, und wenn das nicht half, verstand er es, Kohlen und heiße Asche nach den Beinen der nichts argwöhnenden Wilden zu werfen auf eine Weise, die nie die be-

absichtigte Wirkung verfehlte. Ich war oft ernstlich besorgt um John, denn er war gar zu republikanisch gesinnt, um zwischen Häuptling und Unterthan einen Unterschied zu machen, und es wunderte mich, daß er niemals in Ungelegenheiten kam. Ich vermuthe indessen, daß die komische Art und Weise, mit welcher er verfuhr, die Wilden eher belustigte als reizte oder ärgerte.

John kam gesund und wohl nach dem Kap zurück, wo er ein neuer Gulliver wurde, und schmückte seine Abenteuer unter den Wilden mit wunderbaren Erzählungen aus, die selbst dem Dr. Swift Ehre gemacht hätten.

Ich komme nun zu dem letzten, aber gewiß nicht dem am mindesten interessanten unter unsern Bedienten. Dieser Mann hieß Timbo und war in Mazapa geboren, einem Lande tief im Innern Afrika's, westlich von den an der Ostküste Afrika's gelegenen Besitzungen der Portugiesen.

Als Timbo noch ganz klein war, wurde sein Vaterland von einem wilden Volksstamme angegriffen, der das Vieh fortführte und viel Volk niedermachte. Unter denen, welche umkamen, befanden sich auch Timbo's Aeltern; aber er selbst rettete sich zu einem an der Grenze ansässigen Stamme. Dieser theilte indeß bald dasselbe Schicksal, und er war lange Zeit ein Fremdling auf Erden. Endlich wurde er als Sklave an die Portugiesen verkauft, war aber nach einiger Zeit so glücklich, entfliehen zu können. Seine Freiheit dauerte indeß nicht lange, er wurde bald auf's Neue gefangen und an Bord eines Sklavenschiffes gebracht. Glücklicherweise fiel dieses einem englischen Kreuzer in die Hände, und Timbo wurde mit vielen anderen Sklaven nach dem Kap gebracht, wo er seine Freiheit wiederbekam.

Obwohl glänzend schwarz von Farbe, war Timbo ein ungewöhnlich schöner Mann. Es ging von ihm die Rede, daß er bei den Damen sehr gut stehe, nicht nur bei denen, die schwarz wie Ebenholz waren, sondern auch bei den weißesten Europäerinnen.

Es war ihm daher nicht schwer, eine Gattin zu finden. Seine Wahl scheint jedoch unglücklich gewesen zu sein; denn als er nach zehn Monaten Abwesenheit zurückkam, fand er, daß die treulose Gattin ihn nicht allein wegen eines andern verlassen, sondern auch seinen ganzen sauer erworbenen Verdienst mitfortgenommen hatte. Als ich ihn eines Tages fragte, ob er nicht die Absicht habe, sich zu verheirathen, antwortete er in seinem Rothwälsch: „Nein, Maser, ich nicht heirathen mehr; Weiber sein große Canaillen auf Kap!"

Timbo hatte indeß nicht blos ein schönes Gesicht und einen untadeligen Wuchs, sondern auch manche vortreffliche Eigenschaften, z. B. Gleichmuth, Ehrgefühl, Ehrlichkeit, Klugheit und Fleiß, und wie unser Koch Mortar war er seinem Herrn aufrichtig ergeben. Er war ein großer Günstling von Galton und mir. Er hatte immer gute Laune und manchen guten Witz in Bereitschaft. Ich für meinen Theil ermüdete nie, seinen Erzählungen zuzuhören, die er mit solchem Feuer und dabei so einfach vortrug, daß man durchaus seine Freude daran haben mußte.

Wenn man ihm wegen Etwas einen Verweis gab, und er sich unschuldig wußte, legte er gewöhnlich die Hand auf die Brust und sagte: „Nein, Maser, ich wissen das; ich sagen Euch," oder: „Nein, Maser, mein Herz sagen das, mein Herz tadeln mich und ich sagen Euch."

Timbo hatte ungewöhnliches Sprachtalent; aber obgleich er manche Sprache kannte, sprach er doch keine gut. Seine Zunge war indeß geläufig, und nie war er beredter, als wenn es sich um sein Heimathland handelte. Da war er wie elektrisirt und sprach mit wahrer Begeisterung. Kein Europäer konnte so stolz auf sein Vaterland sein, wie Timbo auf das seine, und wenn seine Landsleute ihm gleichen, müssen sie ein prächtiger Menschenschlag und ohne Zweifel in hohem Grade bildungsfähig sein.

Siebentes Kapitel.

Abreise von Scheppmansdorf. — Die Ochsen sind gleich im Anfange widerspenstig. — Das Tincas-Gebirge. — Reisen bei Nacht. — Rhinocerosjagd. — Der Verfasser ist in Gefahr, zum zweiten Male vom Sonnenstich befallen zu werden. — Die Onanis. — Ein dort ansässiger Stamm der Berg-Damaras. — Eigenthümliche Art zu rauchen bei diesem Volke. — Wirkungen des Rauchens. — Euphorbia Candelabrum. — Merkwürdige Eigenschaften dieses Pflanzengiftes. — Perlhühner; beste Art sie zu schießen. — Zusammentreffen mit einer Heerde Giraffen. — Tjobis-Fountain. — Löwenangriff. — Wunderbare Rettung. — Ankunft in Richterfeldt.

Nach nur drei Wochen Aufenthalt in Scheppmansdorf und obgleich unsere Ochsen nur unvollkommen abgerichtet waren, brachte mir Hans eines Tages die Nachricht, daß wir uns nun getrost auf den Weg begeben könnten. Die letzten Anordnungen wurden schnell vorgenommen und den 13. November nahm ich zum zweiten Male Abschied von dem Orte und meinem verbindlichen gastfreien Wirthe.

Gleich im Anfang, da der Sand sehr tief und schwierig war, machten uns die Ochsen manche Mühe und Noth; aber als wir auf die harte und feste Naarip-Ebene kamen, ging Alles gut und wir erreichten den Usab-Paß, wo wir unser Lager aufschlugen,

ohne weitere Unannehmlichkeiten, als daß wir eine kalte und schlaflose Nacht zubringen mußten.

Am folgenden Abend setzten wir die Reise fort, aber statt dem Bette des Swakop zu folgen, was mit unsern schweren Wagen und jungen Ochsen fast eine Unmöglichkeit gewesen wäre, hielten wir es für das Räthlichste, den Weg auf der Naarip-Ebene fortzusetzen, wo zwar Mangel an Wasser, aber ein harter und guter Weg war. Das Tincas-Gebirge, das wir bei unserer ersten Reise zur Rechten hatten, lag jetzt links vor uns. Nach einem ermüdenden Wege von ungefähr vierzehn Stunden erreichten wir den kleinen Fluß Tincas, wo wir ausspannten, mit unsern Ochsen bis zur Nacht ausruhten, und erst zu dieser Zeit uns wieder auf den Weg machten.

Da wir uns nun vorgenommen hatten, blos zur Nachtzeit zu reisen, um die Thiere nicht allzusehr anzustrengen, fanden wir es nothwendig, sehr aufmerksam zu sein, sowohl wegen wilder Thiere, als auch um nicht irre zu gehen. Das letztere war das gefährlichste, denn in diesem dürren Lande kann jede bedeutendere Abweichung vom rechten Wege sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen. Hans und ich pflegten abwechselnd zu wachen, da wir es nie wagten, uns auf die Leute zu verlassen; aber wir hatten uns den Tag über so sehr angestrengt, daß wir diese Nacht unglücklicherweise Beide einschliefen.

Als ich erwachte, fand ich, daß wir weit vom rechten Wege abgekommen waren, und alle Männer in den Wagen schnarchten. Es war indeß sternenhell, so daß wir uns leicht orientiren konnten und es nicht besonders schwer war, wieder auf den rechten Weg zu kommen.

Bei Tagesanbruch spannten wir die Ochsen in dem Bette eines ausgetrockneten Flüßchens aus, wo sich fettes Gras in Menge fand. Die Ochsen, welche nicht vorgespannt waren, erreichten uns erst spät am Abend, denn die Leute, welche sie führten,

hatten geschlafen. Ihre Saumseligkeit wurde jedoch durch die guten Nachrichten entschuldigt, die sie mitbrachten. Sie hatten bald nach Tagesanbruch ein großes Rhinoceros entdeckt, das von einem fast ausgewachsenen Jungen begleitet war, welches seiner Spur folgte, und sie hatten das Thier in nur kurzer Entfernung von unserm Lager aus dem Gesichte verloren.

Eine solche Gelegenheit war zu lockend, als daß wir sie uns entgehen lassen konnten. Nach eilig genossenem Frühstück und nachdem wir uns mit etwas Wasser versehen haben, machten wir uns sogleich auf den Weg, um das Thier zu verfolgen, und wir waren noch nicht weiter als eine Stunde gegangen, als wir seine Spur fanden. Die Rhinoceros selbst waren indessen nirgends zu entdecken, und da verschiedene Spuren sich mehrmals kreuzten (die Thiere hatten wahrscheinlich hier geweidet), begaben Hans und ich uns nach verschiedenen Richtungen, um wo möglich die frischeste Spur aufzufinden. Wir hatten uns kaum getrennt, als ich ein fürchterliches Krachen im Gebüsch hörte, und ungefähr dreihundert Fuß von mir sah ich zu meinem großen Aerger die beiden Rhinoceros im schnellsten Laufe davon eilen. Ungeachtet der Entfernung und der ungünstigen Stellung der Thiere schoß ich auf die Mutter; aber obgleich die Kugel sie traf, wie wir deutlich sahen, hielt sie doch in ihrem eiligen Laufe nicht ein.

Hans schoß nicht, weil, wie er sagte, das Gebüsch ihn hinderte, das Thier deutlich zu sehen.

Nachdem ich geladen hatte, fingen wir die Jagd an, und da die Ebene, der wir uns jetzt näherten, vollkommen frei war von allem größeren Buschwerk, welches die Aussicht hätte benehmen können, hatten wir keine Mühe, die Thiere in Sicht zu behalten. Allmälig ließen sie im Laufen nach, und nach ungefähr zwanzig Minuten standen sie ganz still und betrachteten mich, der ich der Gesellschaft vorausgeeilt war, die mit schnellen Schritten

nahe kam, mit neugierigen Blicken. Auf funfzehn bis zwanzig Schritt Schußweite blieb ich stehen, zielte auf die Mutter und legte den Finger an den Drücker; aber die Büchse versagte zu meinem großen Verdruß. Eben als ich den anderen Lauf losschoß, drehte das Thier sich um, und statt in das Herz einzudringen, fuhr die Kugel in den Hintertheil und beschleunigte nur seine Schritte.

Im Jagdeifer hatte ich auf Hans und seinen Begleiter nicht Acht gegeben, aber jetzt, da meine Aufmerksamkeit nicht länger ausschließend auf das Thier gerichtet war, blickte ich mich um, um zu erfahren, warum sie nicht wie ich geschossen hatten, und sah sie zu meiner großen Verwunderung ungefähr eine halbe englische Meile hinter mir unbeweglich dastehen und genau auf das achten, was ich vornahm. Als wir wieder beisammen waren, beschuldigte ich sie im ersten Verdruß der Feigheit; aber da erhob sich Hans zu seiner ganzen Länge und antwortete, jedoch mit der gehörigen Achtung, folgendermaßen:

„Mein Herr, wenn Sie meine Erfahrung besäßen, würden Sie den nicht einen Feigling nennen, der ein verwundetes schwarzes Rhinoceros auf freiem und unbewachsenem Felde nicht angreift. Lieber," fuhr er fort, „würde ich mich funfzig Löwen entgegenstellen, als einem einzigen solchen Thiere hier an solcher Stelle. Ein verwundetes schwarzes Rhinoceros wartet selten so lange, bis es angegriffen wird, sondern stürzt sich sogleich selbst auf seinen Gegner los, und an einer Stelle wie diese ist dann nicht die mindeste Möglichkeit vorhanden, sein Leben zu retten. Wenn sich hier nur der kleinste Busch oder Steinblock fände, hätte ich nicht einen Augenblick gezögert, denn das Rhinoceros sieht nicht scharf, und wenn man nur einigen Schutz hat, ist es leicht, ihm zu entkommen. Vor wenigen Jahren schoß ein Namaqua-Häuptling unter genau denselben Umständen wie Sie auf ein Rhinoceros, und mußte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen."

Ich sah jetzt zwar das Ungerechte meiner Beschuldigung und meiner eigenen Unvorsichtigkeit ein, konnte mich aber doch nur halb von der Wahrheit dessen überzeugen, was Hans mir sagte, und würde gewiß wieder ebenso unvorsichtig gehandelt haben (was ich auch noch oft genug später gethan habe), wenn sich eine neue Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber Hans hatte vollkommen recht, und es wird dies Jedermann zugeben, der mit diesen Thieren in nähere Berührung gekommen ist. Nach der derben Lehre, die mir später ein schwarzes Rhinoceros gab, will ich ehrlich bekennen, daß nichts in der Welt mich vermögen könnte, mich der genannten Gefahr absichtlich wieder auszusetzen.

Nachdem ich geschossen hatte, galoppirten beide, Mutter und Kind davon, so schnell ihre Beine sie tragen konnten; aber nach und nach ging ihr Lauf in einen kurzen Galopp, dann in Trab und schließlich in bloßes Gehen über. Sie waren indeß jetzt so weit entfernt, daß wir, hätten wir nicht bestimmt gewußt, was es war, sie leicht für Baumstämme oder Steine hätten halten können. Dazu kam eine höchst störende Luftspiegelung, die es noch schwerer machte, einen Gegenstand selbst in mäßiger Entfernung zu unterscheiden.

Während wir noch von der Zweckmäßigkeit einer weitern Verfolgung der Rhinoceros sprachen, sahen wir sie den Weg nach einem einzeln stehenden Baume zu nehmen, wahrscheinlich um Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen zu suchen. Dies bestimmte uns, die Jagd fortzusetzen, und obgleich wir schon viel von Durst zu leiden hatten (unser kleiner Wasservorrath war längst erschöpft), nahmen wir aus der Hoffnung eines glücklichen Ausgangs neue Kräfte zu weiteren Unternehmungen.

Wir näherten uns unter dem Schutze einiger Zwergbüsche, und als ich fast sicher war, die Thiere zu erreichen und eins von ihnen oder beide niederzuschießen, hörte ich zu meinem Erstaunen dicht hinter meinem Rücken schießen, wandte mich um und

ſah, daß Hans und unſer Begleiter es waren. Nie in meinem Leben war ich ärgerlicher, denn wir befanden uns noch dreihundert Schritt von den Thieren entfernt, und hatten im Voraus das Uebereinkommen getroffen, daß, ſofern die Rhinoceros uns nicht bemerkten, wir nicht eher ſchießen wollten, als bis wir ganz nahe bei ihnen wären. Was nun aber einmal geſchehen war, konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, und ich zögerte nicht zu ſchießen; aber die Thiere waren gute hundertundfunfzig Schritt weit von mir und ich hatte nur wenig Hoffnung, ihnen einen ernſtlichen Schaden zuzufügen. Daß ich die Mutter traf, war jedoch ganz ſicher, denn in demſelben Augenblicke, als ich ſchoß, machte ſie einen Sprung in die Luft, wie eine Katze, und Hans, der darin den ſichern Beweis fand, daß ſie tödtlich verwundet ſei, rief aus: „Sieh Alte, nun biſt du ſicher!“ So ärgerlich ich war, konnte ich nicht unterlaſſen, zu lächeln, ſondern antwortete ironiſch: „Ja, ja, die iſt ganz ſicher!“ So war's auch wirklich, denn wir ſahen weder ſie noch ihr Junges je wieder.

Ich war verſtimmt darüber, daß unſer Unternehmen mißglückt war, und außerdem dauerte mich das arme Thier, denn obgleich es für uns verloren war, wußte ich doch mit Beſtimmtheit, daß es in Kurzem eines langſamen Todes ſterben müßte. Ich kann aus Erfahrung behaupten, daß dieſes Geſchick einen großen Theil der Vögel und Vierfüßler erwartet, welche entkommen, nachdem ſie angeſchoſſen ſind.

Unter gewöhnlichen Umſtänden hätte ich die Verfolgung fortgeſetzt; das war aber jetzt nicht möglich. Wir brauchten mehrere Stunden, um unſer Lager wieder zu erreichen, und litten fürchterlich durch Durſt; außerdem wurde ich noch in Folge der großen und anhaltenden Anſtrengung unter einer brennenden Sonne von einem ſehr heftigen Kopfſchmerz ergriffen. Lange bevor wir unſern Wagen erreichen konnten, hatte ich daſſelbe Gefühl wie damals, als ich den Sonnenſtich bekam. Ich wußte, daß

ein neuer Anfall gewiß mein Tod werden mußte und strengte mich deßhalb nach besten Kräften an; aber endlich wurde die Mattigkeit und Kraftlosigkeit so außerordentlich, daß ich, ohne an die Gefahr zu denken, mich an einem kleinen glatten Felsen hinlegte, der von der Sonne so erhitzt war, daß ich meine Hand nicht einen Augenblick darauf halten konnte; selbst die von den Kleidern geschützten Stellen an meinem Körper waren fast versengt. Ich bat nun Hans so schnell als möglich nach dem Lager zu eilen und, wenn ich nicht bald kommen sollte, Wasser zu schicken.

Hans war jedoch noch nicht weit gekommen, als der Fels so unerträglich heiß wurde, daß ich trotz des Schwindels mich genöthigt sah, aufzustehen; mit wankenden Schritten und fast ganz besinnungslos ging ich fort nach den Wagen zu, die ich glücklich erreichte, gerade als Hans einen Mann mit ansehnlichem Wasservorrath nach mir abschicken wollte. Meine Befürchtungen vor einem zweiten Sonnenstich waren glücklicherweise übertrieben. Einige Stunden Ruhe stellten mich allmälig wieder her.

Die fürchterliche Hitze, von der ich so viel litt, hatte auch das Vieh durstig gemacht, und es weigerte sich, das dürre, von der Sonne verbrannte Gras zu fressen. Sobald die Luft sich etwas abgekühlt hatte, machten wir uns daher auf den Weg nach Onanis, wo wir ziemlich spät am Abend ankamen. Trotz der Dunkelheit und der Gefahr, von Löwen angegriffen zu werden, die sich bisweilen hier aufhielten, mußten wir doch unserm Vieh Wasser schaffen, und da wir erst in dem Bette eines unmittelbar in der Nähe befindlichen periodischen Flusses darnach graben mußten, war es schon fast Mitternacht, ehe wir an Erfrischung und Schlaf denken konnten.

Onanis ist der ständige Aufenthaltsort eines Kraals außerordentlich armer Berg-Damaras, die hauptsächlich von den wenigen wilden Wurzeln leben, welche diese unfruchtbare Gegend

hervorbringt. Die meisten unter ihnen bauen gleichwohl etwas Tabak, den sie leidenschaftlich lieben, und als nothwendigen Lebensunterhalt sehr hoch schätzen.

Sie bauen auch Dacka oder Hanf, nicht wie wir der Fasern, sondern der jungen Blättchen und Samenkörner wegen, die sie als Surrogat für den Tabak benutzen, und die sehr berauschend und schädlich sind. Es geschieht nicht selten, daß diejenigen, welche von diesem Gewächs zu viel rauchten, verrückt werden.

Die Art, wie die Damaras rauchen, unterscheidet sich sehr von der bei den Hindus, Muhammedanern und Europäern gewöhnlichen. Anstatt einfach den Rauch einzuziehen und dann durch Mund oder Nase herauszulassen, verschlucken sie ihn absichtlich. Dieses Verfahren ist zu merkwürdig, als daß wir ohne Weiteres darüber hinweggehen könnten.

Pfeife der Berg-Damaras.

Man gießt eine geringe Quantität Wasser in ein großes Horn, gewöhnlich von einer Kudu-Antilope und von drei bis vier Fuß Länge. Eine kurze Thonpfeife, die entweder mit Tabak oder Dacka gestopft ist, wird dann fast am äußersten Ende in das Horn gesteckt, wo sich eine kleine Oeffnung findet, welche mit dem Innern in Verbindung steht. Wenn das gethan ist, setzen sich die Anwesenden in einen Kreis und beobachten tiefes Schweigen; mit offenem Munde und vor Entzücken funkelnden Augen warten sie ab, bis die Reihe an sie kommt. Der Häuptling hat gewöhnlich die Ehre, den ersten Zug aus der Pfeife zu thun. Sobald das Mundstück des Horns seine Lippen berührt, scheint er alles Bewußtsein von dem zu verlieren, was um ihn herum

vorgeht, und überläßt sich ganz und gar dem Genuß. Wenig oder gar kein Rauch kommt aus seinem Munde, und die Wirkung wird bald bemerkbar. Er verzerrt das Gesicht, die Augen werden gläsern und ausdruckslos, der Mund bedeckt sich mit Schaum, der ganze Körper zuckt convulsivisch, und nach wenigen Minuten liegt der Raucher der Länge lang auf der Erde. Jetzt gießt man etwas Wasser auf ihn, — manchmal spritzt es einer der Leute aus seinem eigenen Munde —, reißt ihn gewaltsam am Haar oder schlägt ihn ohne Umstände mit der Hand auf den Kopf. Alle diese zwar unangenehmen Manipulationen haben gleichwohl die Wirkung, daß er nach wenigen Minuten wieder zu sich kommt. Man hat jedoch auch Fälle, daß der Raucher auf der Stelle todt blieb, nachdem er den Magen mit dem giftigen Qualm überladen hatte.

Der andere Damaras-Stamm (Ovaherero) gebraucht den Tabak ebenso wie die Berg-Damaras, doch mit dem Unterschiede, daß sie den Rauch aus kurzen Thonpfeifen einschlucken, ohne ihn im Wasser abgekühlt zu haben, wodurch er natürlich noch gefährlicher werden muß.

Als wir das erste Mal einem solchen Tabaksklub beiwohnten, war es uns im höchsten Grade ekelhaft; aber da wir es täglich sahen, wurden wir endlich daran gewöhnt, wie an manche andere widerliche Anblicke und Gewohnheiten.

Statt der nackten und unfruchtbaren Naarip-Ebene hatte die Gegend jetzt ein schöneres Aussehen angenommen, denn obgleich in dieser Jahreszeit Alles verdorrt und sonnverbrannt erschien, war doch kein Mangel an Vegetation. Außer einer Menge Büsche und Zwergbäume sah man in den Betten der periodischen Flüsse die schöne schwarzstämmige Mimose und andere Acacienarten. Die Abhänge der Höhen waren an manchen Stellen mit der schönen aber giftigen Euphorbia candelabrum bekleidet.

Die Ovaherero tauchen ihre Pfeile in dieses Gift, und die

Berg-Damaras mischen es in flüssigem Zustande in das Wasser, aus dem die wilden Thiere trinken; aber das Fleisch auf diese Weise getödteter Thiere kann man doch ohne Gefahr essen. Die merkwürdigste Eigenschaft dieses Giftes ist, daß, obgleich es für die eine Rhinocerosart unbedingt tödtlich ist, von anderen es ohne alle Gefahr verzehrt werden kann, mögen sie nun die Pflanze selbst fressen oder die Auflösung in Wasser trinken. Der Saft der Euphorbia candelabrum ist milchweiß von Farbe, sehr klebrig und scharf von Geschmack.

Die wilden Bienen holen manchmal ihre Nahrung aus Blumen und Saft dieser Pflanze, und in solchem Falle wird der Honig mehr- oder weniger giftig. So erzählt Moffat, wie viel seine Reisegesellschaft davon litt, daß sie solchen Honig verzehrt hatte. Man empfand in der Kehle ein Gefühl, als wenn Feuer darin brännte.

Zu der Jahreszeit, wo es reichlich regnet, ist Onanis einer der schönsten Weideplätze im ganzen Namaqua-Lande, wo mehrere Hunderte von Vieh monatlich ihr Futter haben können. In dieser Zeit tragen die Höhen eine Menge Büsche und kleiner Bäume, von denen Schafe und Ziegen gern essen. Die Ebenen ringsum sind mit schönem Gras und einer gelben Blume bekleidet, für welche das Rindvieh große Vorliebe hat.

In dieser Gegend hatte Hans ein Lieblingsfeld für seine Thätigkeit, denn außer der reichlichen und vortrefflichen Weide hatte sie Ueberfluß an Wild aller Art und war immer von Löwen, Gemsböcken, Giraffen, Zebras, Gnus, Rhinoceros und verschiedenen anderen Thieren besucht.

Wir hatten die Absicht, unsere Reise in der folgenden Nacht fortzusetzen; aber währenddem war Hans Larsen's rechte Hand und der rechte Arm plötzlich und ohne eine bekannte Ursache auf eine beunruhigende Weise geschwollen. Daher mußten wir noch einen Tag lang ruhen.

An demselben Abend, als wir nach Onanis kamen, stießen wir ganz nahe am Wasser auf eine unglaubliche Menge Perlhühner, und da ich hierin eine schöne Gelegenheit ersah, unsere stark geplünderte Speisekammer zu füllen, nahm ich eine Doppelbüchse auf die Schulter und machte mich sogleich auf den Weg; aber obgleich ich die Vögel schnell fand, waren sie doch so scheu, daß ich sie lange nicht in Schußweite bekommen konnte. Endlich nachdem ich sie zwischen die Klippen gejagt hatte und davon fast ermüdet war, zerstreuten sie sich zwischen den Steinen und drückten sich so fest an, daß sie nicht aufflogen, obgleich ich fast auf sie trat. Wenn ich einen zuverlässigen Jagdhund gehabt hätte, glaube ich, würde fast die ganze Schaar mein geworden sein; doch hatte ich immerhin Glück und füllte meine Jagdtasche recht brav.

Das Fleisch des wilden Perlhuhns, wenigstens des jungen, ist mürbe und wohlschmeckend, seine Eier sind vortrefflich. Die Geschwindigkeit dieses Vogels ist fast unglaublich, und auf einer Ebene kann ein Mensch ihn nicht einholen. Auf waldigem Boden schießt man sie am besten mit Beihülfe eines Hundes, der sie in einem fort anbellt, wenn sie auf den Bäumen sitzen; denn während die Vögel aufmerksam auf die Bewegungen des Hundes Acht geben, bekommt man sie leicht in Schußweite. Mit einer kleinen Vogelbüchse ist diese Jagd außerordentlich angenehm.

Zeitig am Abend folgenden Tages, als Hans sich etwas besser befand, brachen wir von Onanis auf und marschirten die ganze Nacht, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts, während dessen wir Kaffee kochten und die Thiere weiden ließen.

Bald nachdem es Tag geworden war, entdeckten wir einen zahlreichen Trupp Giraffen. Das Land war aber so offen und frei, daß man sich nicht an sie heranschleichen konnte, und ehe wir in Schußweite kamen, waren sie auf und davon.

Die Geschwindigkeit dieser Thiere ist keineswegs unbedeu-

tend, besonders wenn es sanft bergan geht. Die Giraffe hat guten Athem, und auf solchem Boden kann daher ein einigermaßen schnelles Pferd sie selten eher als nach zwei bis drei englischen Meilen einholen. Es ist wirklich spaßhaft, einen Trupp solcher Thiere im vollen Laufe zu sehen, wobei sie immer nach der Seite wanken, auf eine Weise, die sich schwer beschreiben läßt, und in regelmäßigen Zwischenzeiten mit den Schwänzen wedeln, die am Ende einen Büschel haben, während ihre langen und schmalen Hälse sich vor- und rückwärts beugen und den Bewegungen des Körpers folgen.

Wegen der vielen Biegungen des Weges, des stellenweise hügeligen Bodens und der ungewöhnlichen Länge der Wagen besorgten wir, daß diese Strecke sehr schwierig sein würde. Doch wurde sie glücklich zurückgelegt, ohne daß wir auf etwas gestoßen wären, und wir erreichten Tjobis-Fountain ungefähr um neun Uhr.

Diesen Ort verließen wir am Abend desselben Tages, und setzten den Weg die ganze Nacht fort, mit Ausnahme einer kurzen Rast von etwa zwei Stunden.

Bei Tagesanbruch, gerade als wir uns dem Swakop näherten, zog plötzlich das fürchterlichste Löwengebrüll, das dem Anschein nach ganz in unserer Nähe sein mußte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wenige Minuten darauf kamen zwei von den ehrwürdigen Thieren, ein Männchen und ein Weibchen, ungefähr hundertfunfzig Schritte vor uns aus den Büschen hervor. Als sie die Karavane bemerkten, erhoben sie wieder ein so fürchterliches Geschrei, daß unsere Thiere vor Schreck ganz außer sich geriethen. Die Ochsen, welche den ersten Wagen zogen, wandten augenblicklich um und rannten direkt auf das letzte Gespann los, ehe man es verhindern konnte, so daß ich in jedem Augenblick befürchtete, daß die Wagen umgeworfen oder in tausend Stücke zerschmettert werden möchten.

Die Ochsen brüllten, die Menschen schrien und riefen, die Joche krachten und knarrten, die Löwen brüllten, — kurz es war ein Auftritt, der aller Beschreibung widersteht.

Nachdem das Löwenmännchen ganz nahe herangekommen war, zog es sich wieder in das Gebüsch zurück; die Löwin dagegen setzte sich in einer Entfernung von nicht ganz hundert Ellen englisch (dreihundert Fuß) ruhig nieder und brüllte fürchterlich. Ich warf die Zügel über Spring's Sattel, der bei dem ersten Auftreten der Löwen mich fast abgeworfen hätte, sprang herab, ergriff meine Doppelbüchse, die ich immer geladen hatte, um anzugreifen, sobald es nöthig war, und drückte auf die Löwin los, um sie für ihre Kühnheit zu strafen, während Hans mich inständig bat, davon abzustehen. „Wenn Sie das Thier nicht auf der Stelle todt schießen," sagte er, „so wird es augenblicklich auf uns losstürzen."

Ich befolgte seinen Rath, schoß nicht, stellte mich aber nichtsdestoweniger in einer Entfernung von etwa funfzig Schritten der Löwin gegenüber auf, in der Absicht, ihre Aufmerksamkeit von den Leuten abzuziehen und so diesen Zeit zu verschaffen, um die Karren und Ochsen wieder in Ordnung zu bringen; zugleich wollte ich aber bereit sein, sie tüchtig zu begrüßen, im Falle sie es für gut halten sollte, einen Anfall zu wagen.

Kurz bevor wir auf diese Weise ganz unerwartet überrascht wurden, war es einem von den Tragochsen, die immer schwer zu regieren waren, gelungen, sich vom Joche frei zu machen, und ein schnellfüßiger Damara war zurückgelassen worden, um ihn wieder einzufangen. Mitten in dem Tumult hörten wir ein Hülfegeschrei und deutliche Rufe hinter uns, und als wir uns umblickten, sahen wir zu unserm Schreck den Löwen im schnellsten Laufe hinter dem widerspenstigen Ochsen und dem Mann herjagen, welcher letztere dadurch seinem Verfolger zu entkommen

hoffte, daß er den Feuerbrand*), den er in der Hand hielt, heftig hin und her schwenkte. Ich bat Hans, ein wachsames Auge auf die Löwin zu haben und eilte sogleich davon, um dem Damara und dem Ochsen zu helfen, aber ehe ich noch weit gekommen war, hatte der Ochse die übrige Heerde bemerkt, wagte einen gewaltigen Sprung quer über den Weg des Löwen und kam glücklich bei uns an. Man sah deutlich, daß der Löwe es mehr auf den Ochsen als auf den Mann abgesehen hatte, denn als er sich so in seinen Erwartungen getäuscht sah, stand er sogleich still, warf einen wilden Blick auf den Ochsen, brüllte entsetzlich und war schnell wie ein Gedanke davon; als ich zu den Wagen zurückkehrte, hatte es die Löwin für das Beste gehalten, dem Beispiele ihres Gemahls zu folgen. Fast ohne alle Anstrengung von unserer Seite wurden wir auf diese Weise wunderbar von diesem höchst ungewöhnlichen und gefährlichen Angriffe gerettet.

Beim ersten Erscheinen der Löwen nahmen unsere Leute ihre Zuflucht zu den Wagen, und nachdem alle Gefahr längst vorbei war, zitterten sie noch vor Furcht.

Es ist im Allgemeinen anzunehmen, daß ein Löwe, wenn er nicht vorher angegriffen wird, selten einen angejochten oder von einem Menschen begleiteten Ochsen angreift; wenn er aber lange gefastet hat, wagt er in der Verzweiflung das Aeußerste.

Nach vielen Schwierigkeiten und Mühen brachten wir endlich wieder Ordnung in die erschreckten Ochsen. Nachdem wir etwa zwei bis drei Stunden weiter gefahren, kamen wir ohne weitere Unannehmlichkeiten wohlbehalten nach Richterfeldt, wo man mit dem lebhaftesten Interesse hörte, wie glücklich wir der drohenden Gefahr entgangen waren.

---

*) Die Damaras tragen bei Nacht immer einen Feuerbrand mit sich, den sie ganz nahe an den Körper halten, um sich gegen Wind und Kälte zu schützen.

Wir waren, wie oben erzählt, am 13. November Abends von Scheppmansdorf abgereist und erreichten Richterfeldt am 22. desselben Monats früh. Die ganze Entfernung nach dem Wege, den wir einschlugen, berechnet, mochte etwa hundertunddreißig englische Meilen betragen. Diese Entfernung hatten wir in fünf Stationen und fast ebensoviel Tagen zurückgelegt, so daß wir durchschnittlich vierundzwanzig englische Meilen den Tag gereist waren. Wenn man die Beschaffenheit des Wegs, die jungen und noch nicht gehörig eingewöhnten Ochsen u. s. w. in Betracht zieht, kann man dies immer noch eine ungewöhnlich schnelle Reise nennen, und unsere That wurde auch laut von Jedermann gepriesen.

Achtes Kapitel.

Ein herzliches Willkommen. — Das Lager wird verändert. — Eine unerwartete Erscheinung. — Kühnheit des Wildes. — Löwen ihrer Beute beraubt. — Unerträgliche Hitze. — Eigenthümliche Wirkung der übermäßigen Hitze. — Abreise nach Barmen. — Zusammentreffen mit einer Heerde Zebras. — Ihr Fleisch ist dem Wildpret nicht zu vergleichen. — Klage des Missionars. — Eine unglückliche Katastrophe. — Kameeldoorn. — Burton-Fountain. — Der Skorpion. — Ankunft in Barmen.

Gleich bei unserer Ankunft in Richterfeldt wurden wir von einer großen Menge Eingeborener umringt, die mit Schreien und Heulen, Händeklatschen, grotesken Tänzen u. s. w. ihre Freude über unsere Rückkehr zu erkennen gaben. Mr. Rath sagte uns viele Artigkeiten über die Schnelligkeit, mit der wir die Ochsen dressirt und die Reise vollendet hatten.

Mr. Galton war schon nach Barmen, der Station des Missionars Hahn, abgereist. Ich beschloß, ihm zu folgen, sobald ich hinlänglich von meiner mühsamen Reise ausgeruht haben würde. Die Wagen sollten, bis wir zurückkämen, in Richterfeldt bleiben.

Zunächst schlugen wir unser Lager an derselben Stelle auf, wie vor der Abreise nach Scheppmansdorf; aber die hohen Pfähle,

die dasselbe beschützten, waren während unserer Abwesenheit von den Eingeborenen zerstört und zur Feuerung benutzt worden. Es kam jedoch wenig darauf an, da die alte Einzäunung jetzt zu klein gewesen wäre, um unser Vieh und die große Menge Gepäck aufzunehmen. Die Stelle war außerdem im Bette eines periodischen Stromes, eines Nebenflusses des Swakop, und da die Regenzeit immer näher kam, wäre es unvorsichtig gewesen, hier länger zu bleiben. Deßhalb schafften wir unsere Wagen u. s. w. nach Hans Larsen's eigenem Kraal, der nicht weit davon am Ufer des Flusses lag, wo wir beim plötzlichen Eintritt einer Ueberschwemmung vollkommen sicher sein konnten.

Am Tage vor unserem Umzuge hatten die Leute darum gebeten, den Abend bei Hans in seinem Lager zubringen zu dürfen und die Erlaubniß dazu erhalten. Auch die Hunde waren fortgelaufen und ich befand mich ganz allein. Die Nacht war zwar etwas warm, aber doch vorzüglich schön und ruhig. Um das schöne Wetter zu benutzen, hatte ich meine Betten aus dem Wagen genommen und auf die Erde neben die Räder gelegt, wo sich mir gerade gegenüber, ungefähr zwanzig Schritte entfernt, ein kleines Gehölz niedriger Tamarisken befand. Ich lag lange wach, ehe ich einschlafen konnte. Die ganze Natur war still und friedlich, und die Nacht so ruhig, daß ich ein Blatt hätte können fallen hören. Plötzlich zog der Tamariskenhain meine Aufmerksamkeit auf sich, indem ich von dorther einen leisen, raschelnden Ton vernahm, gleich als wenn ein Thier vorsichtig hindurchschliche. Ich glaubte, es möchte mir eine Hyäne oder ein Schakal einen Besuch abstatten, sprang auf, ergriff meine Büchse, die ich immer zur Hand hatte, und machte mich bereit, den Besuch zu empfangen. Man stelle sich aber meinen Schreck vor, als ich nicht eines jener heimlich schleichenden Thiere, sondern einen stattlichen Löwen vor mir sah. Mein Gewehr war im Augenblick auf seine Brust gerichtet, aber ich schoß doch

nicht, da ich hoffte, der Löwe würde mir die Seite bieten, in welchem Falle ich ihn weit leichter hätte erlegen können. Meine Erwartung wurde jedoch getäuscht, denn als der Löwe den Wagen sah, zog er sich einige Schritte zurück, stieß ein dumpfes Gebrüll aus, und war im nächsten Augenblicke hinter dem Gebüsche verschwunden.

Es liegt etwas so Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes darin, den König der Thiere mitten in der Wüste auftreten zu sehen, die er beherrscht, namentlich wenn er überrascht oder eine trotzige Haltung annimmt, daß man unmöglich es hindern kann, wenn bei seinem Anblicke das Herz schneller als gewöhnlich klopft.

Als ich am folgenden Morgen Mr. Rath mein Abenteuer erzählte, fand er dieses nicht besonders bemerkenswerth, sondern sagte, daß der erwähnte Tamariskenhain bekannt wäre als Aufenthalt von Löwen und anderen Raubthieren. Er fügte hinzu, daß die Löwen nicht selten von dort in seinen Baumgarten eindrängen, selbst dem Wohnhause sich bis auf wenige Schritte näherten.

Als ich in einer schönen Nacht ziemlich spät von Mr. Rath's Wohnung nach unserem Lager zurückkehrte, hörte ich plötzlich einen Ton der kläglichsten Art, ähnlich dem erstickenden Stöhnen eines Menschen, der dem Ertrinken nahe ist. Mein erster Gedanke war, daß die Löwen einen unglücklichen Eingeborenen überrascht haben möchten, der sich nahe am Wasser in einen Hinterhalt gelegt hatte, um das Wild abzufangen, das dorthin kam, um zu trinken. Während ich in banger Erwartung auf den Klagelaut lauschte, der nach und nach immer schwächer wurde, hörte ich von einer andern Stelle her ein undeutliches Gewirr menschlicher Stimmen und eilige Schritte. Das bestärkte mich in meiner ersten Vermuthung; aber wegen der undurchdringlichen Dunkelheit konnte ich nichts mit Sicherheit unterscheiden. Es war mir gleichwohl unmöglich, länger in Ungewißheit zu bleiben,

und ohne an die Gefahr zu denken, der ich mich aussetzte, ergriff ich meine Vogelflinte, die zufällig mit einer Kugel geladen war, und begab mich nach der Stelle, woher der mehr und mehr ersterbende Laut kam.

Ich war jedoch noch nicht weit gekommen, als ich auf eine Anzahl Eingeborener stieß, die in derselben Richtung wie ich davoneilten.

Mein Weg führte größtentheils durch ein Tamariskenwäldchen, und es ist mir noch wunderbar, wie ich mich in dem Labyrinth zurecht finden konnte. Die Hoffnung, ein Menschenleben zu retten, setzte mich gleichwohl in den Stand, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Ich mußte indeß drei bis vier Minuten durch das Gehölz gegangen sein, als ich an eine kleine Lichtung kam, wo ich auf eine große schwarze Masse vor meinen Füßen stieß, über die ich fast hinweggestürzt wäre, und zugleich hörte ich dicht neben meinen Ohren eine Bogensehne schwirren und einen Pfeil sausen. In demselben Augenblicke und nur wenige Schritte von der Stelle, an der ich stand, hörte ich das schreckliche Brüllen eines Löwen, wovon die Erde unter mir zu erdröhnen schien. Dem Gebrüll folgte unmittelbar das wilde und gellende Triumphgeschrei einer Menge Eingeborener.

Nachdem ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, fand ich, daß der dunkle Gegenstand, über den ich fast hinweggestürzt wäre, einer von den Eingeborenen war, der auf einem getödteten Zebra lag, und zugleich hörte ich zu meiner großen Verwunderung und Freude, daß die Klagetöne, die mich so geängstet hatten und die ich von einem sterbenden Menschen herleitete, von diesem Thiere ausgestoßen worden waren.*)

*) Ich habe später oft Gelegenheit gehabt, die Todesseufzer der Zebras zu hören, die wirklich dem dumpfen Stöhnen eines Erstickenden in hohem Grade ähnlich sind. Selbst das gedämpfte Wiehern dieses Thieres hat, aus der Ferne gehört, einen höchst melancholischen Charakter.

Die Eingeborenen, welche, wie ich deutlich einsah, recht wohl wußten, was es gäbe, hatten einzig und allein die Absicht, das Zebra für sich zu bekommen, was ihnen auch vollständig glückte. Während Einige unter ihnen schleunigst Feuer anzündeten, führten die Uebrigen um das Thier herum einen Kriegstanz mit den wildesten und phantastischsten Geberden aus, ohne im geringsten nach der Nähe des Löwen zu fragen, der sich nur wenige Schritte von ihnen befand. Als die Feuerflamme emporschlug, konnten wir deutlich sehen, wie er zwischen dem Gesträuch am Flußufer hin und her spazierte.

An seine Anwesenheit wurden wir namentlich dadurch erinnert, daß er einen kleinen Hund zerriß, der einem der Gesellschaft gehörte und sich allzuweit weg wagte. Mit einer einzigen leichten Bewegung seiner Tatze riß er den Leib des Hundes vom Kopf bis zu den Füßen auf; aber obgleich das arme Thier seine Eingeweide auf der Erde schleppte, konnte es doch noch bis zu unserem Feuer herankriechen, wo es nach wenigen Sekunden den letzten Athemzug that. Es war ein rührender Anblick, wie das treue Thier dankbar mit dem Schwanze nach seinem Herrn wedelte, welcher sich bemühte, die Eingeweide wieder hineinzustopfen und das Blut zu stillen.

Der wilde Ausdruck in den Zügen der Eingeborenen, der sich unwillkürlich bei dem auf sie fallenden Scheine des auflodernden Feuers steigerte, — der sterbende Hund, über den sich in tiefer Betrübniß sein aufgebrachter Herr hinneigte, — der verstümmelte Körper des Zebras und der nur wenige Schritte von uns auf- und abgehende Löwe, — alles dieses bildete einen der imponirendsten Auftritte, bei denen ich je Zeuge war.

Ich erwartete jeden Augenblick, daß der Löwe auf uns losstürzen würde, und stand deßhalb bereit, ihn zu empfangen. Mehr als einmal hatte ich auf ihn angelegt und hielt den Finger an den Drücker; aber ich kannte den Charakter des Thieres zu

genau, um nicht zu wissen, daß, wenn ich es nicht auf der Stelle tödtete, dieser Versuch ein Todessignal für Manchen unter uns sein würde, und deßhalb unterließ ich es zu schießen.

Ganz gegen meine Erwartung ließ uns der Löwe das Zebra zerstücken und forttragen, ohne uns etwas zu Leide zu thun. Während die Eingeborenen noch damit beschäftigt waren, schleuderten sie mehrmals Feuerbrände nach dem Löwen*); aber statt ihn zu verjagen, machten sie ihn nur noch wilder als vorher.

Aehnliche Versuche, einen Löwen seiner Beute zu berauben, sind im Innern Afrika's nicht selten. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß eine Anzahl Eingeborener sich ganz nahe an den Wassertümpeln niederlegt, welche von Antilopen und anderen Thieren und ihren beständigen Verfolgern, den Löwen, besucht werden, wo sie fast ganz und gar von der genannten Jagd oder solchen todten Körpern leben, die der Löwe nicht Zeit hat vor Tagesanbruch zu verzehren, wo er gewöhnlich nach seinem Lager zurückkehrt.

Der Versuch, einen Löwen seiner Beute zu berauben, glückt jedoch nicht immer so gut, wie dieses Mal. Wenn der Löwe hungrig ist, wendet er sich gegen seine Angreifer, und in diesem Falle hat schon Mancher sein Leben verloren. Man findet oft Leute, die entweder verstümmelt sind, oder tiefe Narben haben, welche von Wunden herrühren, die sie in Kämpfen dieser Art davongetragen.

Die Hitze war jetzt fast unerträglich geworden, und nur mit der größten Unbequemlichkeit konnte man sich bewegen, wenn die Sonne einige Stunden über dem Horizont heraufgestiegen war. Auch die Thiere litten darunter. Schon um acht Uhr des

---

*) Man hat mir erzählt, daß bei einer ähnlichen Gelegenheit ein Löwe durch zugeworfene Feuerbrände so verletzt wurde, daß man ihn kurz darauf an seinen Wunden verstorben fand.

Morgens hörten sie auf zu weiden, und suchten unter einem Baum oder Busch Schutz gegen die brennende Sonnengluth.

Regelmäßig um drei Uhr Nachmittag hatten wir einen starken Westwind; aber obgleich er vom Meere herkam, kühlte er doch die Atmosphäre nicht ab, sondern steigerte ihre Hitze. Wir hatten immer dieselbe Empfindung, als hätten wir vor der Oeffnung eines glühenden Ofens gestanden. Das Quecksilber stieg so hoch, daß wir kaum unseren Augen trauen konnten. Selbst bei Scheppmansdorf, das nicht ganz zwanzig englische Meilen in gerader Richtung vom Meere entfernt liegt, und wo fast immer ein erfrischender Wind bläst, steigt das Thermometer in der Mittagszeit in der freien Luft und im Schatten noch bis 110 Grad Fahrenheit, und dies mehrere Tage nach einander.

Diese Hitze der Atmosphäre bewirkte, daß alles aus Horn oder Holz Gemachte sich auf merkwürdige Weise zusammen oder krumm zog. Selbst die aus bestem englischen Wallnußholz gearbeiteten Büchsenschäfte gaben einen Achtelzoll nach. Die Tinte vertrocknete in der Feder fast in demselben Augenblicke, nachdem man sie eingetaucht hatte*).

Unsere Wagen, die bis nahe vor Scheppmansdorf in vor-

*) Kapitän Sturt, der auf seinen Reisen in Australien eben solche Hitze in einem noch höheren Grade erfahren zu haben scheint, sagt hierüber: „Der mittlere Thermometerstand in den Monaten December, Januar und Februar war beziehentlich 101, 104 und 105 Grad im Schatten. In Folge dieser Hitze war jede Schraube in unsern Koffern locker geworden, und die Horngriffe an unsern Instrumenten, so wie die Kämme zersplitterten in feine Plättchen. Das Reißblei fiel aus den Bleistiften heraus und die Signalraketen wurden ganz unbrauchbar; unsere Haare und die Wolle der Schafe hörten auf zu wachsen, und unsere Nägel wurden spröde wie Glas. Das Mehl verlor mehr als acht Procent seines ursprünglichen Gewichtes und die übrigen Eßwaaren in noch größerem Verhältnisse.“ An einer andern Stelle sagt dieser kühne Forscher, „daß das Quecksilber einmal bis 132 Grad im Schatten stieg, als das Thermometer zwischen zwei Baumästen fünf Fuß vom Boden aufgehängt war.“

trefflichem Zustande waren, hatten bedeutend gelitten. Die Speichen und Zapfen waren locker und in den Felgen und Naben zeigten sich große Risse und Sprünge. Um sie so viel als möglich zu schützen, errichteten wir einen Schoppen aus Rohr und Binsen, welche von Stricken und dünnen Stäben zusammengehalten wurden.

Nachdem dies geschehen war, begann ich meine Vorbereitungen, um Galton in Barmen zu besuchen; und da Schöneberg mit Mr. Hahn, seinem künftigen Amtsbruder, Bekanntschaft zu machen wünschte, beschlossen wir zusammen zu reisen. An einem bestimmten Tage machten wir uns auf den Weg, auf Ochsen reitend und von einem Hottentotten als Wegweiser und Dolmetscher begleitet. Außer seiner Muttersprache sprach dieser Mann fließend holländisch und die Damara-Sprache. Ferner nahmen wir noch ein Paar Eingeborene als Kutscher an und um uns beim Packen der Ochsen zu helfen.

Ich reiste wie gewöhnlich auf Spring und Schöneberg auf einem Ochsen, den Mr. Rath ihm geliehen hatte; aber dieser war nicht zugeritten, und ehe wir noch einige hundert Schritt weit gekommen waren, sah ich meinen Freund kopfüber im feuchten Bett des Swakop liegen. Als der ehrenwerthe Priester von seinem wenig angenehmen Platze sich wieder erhoben hatte, war er sehr betrübt und muthlos, und nichts konnte ihn dahin bringen, wieder aufzusitzen. Da ich aber Eile mit meiner Reise hatte, bot ich ihm meinen eigenen Ochsen an, den er mit großem Danke annahm.

Nach diesem kleinen Unfall ging Alles eine Weile recht gut. In einem unbewachten Augenblicke lag ich aber auch auf der Erde zur großen Freude meines Reisegefährten. Unser Führer, der sich viel auf seine Ueberlegenheit im Bändigen schwieriger Ochsen einbildete, war so freundlich, mit mir zu tauschen; aber trotz seiner Prahlerei war er so unglücklich wie ich, und in

weniger Zeit als einer halben Stunde lag er zweimal auf der Nase. Ohne sich jedoch dadurch beirren zu lassen, saß er zum dritten Male auf, und endlich zeigte er dem Ochsen, daß er es wohl verstand, Herr über ihn zu werden.

Im Laufe des Tages trafen wir plötzlich auf eine Heerde Zebras. Ich sprang sogleich von meinem Ochsen herunter, schoß nach ihnen, gerade als sie im Dickicht verschwanden, und war so glücklich, ein schönes Männchen zu tödten. Wir eilten sogleich hinzu, um das beste Fleisch für uns abzuschneiden, und ließen das übrige einem unserer Damara's, welcher meinte, das gute Fleisch sei einer ermüdenden Reise nach Barmen weit vorzuziehen.

Das Fleisch der Zebras, der „wilden Pferde", wie die Holländer das Thier nennen, ist übrigens aber keineswegs gut; es hat nämlich einen starken Geruch und einen eigenthümlichen Geschmack, und ist außerdem ölig. Ein gutes Beefsteak von Zebra mit Pfeffer und Salz ist jedoch für einen hungrigen Reisenden nicht zu verachten.

Die Hitze war während des Tages fürchterlich geworden, und ehe die Sonne hinter den Bergen verschwand, zwischen denen wir reisten, war Schöneberg durch die Hitze ganz aufgerieben, so daß wir über Nacht ein Lager aufschlagen mußten. Jeder von uns hatte zwar ein kleines zinnernes Wassergefäß bei sich, aber statt, wie ich es gethan, sich dieses mit reinem Wasser füllen zu lassen, war er so unklug gewesen, sich von Frau Rath eine Mischung von Wasser, Zucker und Zimmt hinein gießen zu lassen. Das konnte, wie man leicht begreift, zu nichts weiter führen, als seinen Durst noch zu vergrößern.

Wir hatten kaum das Gepäck und die Sättel unseren müden Ochsen abgenommen, als der arme Missionar sich verzweiflungsvoll auf die Erde warf und ausrief: „Ach, Mr. Andersson, wenn wir in Europa erzählten, was wir leiden müssen, würde uns

Niemand glauben!“ Ich konnte über diesen Ausbruch der Verzweiflung nur lächeln, denn obgleich die Hitze an diesem Tage peinigend genug gewesen war, hatten wir doch keineswegs Mangel weder an Speise noch Wasser gehabt. Der arme Schöneberg paßte gar nicht für die Leiden, die er in Afrika's Wüsten unvermeidlich finden mußte. Wenige Wochen später wäre er fast umgekommen, weil er nicht im Stande war, den Durst einige Zeit zu ertragen.

Bei Tagesanbruch am folgenden Morgen saßen wir wieder im Sattel. Unsere Richtung war nördlich mit einer kleinen Abweichung nach Osten, und der größere Theil des Weges war etwas vom Swakop entfernt, der sich an einer Stelle durch einen engen, pittoresken und schwierigen Paß hindurcharbeitete.

Wir passirten den Fuß des Scheppmans-Berges, so benannt nach einem traurigen Ereignisse, das vor einigen Jahren hier stattfand. Ein Missionar, Namens Scheppman, hatte den Berg bestiegen, um einen Ueberblick über das umliegende Land zu gewinnen; als er aber wieder herabsteigen wollte, blieb seine Büchse mit dem Schlosse an einem Zweige hängen, und der ganze Schuß fuhr ihm in's Bein. Nach einigen Tagen verschied er, und der Berg trägt seitdem seinen Namen.

Die Vegetation war hier reichlicher als in den Gegenden, die wir bisher durchreist hatten. Im Laufe des Tages passirten wir die Betten mehrerer breiter, sandiger und periodischer Flüsse, die alle in den Swakop mündeten. Ganz nahe an diesen Flüssen standen prächtige Waldungen der riesigen Acacie, welche die Holländer „Kameel-doorn“ oder Giraffendorn (Acacia giraffae) nennen. Dieser Baum hat seinen Namen davon, daß er die hauptsächlichste und beliebteste Nahrung der Giraffe ausmacht. Weil er ungeheuer groß ist und sehr eigenthümlich wächst — die Blätter stehen vom Gipfel bis auf den Boden herab in sonnenschirmähnlicher Ordnung — ist er ein vorzüglicher Schmuck

der Landschaft, findet sich aber merkwürdiger Weise nur in trockenem Boden.

Dieser sogenannte Kameel-doorn wächst außerordentlich langsam und braucht mehrere hundert Jahre, um zur Reife zu gelangen. Sein Gewebe ist daher so dicht und das Holz so schwer, daß es im Wasser leicht untersinkt, wenn es nicht mehrere Jahre lang austrocknet. Unsere Eiche im Norden kann in Beziehung auf Härte und Festigkeit gar nicht damit verglichen werden. Die Fibern des Holzes sind indeß ziemlich kurz und das Holz selbst deßhalb verhältnißmäßig spröde, aber abgesehen davon recht fest, so daß es sich zu Baumaterial und zu Ackergeräthschaften außerordentlich gut eignet. Von diesem Holze bekommt man auch fast einzig und allein dauerhafte Wagenachsen; aber zugleich braucht man das beste Handwerkszeug zu seiner Bearbeitung. Ich habe gesehen, daß manches gutgehärtete Beil und manches Stemmeisen an diesem Holze stumpf und unbrauchbar wurde. Aeußerlich ist das Holz weißlich von Farbe, aber innen rothbraun, dem Mahagoni nicht unähnlich, und nimmt einen ähnlichen Grad von Politur an.

In den Zweigen dieser Acacie, welche von vielen südafrikanischen Reisenden beschrieben wird, hat der gesellschaftlich lebende sogenannte Republikaner (Loxia socia) seine interessante und eigenthümlich gebaute Wohnung.

Durch die Dummheit oder Unbekanntschaft unseres Wegweisers verfehlten wir eine Quelle, wo wir außerdem Halt gemacht hätten, und die Folge davon war, daß wir viel von Durst zu leiden hatten. Schöneberg war außerdem den ganzen Tag unwohl, und als wir das Ziel unserer Tagereise erreichten, welches Abends um sieben Uhr geschah, war er sogar noch müder und trostloser als am vorhergehenden Abend.

Wir nahmen unser Nachtlager bei Buxton-Fountain, so genannt zur Erinnerung an den verstorbenen Sir Thomas

Fowell Buxton, von dem und dessen Familie Mr. Hahn viel Gutes genossen hatte. Es ist dies eine warme Quelle, und das Wasser, das aus einem Granitfelsen hervorsprudelte, ist fast kochend heiß, aber salzig und von unangenehmem Geschmack.

Rund um die Quelle ist der Boden von Salz geschwängert. Jede Nacht sammelt sich hier eine bedeutende Menge wilder Thiere, um ihren Durst zu stillen; selbst Löwen finden sich in ziemlicher Anzahl; aber diesmal ließen sie uns in Ruhe.

Nachdem ich ein leichtes Abendbrot genossen hatte, wollte ich meine müden Glieder der Ruhe überlassen, als plötzlich ein ganzer Schwarm Skorpione aus einer kleinen Spalte dicht neben meinem Kopfe hervorkam. Bei ihrem Anblick war ich sogleich auf den Beinen; denn obgleich ich nicht eben besonders furchtsam bin, muß ich doch meinen Abscheu vor allen kriechenden Thieren bekennen.

Während der heißen Monate schlafen diese Thiere, wenn aber die Regenzeit heranrückt, kommen sie in großer Menge zum Vorschein und man muß dann sehr vorsichtig sein, wenn man Steine, morsche Baumstämme u. s. w. hinweghebt. Sobald der Skorpion einen Theil des menschlichen Körpers berührt, hebt er seinen Schwanz und macht mit seinem hornartigen Stachel eine Wunde, welche selten den Tod herbeiführt, aber allemal viel Schmerz und Unbehagen verursacht.*)

Wie die Schlangen, lieben die Skorpione die Wärme sehr, und wenn man Morgens erwacht, findet man nicht selten einige solche abscheuliche Thiere, die sich in den Falten der Decke oder dem Kopfkissen versteckt haben. Einmal tödtete ich einen Skorpion von fast sieben und einem halben Zoll Länge, der ohne Weiteres Platz in meinem Bette genommen hatte.

*) „Der schwarze Skorpion," sagt Lieutenant Patterson, „ist fast ebenso giftig, als irgend eine Schlange. Ein Pächter, welcher in Paarle, nahe am Kap, wohnte, wurde während meines Aufenthalts daselbst in den Fuß gestochen und starb nach wenigen Stunden."

Am folgenden Morgen erklärte uns der Führer, daß wir nur noch einige Stunden Weges bis nach Barmen zurückzulegen hätten. Wir eilten daher nicht zu sehr mit dem Aufbruch, sondern nahmen uns ruhig Zeit, ein reichliches Frühstück zu bereiten und zu verzehren, das aus starkem Kaffee und einigen Schnitten Zebrafleisch bestand, welches letztere ganz einfach in der heißen Asche unsers Wachfeuers gebraten wurde.

Wir kamen nach Barmen, gerade als die Familie sich an das Mittagsbrot setzte, und wurden von Herrn Hahn freundlich eingeladen, an der Mahlzeit theilzunehmen. Es freute mich, daß ich Mr. Galton munter und bei guter Laune fand, und er schien sehr zufrieden damit, daß wir so bald und ohne daß uns etwas Unangenehmes begegnete, zurückgekehrt waren.

Neuntes Kapitel.

Barmen. — Ein Gewitter unter den Tropen. — Ein Mann wird vom Blitz erschlagen. — Warme Quelle. — Mr. Hahn; seine Thätigkeit als Missionar und seine Aussaat auf felsigen Boden. — Der See Omanbondè. — Mr. Galton's Friedensbotschaft. — Der Verfasser trifft einen Löwen, der es nicht wagt, sich in einen Kampf einzulassen. — Merkwürdige Gnujagd. — Zwei Fliegen auf einen Schlag. — Löwenjagd. — Der Verfasser entgeht durch ein Wunder dem Tode. — Was es für Folgen hat, wenn man seine Büchse am Sonntage gebraucht.

Beim ersten Anblick hat Barmen ein höchst trauriges Aussehen. Hans meinte, daß es der ödesten Stelle auf Island gleiche; aber wenn man mit der Gegend näher bekannt wird, findet man, daß es nicht alles Interessanten und aller Schönheit baar ist. Der Ort liegt etwa drei Viertel Meilen englisch vom Swakop und am rechten Ufer dieses Flusses. Nach Westen zu und unmittelbar hinter dem Orte erheben sich regellose Massen niedriger zerrissener Felsen, die an einer Seite in einen ungefähr tausend Fuß hohen Abhang enden. Sie sind durchgängig mit Gebüschen und einer Menge stacheliger Bäume von dem Geschlechte der Acacien bewachsen, welche den größern Theil des Jahres alle Abstufungen des Grün zeigen. Im Osten von Bar-

men fließt der Swakop, dessen Lauf deutlich durch schöne, schwarzstämmige Mimosen bezeichnet wird. Jenseit des Stroms wird die Aussicht von einer schönen Kette pittoresker Berge begränzt, die sich sechs- bis siebentausend Fuß über die Meeresfläche erheben. Diese Berge haben ein erhöhteres Interesse dadurch, daß sie mehr oder weniger eine Fortsetzung der waldigen Ketten sind die wenige englische Meilen von der Kapstadt ihren Anfang nehmen, und sich so in gerader Linie etwa tausend englische Meilen weit ausdehnen.

Einen Steinwurf weit vom Missionshause schlängelt sich ein brausender Bergstrom, der jedoch nur nach starken Regengüssen Wasser hat, aber durch seinen hohen Fall und seine reißende Schnelligkeit in den Pflanzungen und Gartenanlagen viel Schaden anrichtet.

Ungefähr zwei Jahre nach der Zeit, von welcher ich jetzt schreibe, besuchte ich Barmen abermals und war bei dieser Gelegenheit Zeuge eines der außerordentlichen Phänomene, die man in solcher Großartigkeit nur in den tropischen Klimaten antrifft. Eines Abends sammelten sich plötzlich schwere und drohende Wolken am östlichen Horizonte; der Donner rollte fürchterlich in der Ferne, und die Wolken wurden von blendenden Blitzen zerrissen. Wir wußten aus langer Erfahrung, was das zu bedeuten hatte, und beeilten uns deßhalb, Alles unter Dach und Fach zu bringen, was vom Regen leiden konnte. Dies war kaum geschehen, als große schwere Regentropfen zu fallen begannen, und in wenigen Sekunden schienen die Schleusen des Himmels geöffnet zu sein. Das Unwetter währte nicht über eine halbe Stunde; aber diese kurze Zeit reichte hin, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen. Das Getöse, welches von dem Strome und einer Anzahl kleinerer Bergbäche erzeugt wurde, als sie ihre schwarzen, schmuzigen Wogen dahin rollten, die oft bis auf zehn Fuß stiegen, war ganz betäubend. Riesengroße Bäume, frisch

mit den Wurzeln ausgeriſſen, und andere, in halb verweſtem Zuſtande, wurden mit unwiderſtehlicher Kraft umgeriſſen und in die ſchäumenden Wogen geſchleudert, als wenn ſie Strohhalme wären. Von einer Menge Gartenland war kaum noch eine Spur übrig, und einige Hütten der Eingeborenen, welche unvorſichtig genug allzu nahe an den Strom gebaut waren, theilten daſſelbe Schickſal. Das Ganze war eine Sündfluth im Kleinen.

Solche Ueberſchwemmungen entſtehen mit einer an das Wunderbare grenzenden Schnelligkeit, aber ebenſo erſtaunt man über die kurze Zeit, die ſie gebrauchen, um wieder zu verſchwinden. Es reichte eine einzige Stunde Sonnenſchein hin, um ein überſchwemmtes Feld in eine lachende Landſchaft zu verwandeln.

Solche Ausbrüche der Elemente kommen unter den Wendekreiſen zur Regenzeit oft vor. Kurz nach Mr. Galton's Ankunft in Barmen war ein heftiges Gewitter eingetreten. Eines Abends, als er und Hahn mit einander ſprachen, ſahen ſie, daß ein Damara, kaum hundert Ellen engliſch von der Stelle, wo ſie ſtanden, vom Blitz erſchlagen wurde.

Barmen hat Ueberfluß an gutem Waſſer. Mr. Hahn hatte in ſeinem Garten einen tiefen Brunnen gegraben, welcher viel Nutzen und Vortheil gewährte, da das aus ihm erhaltene Waſſer jederzeit hell und geſund war. Ein Paar hundert Schritte vom Wohnhaus befanden ſich außerdem zwei reichlich fließende Quellen, von denen die eine warm war und eine Temperatur von 157 Grad Fahrenheit hatte. Mittelſt kleiner gegrabener Kanäle war dieſe Quelle über ein großes Stück bebautes Land geleitet; das Waſſer diente außerdem noch zu anderen Zwecken, und für die Wäſcherin des Hauſes war es in Wahrheit unſchätzbar. Während unſeres Aufenthalts in Barmen konnten wir zu jeder Tageszeit das ungewöhnliche Vergnügen eines Bades genießen, welches jedoch etwas erſchlaffte.

Mr. Hahn war in Rußland geboren, hatte aber eine Reihe

von Jahren sich im Dienste der Rheinischen Missionsgesellschaft befunden und wandte jetzt alle seine Kräfte daran, die Einwohner dieses in Finsterniß begrabenen Landes zu bekehren. Er hatte sich zuerst unter einem Namaqua-Stamme niedergelassen, der dem mächtigen Räuberhäuptling Jonker Afrikaner gehorchte, von dem später die Rede sein wird. Bald jedoch fand er, daß diese Leute viel lieber ihren Nachbarn die Kehle abschnitten, als auf seine Lehren hörten, und wußte auch, daß schon in mehreren Theilen des Groß-Namaqua-Landes sich Missionare niedergelassen hatten, daher glaubte er, daß er größern Nutzen unter den Damaras würde stiften können, und schlug deßhalb sein Zelt unter ihnen auf. Die Herren Rath und Kolbé waren seine Mitarbeiter in diesem frommen Werke.

Sie sahen bald ein, daß ihre Anstrengungen von geringem Nutzen sein würden, wenn sie nicht einige Kenntniß der Damarasprache hätten, und thaten deßhalb ihr Möglichstes, um sie zu erlernen; aber die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich. Endlich fanden sie ganz zufällig den Schlüssel zu dieser Sprache, und machten von nun an die schnellsten Fortschritte, so daß Hahn nach Verlauf von einigen Jahren nach Deutschland zurückkehrte und eine Grammatik und ein Wörterbuch der Damarasprache herausgeben konnte.

Bei dem ersten Auftreten von Missionaren im Damara-Lande zeigten sich die Eingeborenen außerordentlich mißtrauisch und zogen mit ihrem Vieh in das Innere des Landes. Die Ankömmlinge hingen hinsichtlich ihres Bedarfs an Vieh gänzlich von jenen ab, sie waren folglich manchen Leiden und Entbehrungen ausgesetzt. Mehr als einmal hatten sie den Hungertod vor Augen, und lange Zeit bestand ihre Nahrung in nichts als dem Wilde, das ihre hottentottischen Diener so glücklich waren zu erlegen. Die Damaras, welche wahrscheinlich andere Leute nach sich selbst beurtheilten, hatten außerdem die Vorstellung,

daß die Missionare mit einer den Einwohnern feindlichen Absicht in das Land gekommen seien, und daß es am besten sei, ihnen entgegenzuarbeiten. Sie versammelten sich daher in großer Menge einige englische Meilen von Barmen, um die Ankömmlinge zu vernichten. Von diesen ihren Plänen standen sie jedoch auf Anrathen eines Mannes ab, der zu ihrem Stamme gehörte. In der Zeit, von welcher ich schreibe, hatte Mr. Hahn und sein Mitarbeiter die Damaras vollkommen auf friedliche Gedanken gebracht und sie mit sich ausgesöhnt; bei der Missionsstation wohnte jetzt eine ansehnliche Menge Leute ärmeren Standes und konnte mit etwas Fleiß und Ausdauer sich das Leben erträglich machen. Die Hauptquelle ihres Vermögens bestand im Bau von Tabak, der hier in ausgezeichneter Weise wächst, so daß die Blätter oft drei Fuß lang und zwei Fuß breit werden. Was sie hiervon nicht selbst verbrauchen, vertauschen sie gegen Vieh an ihre reicheren Landsleute.

Aber hiermit schien auch ihre Civilisation zu Ende zu sein. Die Missionare arbeiteten mit rühmlichem Fleiße zu ihrem Besten; aber bis jetzt hatten sie geringen oder gar keinen Erfolg gesehen, der sie ermuthigte. Ein Damara kann unmöglich begreifen, daß jemand sein Land nur um Gutes zu thun und aus christlicher Liebe besuchen kann. Er kann den Argwohn nicht loswerden, daß der Handlungsweise der Fremdlinge eine eigennützige Absicht zu Grunde liege, und nicht selten verlangt er eine Belohnung für die Dienste, die er etwa den Missionaren erweist. Als einen Beweis der geringen Ermuthigung, die der religiöse Eifer hier erwarten kann, muß ich anführen, daß Mr. Hahn, der doch von den Eingeborenen, wie er mir selbst sagte, geliebt und geachtet wird, nie so glücklich gewesen ist, jemand zu bekehren. In einem einzigen Falle glaubte er seinen Zweck erreicht zu haben; aber ehe der, wie es schien, gewonnene Mann als Mitglied der christlichen Kirche aufgenommen wer-

den konnte, mußte er noch auf einige Fragen befriedigende Antwort geben. Eine von diesen Fragen war, ob er nach christlicher Sitte sich mit nur einer Frau begnügen würde. Hierauf antwortete der Mann, obgleich er gern Herrn Hahn und seinem Freunde persönlich gefällig sein und außerdem, so viel in seinem Vermögen stände, die Missionare unterstützen wollte, ließe doch sein Gewissen ein so großes Opfer nicht zu, als man hiermit von ihm begehrte.

Die Reichen unter den Damaras waren in geistlicher Beziehung noch gleichgültiger als ihre ärmeren Landsleute, und wenn sie einmal einen Besuch in der Missionsstation abstatteten, so geschah dies nicht in der Absicht, um das Evangelium predigen zu hören, sondern entweder in der Hoffnung auf Schutz gegen ihre Feinde, oder in Geschäftsangelegenheiten, um Tabak, Eisenwaaren u. s. w. einzutauschen.

Mr. Galton war in meiner Abwesenheit nicht unthätig gewesen. Außer manchen Erkundigungen, die er über Damaras und Namaquas eingezogen, hatte er auch die sichere Kunde von dem Vorhandensein eines Süßwassersees erhalten, den man Omanbondè nannte. Dies erhöhte unsern Muth bedeutend. Wir waren bei der Wallfischbai gelandet mit höchst unbestimmten Begriffen von dem Wege, den wir einzuschlagen hätten, und hatten bis jetzt nicht gewußt, was wir eigentlich vornehmen sollten.

Um an den Omanbondè zu kommen, mußten wir das Damara-Land durchreisen, das den Europäern ganz unbekannt war. Sogar die Missionare, die schon seit mehreren Jahren an der Grenze lebten, hatten einige englische Meilen jenseit ihrer Station keine Kenntniß des Landes. Die Damaras selbst machten uns eine sicher übertriebene Angabe von seiner Größe, Bevölkerung und Fruchtbarkeit. Das Volk war jedoch bekannt als ungastfreundlich, verrätherisch, argwöhnisch und feindlich gesinnt gegen

Fremde. Man hatte es jederzeit als unsicher angesehen, in diesem Lande zu reisen; aber die Reisen waren noch unsicherer geworden, seit ihre Nachbarn im Süden, die Namaquas, von den großen Heerden der Damaras angelockt, Streifzüge in ihrem Lande gemacht, Menschen getödtet und viele Ochsen, Schafe u. s. w. geraubt hatten. Die Damaras glaubten nun, und zwar mit einem gewissen Schein von Recht, daß jeder Mensch von hellerer Hautfarbe ihr Feind sei. Sie wußten sehr wohl, daß das Vieh, welches ihre Feinde, die Namaquas, ihnen geraubt hatten, an europäische Handelsleute verkauft worden war, und sie wußten auch, daß, wenn einmal Vieh, das den Missionaren oder anderen Weißen gehörte, von den raubgierigen Namaquas gestohlen worden war, dieses jederzeit zurückgegeben wurde, sobald man es verlangte. Dieses zusammengehalten mit der Thatsache, daß die Europäer ungehindert durch das Namaqua-Land reisen konnten, bestärkte sie in der Ueberzeugung, daß wir verkleidete Feinde wären.

Um ihre Befürchtungen zu entfernen, sie von unsern freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen zu überzeugen und mit den eigentlichen Zwecken unserer Reise bekannt zu machen, hatte deßhalb Mr. Galton Boten an die vornehmsten Damara-Häuptlinge gesandt. Er schrieb außerdem an Jonker Afrikaner (an den er schon bei seinem Aufenthalt in Richterfeldt eine Botschaft hatte abgehen lassen), und machte ihm Vorstellungen über sein ungehöriges und barbarisches Verfahren. Jonker ist einer von den angesehensten Häuptlingen unter den Namaqua-Hottentotten, und er hatte in höchsteigener Person den größten Theil der Raubzüge im Damara-Lande angeführt.

Nachdem wir einige Tage angenehm und nützlich in Barmen verbracht hatten, rüsteten wir uns zur Rückkehr nach unserm Lager bei Richterfeldt; aber als der Tag der Abreise kam, war ich fieberkrank, und Galton mußte die Reise ohne mich machen. Doch war ich in Kurzem im Stande, ihm zu folgen.

Als ich eines Morgens zeitig mich auf den Weg machte, bemerkte ich etwa hundert Ellen von mir, wie ich glaubte, ein einzelnes Zebra. Sogleich sprang ich aus dem Sattel, überließ Spring sich selbst und eilte mit der Büchse in der Hand und unter dem Schutze einiger kleiner Bäume vorwärts. Als ich ein Stück weit gekommen war, guckte ich vorsichtig hinter einem Busche hervor und sah zu meinem Erstaunen, daß das Thier, welches ich für ein Zebra gehalten hatte, nichts mehr oder weniger war als ein großer Löwe, der mich ganz ruhig betrachtete. Ich muß gestehen, daß ich über den unerwarteten Anblick bestürzt war; aber ich faßte mich schnell und näherte mich dem Thiere. Der Löwe hielt es jedoch nicht für räthlich zu warten, bis ich in Schußweite kam, sondern wandte sich und floh nach dem Swakop zu. In der Hoffnung, ihn zu erreichen, folgte ich, so schnell ich konnte, und hatte beinahe mein Ziel erreicht, als der Löwe in Eile mit ein paar gewaltigen Sprüngen über eine offene Stelle hinwegsetzte, und im nächsten Augenblicke war er in dem dichten Röhricht verschwunden, das hier das Ufer des Flusses bedeckte. Ich hatte keine Hunde bei mir und alle meine Bemühungen, das Thier aus seinem Schlupfwinkel aufzujagen, waren vergeblich. Während ich hier noch auf- und abging, fand ich den Leichnam eines Gnu, das vor wenigen Minuten noch einer Heerde Löwen zum Schmause diente. Ohne Zweifel hatte mein feiger Gegner zu derselben Gesellschaft gehört.

Am Abend desselben Tages, wo ich Richterfeldt erreichte, hatten wir eine lebhafte und vortreffliche Jagd. Ein Gnu war von einem Hottentotten, der in Mr. Rath's Diensten stand, leicht verwundet worden, und die Eingeborenen, die bei der Missionsstation Zeugen des Hergangs der Sache waren, begannen sogleich die Jagd auf das Thier. Als das Gnu sich so verfolgt sah, suchte es in der Angst im Dorfe selbst Schutz, wo es schnell von allen Seiten umringt wurde. Alle Weiber und Kinder

waren herzugeeilt, um den Tod des Thieres mit anzusehen, während die Männer schrieen und sich um den Besitz desselben zankten. Assegais und Pfeile sausten dicht an unseren Ohren vorbei, und ich hatte große Noth, um mir zu dem armen Thiere Bahn zu brechen, das ich in Mr. Rath's Schafkraal, nicht zwanzig Schritt von seinem Wohnhaus, eingeschlossen fand. Das Gnu war von zwei Assegais getroffen worden, und das Blut floß in Strömen an den bebenden und schaumbedeckten Seiten des Thieres herunter.

Obgleich das Gnu verhältnißmäßig nur ein kleines Thier ist, hat es doch ein imposantes und fürchterliches Aussehen wegen seines hohen Vordertheils, seiner starken buschigen Mähne und seines Büffelkopfs. Das Thier stand da und stampfte unruhig den Boden mit den Vorderfüßen, und sein Blick war trotzig auf uns gerichtet.

Nicht ohne Gefahr, einen aus der versammelten Menge zu treffen, schoß ich eine Kugel durch den Bug des Thieres und machte so seinen Leiden auf einmal ein Ende. Einige Minuten, vielmehr Sekunden nachher war nicht eine Spur von dem Thiere mehr zu sehen. Es war von den Eingeborenen buchstäblich in Stücke gerissen worden.

Als ich später am Abend bei Mr. und Mrs. Rath einen Besuch abstattete, wurde mir in aller Freundschaft mitgetheilt, daß die Buße für ein geschossenes Gnu eine Ziege sei. Ich bat um nähere Aufklärung und hörte zu meinem Erstaunen, daß meine Kugel gerade durch das Gnu hindurchgegangen sei und eine Ziege getroffen habe, die meinen Freunden gehörte und auf der Stelle todt blieb.

An dem Tage, bevor ich das Lager erreichte, hatte Mr. Galton einen Ausflug nach Westen unternommen, hauptsächlich um von den Eingeborenen Vieh zu kaufen, da sich bei uns schon wieder Mangel daran einstellte. Außerdem wollte er den Erongo

ſehen und näher kennen lernen, einen Berg, der wegen ſeiner ſeltſamen Geſtalt und als Aufenthaltsort der merkwürdigen Berg-Damaras weithin berühmt war. Mr. Galton war dabei von Hans, der den Berg früher ſchon beſucht hatte, und einigen der übrigen Diener begleitet. Nach ſeiner Rückkehr vom Erongo wollten wir mit den Wagen weiter in das Land vordringen.

Als ich eines Tages mein einfaches Mahl verzehrte, wurde ich durch die Ankunft einiger Eingeborenen geſtört, welche mit athemloſer Eile meldeten, daß ein Ongeama, d. h. ein Löwe, ſo eben eine ihrer Ziegen ganz nahe bei der Miſſionsſtation (Richterfeldt) getödtet habe, und mich um meine Hülfe angingen, um das Thier wegzuſchaffen. Sie hatten ſo oft geſchrieen: „ein Wolf! ein Wolf!“ daß ich ihre Reden nicht ſonderlich beachtete; da ſie aber bei ihrer Behauptung blieben, beſchloß ich endlich mir Gewißheit über die Sache zu verſchaffen. Ich ſchnallte einen Gürtel um, in dem das nöthige Jagdgeräth, Kugeln, Zündhütchen, ein Meſſer u. ſ. w. ſich befand, lud meine gute Doppelbüchſe mit geſtählten Spitzkugeln, warf ſie über die Schulter und folgte den Leuten.

Es währte nicht lange, als wir an die Stelle kamen, wohin der Löwe ſeine Zuflucht genommen haben ſollte. Es war dies ein dichtes Tamariskengebüſch von ziemlichem Umfange, das zum Theil an den abhängigen Ufern des Swakop gelegen war, nahe an ſeiner Vereinigung mit dem Omutenna, einem ſeiner Nebenflüſſe.

Auf dem anſteigenden Boden oberhalb des erwähnten Gebüſches ſtand eine ganze Schaar Damaras und Namaquas in Schlachtordnung, einige mit Aſſegais, andere, jedoch nur wenige, mit Schießgewehren bewaffnet. Ein anderer Theil der Geſellſchaft war im Buſche ſelbſt und verſuchte den Löwen herauszutreiben.

Da es mir ſchien, als wären die Treiber ſehr beſorgt für

ſich ſelbſt und langſam in ihren Bewegungen, rief ich ſie hinweg und ging ſelbſt in das Gebüſch, nur von wenigen Leuten und einigen Hunden begleitet. Es war dies ein ſehr gefährliches Unternehmen, da das Gebüſch an einigen Stellen ſo dicht und verwachſen war, daß ich auf Händen und Füßen kriechen mußte, ſo daß der Löwe ſich ganz leicht hätte auf mich ſtürzen können, ohne daß ich im geringſten eine Ahnung davon hatte. Damals hatte ich aber das alte Sprüchwort: „Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer“ noch nicht durch die Erfahrung bewährt geſehen, und deßhalb kannte ich auch noch wenig oder keine Furcht.

Auf dieſe Weiſe war ich eine Weile vorgedrungen, als ich plötzlich und nur wenige Schritte von der Stelle, wo ich mich befand, ein dumpfes zorniges Gebrüll hörte, in Folge deſſen die Hunde, mit ſich ſträubendem Haar und den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſich an mich anſchmiegten. Unmittelbar darauf erhoben die Eingeborenen, welche oben am Ufer ſtanden, ein fürchterliches Geſchrei: „Ongeama! Ongeama!“ und ſchoſſen zugleich ihre Gewehre los. Sogleich wurde es wieder ſtill, da der Löwe, wie ich ſpäter hörte, nachdem er ſich einen Augenblick am Rande des Gebüſches gezeigt, ſich wieder in das Innere deſſelben zurückgezogen hatte.

Noch einmal verſuchte ich es den Löwen aufzujagen; aber da dieſer es merkte, daß der Feind ihn auf offenem Felde erwarte, hatte er keine Luſt, ſeinen Schlupfwinkel zu verlaſſen. Ich war dennoch ſo glücklich, ihn wieder bis an den Rand des Gebüſches zu treiben, wo er, wie das erſte Mal, mit einer Salve empfangen wurde; aber in den Händen der Damaras wäre ein Beſenſtiel von derſelben Wirkung geweſen als eine Büchſe, denn auch nicht einer von den vielen Schüſſen, die ſie abfeuerten, ſchien getroffen zu haben.

Ermüdet durch meine Anſtrengungen und ärgerlich über die Art und Weiſe, wie die Eingeborenen die Sache verdarben, be-

schloß ich endlich, das Tamariskengebüsch zu verlassen, und begab mich zu den andern, denen ich vorschlug, den Platz mit mir zu wechseln; wie ich aber voraussehen konnte, wich jedermann diesem Vorschlage aus.

Unterdeß neigte sich der Tag zu Ende, und ich faßte daher den Entschluß, es noch einmal mit dem Löwen zu versuchen, mit dem Vorsatze, von der Jagd ganz abzustehen, wenn ich abermals keinen Erfolg gewinnen sollte. Begleitet von einem einzigen Eingeborenen begab ich mich also wiederum in das erwähnte Gebüsch, das ich eine Zeitlang durchforschte, ohne etwas zu finden; als ich jedoch dahin kam, wo ich schon das erste Mal gesucht hatte, an eine verhältnißmäßig wenig bewachsene Stelle, sprang der Löwe plötzlich wenige Schritte von mir auf. Es war ein Löwe mit schwarzer Mähne und einer von den größten, die ich mich erinnere in Afrika je gesehen zu haben. Seine Bewegungen waren jedoch so schnell, so leise und leicht, daß ich nicht eher schießen konnte, als bis er schon dickeres Gebüsch erreicht hatte und sich ungefähr dreißig Schritte von mir befand. Die Kugel traf ihn, und augenblicklich drehte er sich herum und sprang unter fürchterlichem Gebrüll auf mich los. Einige Schritte von mir duckte er sich nieder, gleich als wolle er zu einem Satze ausholen, und drückte den Kopf zwischen die Vorderfüße.

Jetzt zog ich ein großes Jagdmesser, welches ich um die rechte Handwurzel geschlungen hielt, während ich mich auf meine Kniee niederließ und so vorbereitet dem Angriff des Löwen entgegensah. Es war ein Augenblick banger Erwartung, und meine Lage eine höchst kritische. Doch verließ mich die Geistesgegenwart nicht einen Augenblick, ich wußte ja, daß nur vollkommene Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung mich dieses Mal retten konnte.

Jetzt hätte ich angreifen sollen; aber wegen der dazwischen befindlichen Sträucher und der Staubwolke, welche der Löwe aufrührte, indem er die Erde mit dem Schwanze peitschte, konnte

ich seinen Kopf nicht deutlich sehen, und nach einer andern Stelle zu zielen wäre Tollheit gewesen; deßhalb hütete ich mich auch zu schießen. Während ich mit aufmerksamen Augen jede Bewegung des Löwen beobachtete, that er plötzlich einen Sprung nach mir; aber mochte er nun nicht recht nach mir gezielt haben, da ich zum Theil in dem tiefen Grase versteckt lag, oder bog ich mich instinktmäßig auf die Seite, oder irrte er sich in der Entfernung, — genug, der Löwe sprang gerade über mich hinweg und kam erst drei bis vier Schritte hinter mir auf den Boden. Ohne aufzustehen, drehte ich mich augenblicklich herum auf derselben Stelle, wo ich kniete, und schoß den andern Lauf los; der Löwe kehrte mir die Seite zu, und die Kugel drang in den Bug und zerschmetterte ihn vollständig. Als er den zweiten Schuß bekam, machte er einen neuen Sprung auf mich los; aber er war schwer verwundet, und so konnte ich ihm ausweichen; doch handelte es sich nur um ein Haar, denn er stürzte auf Armeslänge an mir vorüber. Hierauf hinkte er auf der andern Seite in den dichten Wald hinein, wohin ihm zu folgen ich für unnöthig hielt; denn die Nacht brach mit eilenden Schritten herein.

Zeitig am nächsten Morgen folgte ich der Spur des Löwen und kam bald an die Stelle, wo er die Nacht zugebracht hatte. Der Sand war hier überall blutig gefärbt und die Aeste ringsum abgerissen und niedergedrückt von der Last des Thieres, da es mit vergeblichem Versuche, auf die Beine zu kommen, hin und her gewankt war. Merkwürdig war es, daß wir von hier aus jede Spur des Thieres verloren. Eine große Heerde Löwen, welche bis zum Morgen an einer Giraffe schmausten, hatten die Spur verwischt, und erst einige Tage später, als das Aas schon in Verwesung übergegangen war, gewannen wir die Ueberzeugung, daß der Löwe todt sei. Er that seinen letzten Athemzug nahe an der Stelle, wo wir seine Spur verloren; aber während des eifrigen Suchens hatten wir die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Als wir von dieser Löwenjagd heimkehrten, trafen wir eine Heerde Zebras, und da ich nach ihnen schoß, berührte ich zufällig beide Drücker auf einmal. Es war ein leichtes Gewehr und doppelt geladen; der Lauf sprang vom Schafte ab, und die Hähne drangen gerade unter den Augen zu beiden Seiten der Nase tief in das Fleisch ein, und ließen eine Narbe zurück, die heute noch sichtbar ist. Als Mr. Rath mich so verwundet sah, sagte er, um mich zu trösten, es sei dies gewiß eine gerechte Strafe des Himmels, weil ich am Sonntage die Büchse in Gebrauch genommen hätte.

Zehntes Kapitel.

Feier des Weihnachtsfestes in der Wüste. — Mr. Galton's Rückkehr vom Erongo-Berge. — Er durchreist eine große Menge Dörfer. — Große Trockenheit; die Eingeborenen haben die Wahl zwischen zwei Uebeln. — Die Berg-Damaras. — Die Damaras sind ein Hirtenvolk. — Das ganze Land ist allgemeines Eigenthum. — Ungeheuer große Viehheerden. — Sie sind der Vegetation ebenso schädlich wie die Heuschreckenschwärme. — Abreise von Richterfeldt. — Der Verfasser tödtet einen Oryx. — Die Ochsen werden widerspenstig. — Gefahren beim Ueberschreiten trockener Flußbetten, wenn die Regenzeit sich nähert. — Gesandtschaft von Jonker Afrikaner. — Meuterei unter unseren Leuten. — Abreise nach Schmelen's Hope.

Wir waren nun schon fast vier Monat in diesem Lande und das Weihnachtsfest war unerwartet herbeigekommen. Es ist seltsam, daß, obgleich ich ein Tagebuch führte, ich doch nicht eher darauf achtete, bis die Leute eines schönen Tages kamen und mir ein „fröhliches Weihnachten" wünschten. — Fröhliches Weihnachten! — Ach, hier waren keine frohen Kinder, — kein heiteres Fest, — kein Weihnachtsbaum, nichts, das uns an diese heilige Zeit erinnert hätte. Ein Tag war für uns ebenso wichtig wie der andere. Unser Vorrath an Gewürzen u. s. w. hatte

außerdem so abgenommen, daß unser Koch uns weder einen Plum-Pudding noch sonst ein Gericht herstellen konnte, das nicht einmal der ärmste Mann in civilisirten Ländern um diese Zeit entbehrt. Glücklicherweise waren wir jetzt so an unser Wanderleben gewöhnt, daß wir nicht einmal das Fehlen dessen bemerkten, was andere für das nöthigste Lebensbedürfniß gehalten haben würden. Der beständige Aufenthalt in der freien Luft und die unaufhörliche Bewegung hatten unsern Appetit so gesteigert, und die Kraft unserer Verdauungsorgane auf einen solchen Grad erhöht, daß, obgleich wir nicht, wie die Eingeborenen, das Fleisch pfundweise bei einer Mahlzeit verschlingen konnten, wir uns doch ebenso gütlich thaten wie ein Londoner Alderman; kurz wir konnten zu jeder Zeit essen, und es gab kaum etwas, das uns nicht gut schmeckte. Ein Trunk Wasser aus der Quelle und ein Stück vertrocknetes, in der heißen Asche aufgewärmtes Fleisch mundete uns ebenso gut, wie ein Glas schäumendes Pale Ale und ein Stück Yorkshire-Schinken in England.

Auf diese Weise führten wir ein recht angenehmes und vergnügtes Leben, obgleich die Gedanken an die Heimath mit allen ihren Bequemlichkeiten und an die Freunde, die unserem Gedächtniß theuer waren, dann und wann über uns kamen. Solche Erinnerungen suchten wir jedoch von uns abzuwehren, da sie nur dazu dienten, unsere heitere Laune zu verderben.

Am Morgen des 26. December kam Galton von seinem Ausfluge nach dem Erongo zurück. Er hatte das Fieber gehabt und war froh, wieder in unserem Lager gesichert zu sein. Seine Reise hatte ihn vollständig befriedigt; das Hauptresultat derselben war ein Zuwachs von ungefähr zwanzig Ochsen und doppelt soviel Schafen und Ziegen, eine sehr nothwendige Verstärkung unseres Viehbestandes. Wir waren nun auf alle Fälle ziemlich gut versehen, wenigstens auf einige Zeit hinaus. Galton hatte außerdem den Berg bestiegen, und sprach sich mit

Zufriedenheit und Entzücken darüber aus. Er bestätigte vollkommen, was die Eingeborenen von demselben als einer uneinnehmbaren Festung geäußert hatten, denn er war höchstens von zwei Seiten her zugänglich und konnte ohne Mühe von einer Hand voll Leute gegen ein ganzes Heer vertheidigt werden.

In runder Zahl ausgedrückt, erhob er sich ungefähr dreitausend Fuß über das Niveau der Ebene und erstreckte sich in gerader Linie etwa funfzehn englische Meilen weit. Die Vegetation war so ziemlich dieselbe wie in anderen Theilen des Damara-Landes, vielleicht sogar noch etwas reicher. Wilde Feigenbäume wuchsen üppig aus Felsritzen hervor, und die Reisenden hatten sich einen reichen Vorrath von ihrer Frucht eingesammelt, welche recht wohlschmeckend war.

Der Erongo wurde namentlich von Berg-Damaras bewohnt, die unter einer großen Menge Häuptlinge standen. Nach allgemein verbreiteten Angaben waren sie im Besitze von zahlreichen Viehheerden; aber mein Freund hatte nie ihre Spuren gefunden, und die Eingeborenen wollten sie weder verkaufen noch überhaupt sehen lassen. Diese Berg-Damaras lagen immer in Krieg mit den Damaras in der Ebene, und als sie Galton's Karavane ungehindert durch das Gebiet ihrer Feinde ziehen sahen, wurden sie natürlich argwöhnisch gegen die Ankömmlinge. Sie glaubten wahrscheinlich, daß Galton ihre Feste ausspioniren und recognosciren wolle, um später mit Verstärkung zurückzukehren und ihr Vieh zu rauben.

Auf dem Hin- und Herwege war Galton durch verschiedene große Damara-Dörfer gekommen, wo man bitterlich über die große Trockenheit klagte, welche täglich ihre Heerden verminderte. Der einzige Ort, wo sich noch Gras und Wasser in reichlicher Menge fand, war am Ufer des Swakop; aber hier waren sie vor den Namaquas nicht sicher. Die Damaras hatten indeß nur zwischen zwei Dingen zu wählen, entweder sich der Gefahr

auszusetzen, von ihren raubgierigen Nachbarn geplündert zu werden, oder mit ihrem Vieh vor Hunger und Durst zu sterben. Das erstere wurde als das geringere Uebel betrachtet, und sie fingen schon an sich dem gefährlichen Orte zu nähern. Verschiedene Kraale waren schon in der Nähe von Richterfeldt aufgebaut worden.

Die Damaras sind in jeder Hinsicht ein Hirtenvolk und wissen nichts von festen Wohnplätzen. Das ganze Land wird als gemeinsames Eigenthum angesehen. Sobald das Gras an einer Stelle abgeweidet oder das Wasser verbraucht ist, ziehen sie weiter. Trotz dem und obgleich sie keinen bestimmten Begriff von Mein und Dein haben, ist es doch Regel, den, der zuerst an einen Ort kommt, als Eigenthümer desselben anzusehen, solange es ihm gefällt, denselben zu behaupten, und niemand wird sich irgend einen Eingriff erlauben, ohne vorher seine Erlaubniß erlangt zu haben. Dieselbe Regel gilt auch in Rücksicht der Fremden. So hatte der früher mächtige Häuptling Kahichenè große Lust, sich in Richterfeldt niederzulassen; aber in Befolgung des erwähnten Gebrauches schickte er erst einige seiner Vornehmsten an Mr. Rath, um sich zu erkundigen, wie weit er etwas gegen seinen Plan einzuwenden habe. Rath antwortete, der Häuptling solle hierin nach seinem Gutdünken handeln, da er nur ein Fremdling sei und keine Ansprüche an ihr Land zu machen habe. Dabei beruhigten sich jedoch die Gesandten nicht, sondern erklärten ihm, es könne ihrem Häuptlinge nicht in den Sinn kommen, uns durch ihre Nähe zu belästigen, ohne besondere Erlaubniß dazu erhalten zu haben.

Zu jener Zeit galt Kahichenè als der reichste und mächtigste Häuptling im ganzen Lande. Sein Reichthum bestand natürlich nur in Ochsen und Schafen. Damit man sich eine Vorstellung von der großen Menge machen könne, die er besaß, will ich nur anführen, daß frühzeitig am Morgen des Tages, an dem

die erwähnte Unterhandlung stattfand, die ersten Züge ankamen, und daß die Zuzüge unaufhörlich bis spät am Abend des folgenden Tages dauerten. Außerdem kamen die Thiere nicht eines oder zwei beisammen, sondern das ganze Bett und die Ufer des Swakop waren so zu sagen mit einem lebenden Ochsenknäuel bedeckt. Und doch war dies immer nur ein geringer Theil von allem dem, was er hatte. Nach einem Zeitraume von nur drei Wochen war mehrere Meilen weit an beiden Seiten von Richterfeldt nicht ein grünes Hälmchen mehr zu sehen. Wer die wahre Ursache dieser Verödung nicht kannte, hätte dabei gewiß an den verderblichen Einfluß einer afrikanischen Landplage, an die Heuschrecken, gedacht.

Manche kostbare Stunde Zeit war jetzt damit verloren gegangen, daß wir Erkundigungen über das Land und seine Bewohner einzogen, Ochsen kauften und abrichteten u. s. w., und wir waren dabei nicht eben weit vorwärts gekommen. Jetzt hofften wir indessen unsere Reise eifrig fortsetzen zu können und versäumten keinen Augenblick, die letzten Anordnungen zur Reise zu treffen. Unsere beabsichtigte Richtung war von Richterfeldt aus nordwärts; da wir aber hörten, daß das Land sehr hügelig und mit dichtem Wald bewachsen sei, hielten wir es für rathsam, den Weg über Barmen zu nehmen. Von den Mauleseln hatten wir kaum noch so viel, als nöthig waren, unsern eigenen Wagen zu ziehen, und wir beschlossen daher, diesen bei Mr. Rath zurückzulassen, der uns versprach, während unserer Abwesenheit ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Die beiden anderen Wagen schienen groß genug für uns selbst und unsere Begleitung.

Die Ochsen, welche gleich von Anfang an nur zum Theil abgerichtet waren, zeigten sich jetzt nach der langen Ruhezeit außerordentlich wild und widerspenstig und schwer zu regieren. Ehe wir beide Gespanne, die zu den Wagen gehörten, gehörig bezwingen konnten, waren mehrere Stunden vergangen, und erst

spät am Abend des 30. December 1850 konnten wir wirklich von Richterfeldt und seinen freundlichen Bewohnern Abschied nehmen.

Am ersten Tage kamen wir nicht besonders weit, und als wir zur Nachtzeit am rechten Ufer des Swakop unser Lager aufschlugen, waren wir nur drei Stunden von der Missionsstation entfernt. Wir mußten so bald Halt machen, da die Maulesel und einige von den Ochsen davongelaufen waren.

Während der Nacht wurden wir von den Serenaden ganzer Heerden Hyänen und Löwen begrüßt. Einer von den letzteren war so dreist, einen Besuch im Lager selbst abzustatten, und empfahl sich erst nach heftigem Kampfe mit den Hunden. Im Flußbette selbst, an der Stelle, wo unser Vieh bei Nacht trank, entdeckten wir am Morgen einen Platz, wo ein Löwe Jagd auf ein Zebra gemacht hatte, das seinem Verfolger jedoch entkommen war.

Ohne auf die Zurückkunft der Leute zu warten, die ich ausgeschickt hatte, um das fortgelaufene Vieh wiederzuholen, warf ich am folgenden Morgen die Büchse über die Schulter und ging voraus, in der Hoffnung, etwas für meine naturhistorischen Sammlungen und zugleich den einen oder den andern Braten zu finden, eine Hoffnung, die auch nicht fehlschlug. In einer Krümmung des Flusses sah ich unerwartet eine ganze Heerde sogenannter Gemsböcke oder Oryx, das vermeintliche Einhorn Südafrika's. Während die ganze Heerde mit außerordentlicher Schnelligkeit und wenigstens hundertundfunfzig Ellen englisch von mir entfernt quer über den Weg lief, schoß ich nach dem ersten von ihnen, einem schönen, ausgewachsenen Weibchen, und hatte die Freude, ihn von meiner Kugel stürzen zu sehen. Ich ging hin, um meine Beute aufzuheben, und fand, daß die Kugel, welche eine konische Form hatte, gerade durch beide Schultern gegangen war, ein sehr bemerkenswerther Schuß, da das Gewehr

nicht gezogen war. Nachdem ich sorgfältig die Haut mit dem festdaransitzenden Kopfe abgestreift hatte, zertheilte ich das Fleisch, was mir ziemlich viel Mühe machte.

Obgleich wir im Winter (Januar) lebten, war der Tag doch drückend heiß, und die laublosen Acacien gewährten mir keinen Schatten gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Ich litt außerordentlich durch den Durst, und das Unglück wollte, daß die Wagen mich erst nach Sonnenuntergang trafen. Die Damaras schrieen auf vor Freude, als sie eine Jagdbeute gewahrten. Sie hatten für die Nacht einen prächtigen Schmaus, und als die Sonne aufging, fand sie dieselben immer noch damit beschäftigt.

Ein heftiges Gewitter ausgenommen, das von einem Platzregen begleitet war, ereignete sich während der ganzen Reise bis Barmen nichts, das der Erwähnung werth wäre. Wir erreichten diesen Ort im besten Wohlbefinden den 9. Januar 1851 nach einer Reise von sieben Tagen, obgleich unter gewöhnlichen Umständen die Hälfte dieser Zeit hingereicht haben würde; aber wir hatten ja große Schwierigkeit gehabt, unsere Wagen vorwärts zu bringen. Die Ochsen zogen ziemlich gut, so lange der Weg eben blieb; wenn es aber einen Hügel hinanging, standen sie still und ließen sich nicht von der Stelle bringen, so sehr wir auch die Peitsche anwandten; dies hatte keine andere Wirkung, als daß sie wie rasend brüllten, ausschlugen, den Kopf hin und her warfen und heftig mit den Schwänzen um sich schlugen. Hierbei geschah es, daß sie sich im Joch umdrehten, so daß eine ganze Stunde Zeit verging, ehe sie wieder in Ordnung kamen.

Wegen der dichten Wälder und der Unzugänglichkeit des Landes im Uebrigen sind die Betten der periodischen Flüsse der einzige Weg, auf dem man vorwärtskommen kann. Wenn die Regenzeit herannaht, kann man sich aber nicht immer auf sie verlassen, denn es kommt vor, daß der Reisende, der sich vollkommen sicher glaubt, sich plötzlich inmitten einer reißenden Strö-

mung befindet. Man kennt viele Beispiele, daß Wagen mitsammt dem Gespann auf diese Weise in eine Ueberschwemmung geriethen und mitfortgerissen wurden. Wir wurden auch nicht eher ruhig, als bis wir das Missionshaus bei Barmen vollständig in Sicht hatten. Es war auch wirklich die höchste Zeit, denn drei Tage nach unserer Ankunft war der Swakop mit Wasser gefüllt.

Es verdient bemerkt zu werden, daß sich die ersten Regenschauer gewöhnlich schon im September und October einfinden, obgleich die wahre Regenzeit nicht vor dem December und Januar beginnt.

In Barmen lag für uns ein Brief von Jonker Afrikaner, worin er seinen Wunsch ausdrückte, daß Mr. Galton ihn persönlich aufsuchen möge, sie würden dann die Angelegenheiten des Landes gemeinsam überlegen. Mein Freund war anfangs nicht einig mit sich selbst, was er thun sollte, da es möglicherweise nur eine List war, womit der schlaue Häuptling ihn fangen wollte. Aber auf alle Fälle war es besser, seine wirklichen Absichten zu kennen, als in beständiger Unsicherheit und Unentschlossenheit zu bleiben, und Galton entschied sich deßhalb dahin, so schnell es die Verhältnisse erlaubten, der Aufforderung des Häuptlings nachzukommen.

Als wir Richterfeldt verließen, hatten wir die feste Ueberzeugung, daß die schwersten Hindernisse der Expedition überwunden seien; aber darin hatten wir uns gewaltig getäuscht. Die Eingeborenen, die wir in Dienst genommen hatten, weigerten sich plötzlich unter allerhand Vorwänden, weiter mit uns zu ziehen. Selbst der Mann, der uns zuerst auf den See Omanbondè aufmerksam gemacht hatte und der einzige zu sein schien, der einige Kenntniß davon hatte, drohte uns zu verlassen. Auch die Diener vom Kap waren unzufrieden und verdrießlich. Zwei von ihnen, Gabriel und John Waggoner, die, wie der Leser sich erinnern wird, uns schon viel Aerger bereitet hatten, begehrten und

erhielten ihren Abschied. Unter solchen Umständen konnten wir gar nicht daran denken, unsern Plan unmittelbar auszuführen. Es war dies ein Strich durch unsere Rechnung und unsere Geduld war fast zu Ende, jedoch gaben wir nicht alle Hoffnung auf, unsern Zweck zu erreichen.

Barmen war nicht recht passend als Lagerplatz, denn wenn auch für uns selbst der Ort recht angenehm gewesen wäre, so fehlte es doch an Weide für unser Vieh. Mr. Hahn gab uns deßhalb den Rath, unsere Reise bis nach Schmelen's Hope fortzusetzen, ungefähr funfzehn englische Meilen weiter nordwärts, wo wir hinreichende Weide finden würden, da seit lange keine Eingeborenen den Ort besucht hätten. Wir befolgten seinen Rath und schlugen am 13. Januar Nachmittag unser Lager an dem genannten Orte auf.

Elftes Kapitel.

Schmelen's Hope. — Umschau. — Die Missionsstation. — Raubzug der Namaquas. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Jonker's Krieg mit Kahichenè; seine Grausamkeit; sein Verrath. — Mr. Galton reist nach Eikhams. — Die glücklichen Jagdausflüge des Verfassers. — Er fängt einen jungen Steinbock und ein Kudu. — Diese lassen sich leicht zähmen. — Die Hyänen machen viel Verdruß; viele von ihnen fallen durch den Selbstschuß. — Beschreibung desselben. — Besuch eines Leoparden und sein Tod. — Der Karakal.

Schmelen's Hope liegt sehr malerisch am linken Ufer des Kleinen Swakop, da, wo einer seiner Nebenflüsse in ihn einmündet; die Ufer des letzteren waren mit majestätischen Bäumen aus den Familien der Mimosen und Acacien reich bedeckt, die jetzt zum Theil in voller Blüthe standen und einen ebenso schönen als interessanten Anblick gewährten. Außerdem waren vor Kurzem gewaltige Regengüsse gefallen, und die dankbare Erde bezahlte ihre Schuld damit, daß sie fast augenblicklich ihren unbegrenzten Reichthum an aromatischen Gräsern und Kräutern entwickelte,

„Die wunderbar an Kraft, zum Nutz der Menschen,
„Den Hunger stillen und der Krankheit wehren."

Der Anblick des Landes änderte sich wie durch einen Zauber-

ſchlag, und mit Entzücken bewunderte ich dieſen Wechſel, der mich an die Worte des Pſalmendichters *) erinnerte:

„Wo ſo viel Schönheit uns auf unſern Wegen
Vereint mit regem Leben tritt entgegen,
Wie ſchön muß erſt ſein dieſer Schönheit Quelle,
Die ewig helle!"

Schmelen's Hope (Schmelen's Verpachtung) hat dieſen Namen theils weil es wie ein vorgeſchobener Poſten weit in das Land hineinſchaut, theils zum Andenken an ſeinen Begründer, den Prieſter Schmelen, welcher nach übereinſtimmenden Angaben einer der begabteſten und thätigſten unter den Miſſionaren war, die je Afrika's Boden betraten. Auf dieſer Station hatte Mr. Hahn einige Zeit zugebracht, deſſen Stelle nach ſeinem Abgange Mr. Kolbé einnahm. Ungefähr zu der Zeit, als wir in der Wallfiſchbai landeten, war jedoch der letztere genöthigt worden, eiligſt zu fliehen, da eine Schaar Namaquas einen Angriff auf die Station machten.

Kurz nach Kolbé's Niederlaſſung in Schmelen's Hope kam Kahichenè, von dem wir ſchon oben ſprachen, mit einer Anzahl Leute ſeines Stammes dahin und lebte hier in vollkommenſter Ruhe. Das Werk der Miſſionare machte gute Fortſchritte, und man hoffte in der That, daß das Damara-Land für die Civiliſation würde gewonnen werden können. Aber die goldenen Träume von einer glücklichen Zukunft dieſes Landes löſten ſich bald durch das plötzliche Erſcheinen einer Schaar Namaquas unter Jonker Afrikaner's eigenem Befehl in nichts auf. Dieſe Namaquas machten eine große Menge Damaras nieder und führten eine anſehnliche Beute von Vieh mit ſich fort. Kahichenè ſelbſt kam nur durch einen Zufall davon. Er war geflüchtet, wurde aber bemerkt und von einem berittenen Namaqua verfolgt.

*) Wallin.

Als der Häuptling sah, daß dieser ihm hart auf den Fersen war, und er seinem Verfolger unmöglich entkommen könne, drehte er sich plötzlich herum, und einen Augenblick später lag der Namaqua, von einem vergifteten Pfeile getroffen, todt zu seinen Füßen.

Bei dieser Gelegenheit wurden viele Grausamkeiten begangen, unter denen die folgende besonders namhaft gemacht zu werden verdient. Einige Damaras hatten sich auf eine einzeln stehende, achtzig bis neunzig Fuß hohe Klippe geflüchtet. Sobald die Namaquas sie ansichtig wurden, setzten sie sich ganz gemüthlich rund um die Klippe herum nieder, und sobald einer von den armen Damaras aus seinem Versteck hervorkam, wurde er auf der Stelle niedergeschossen. Mr. Galton und ich besuchten den Ort bald nach unserer Ankunft in Schmelen's Hope, und sahen die bleichenden Gebeine der Gefallenen überall zerstreut; wir konnten jedoch die Zahl derselben nicht genau berechnen, da die Hyänen und Schakale eine große Menge Skelette fortgeschleppt und zerrissen hatten.

Obgleich bei dieser Gelegenheit kein unmittelbarer Angriff auf die Missionsstation gemacht wurde, hielt es Kolbé doch für unvorsichtig, sich länger hier aufzuhalten. Er packte deßhalb seine werthvollste Habe auf einen Wagen und eilte nach Barmen.

Einige Tage später kehrten einige flüchtige Damaras an den Unglücksort zurück, und da sie das Missionshaus verlassen fanden, waren sie elend genug zu plündern, was sich etwa noch vorfand. Was sie selbst nicht benutzen konnten, zerstörten sie oder verstreuten es nach allen Richtungen. Bei unserer Ankunft in Schmelen's Hope fanden wir nichts mehr als die leeren Wände. Das Gebäude war blos aus Lehm aufgeführt und mit Rohr gedeckt; doch war es ganz nett eingerichtet und mochte seiner Zeit ein recht wohnlicher Aufenthalt gewesen sein.

Wasser erhielt man aus einem tiefen Tümpel, der jedoch in

ungewöhnlich trocknen Jahren gewiß ebenfalls austrocknete. Ungefähr fünf Meilen den Swakop aufwärts fand sich jedoch eine ziemlich reiche Quelle, Okandu genannt, an der wir unser Vieh tränken konnten.

Wenn die Namaquas nur zu Vieh kommen können, so fragen sie wenig darnach, ob sie Freund oder Feind ausplündern. Diesmal mochten sie jedoch von einem alten Groll gegen Kahichenè und seinen Stamm dazu angestachelt worden sein. Als Jonker und eine große Menge seiner Leute sich einstmals auf dem Wege nach der Wallfischbai befanden, gingen ihnen die Lebensmittel aus, und da sie hörten, daß Kahichenè, mit dem sie damals in gutem Einvernehmen standen, sich in der Nähe befinde, schlugen sie den Weg nach seinem Kraal ein. Kahichenè nahm sie freundschaftlich auf, weigerte sich aber, ihrer Noth abzuhelfen. Jedoch gab er Jonker den Rath, sich selbst von einem andern Damara-Häuptlinge Vieh zu verschaffen, der, wie er (jedoch ohne allen Grund) sagte, ihr beiderseitiger Feind sei. Dies ließ sich Jonker nicht zweimal sagen, sondern fiel sogleich über den Kraal des Häuptlings her. Bei diesem Zusammentreffen wurden einige von Kahichenè's Leuten zufällig getödtet; da dieser aber glaubte, es sei mit Absicht geschehen, machte er noch in derselben Nacht einen wüthenden Angriff auf Jonker. Er wurde jedoch mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen, was gewöhnlich der Fall ist und seinen Grund namentlich darin haben mag, daß die Damaras nicht so viele Gewehre haben als die Namaquas. Obgleich die Sache später zwischen den Häuptlingen im Guten beigelegt wurde, hatte doch Jonker in seinem Herzen nie den Angriff Kahichenè's vergessen können, den er als einen Treubruch ansah.

Ueberall, wo die Namaquas Ueberfälle machten, begingen sie fürchterliche Grausamkeiten. Die Männer wurden ohne Barmherzigkeit niedergeschossen, den Weibern hieb man Hände und

Füße ab, Kindern riß man den Leib auf u. s. w. — alles dies nur, um den wildesten Blutdurst zu stillen. Ich habe manchen armen Damara gesehen, der so seiner Glieder beraubt oder auf andere Weise verstümmelt ein elendes Dasein hinschleppte.

Jonker selbst schien gegen alle sanfteren Gefühle abgestumpft zu sein. Man brachte ihm einst die Nachricht, daß ein Handelsschiff in der Nähe des Kap Croß untergegangen sei, und sogleich begab er sich mit seinen Leuten dahin, um das Wrack aufzusuchen. Ehe er den Ort erreichte, wurden ihm einige Stücke Vieh gestohlen, und weil er glaubte, daß Damaras die Diebe seien, ließ Jonker den Häuptling holen, den er im Verdacht hatte, nahm ihn freundschaftlich auf, und bat ihn, in seinem Lager zu übernachten, ließ ihn aber während dieser Zeit grausam ermorden. Ehe der arme Mann starb, wünschte er Frau und Kinder noch einmal zu sehen, aber Jonker war unmenschlich genug, die Erfüllung dieser Bitte zu verweigern. Als der Unglückliche die abschlägige Antwort empfing, wendete er sich nach seinem Mörder, wischte das Blut von seinem Gesichte und rief ihm zu: „Da Du so treulos an mir gehandelt und mir verweigert hast, die Meinen zu sehen, sollst Du nie mehr Glück haben, und mein Vieh, nach welchem, wie ich recht wohl weiß, Dein Gelüste steht, soll ein Fluch für Dich werden."

Man hat versichert, daß Jonker einst den Plan gefaßt hatte, alle ausgewachsenen Männer unter den Damaras auszurotten und die Weiber, die Kinder und das Vieh unter seine Leute zu vertheilen, Alles dies in der Absicht, seinen Stamm zu dem mächtigsten in diesem Theile Afrikas zu machen.

Am 16. Januar reiste Mr. Galton in der erwähnten friedlichen Mission nach Eikhams ab, wo Jonker Afrikaner sich aufhielt. Er wurde von Hans, John Mortar und zwei bis drei eingeborenen Dienern begleitet.

Zwei Tage später gelang es den Mauleseln, aller unserer Auf-

merksamkeit zum Trotz, unser wachsames Auge zu täuschen, und davon zu laufen; glücklicherweise wurden sie jedoch in Barmen aufgefangen, von wo Mr. Hahn so freundlich war, sie uns zurückzuschicken. Nicht lange darauf liefen sie abermals davon; aber diesmal passirten sie Barmen zur Nachtzeit, so daß sie Niemand bemerkte; deßhalb konnten sie ihren Weg ohne Unterbrechung weiter fortsetzen und kamen nie wieder. Es ist bemerkenswerth, daß diese Maulesel, mit Ausnahme von zweien, welche in der Nähe von Richterfeldt von Löwen getödtet wurden, schließlich Scheppmansdorf erreichten, nachdem sie ganz allein einen Weg von ungefähr zweihundert englischen Meilen zurückgelegt hatten.

Während Mr. Galton's Abwesenheit suchte ich die Zeit angenehm und nützlich anzuwenden, und ich brachte wirklich einige meiner glücklichsten Tage an diesem ruhigen, abgelegenen und reizenden Orte in voller Benutzung schrankenlosester Freiheit zu.

Die Morgen benutzte ich meistentheils zu Jagdausflügen in der Umgegend. Von vierfüßigen Thieren fanden sich hier Giraffen, Gnus, Gemsböcke, Springböcke, Kudus, Pallahs, Steinböcke u. s. w., so daß ich keine Mühe hatte, unsere Vorrathskammer immer recht hübsch voll zu erhalten. Außerdem konnte ich meine naturhistorischen Sammlungen mit manchem Interessanten und Werthvollen bereichern.

Eines Tages fing ich einen jungen Steinbock und ein Kudu, welche ich beide so glücklich war aufzuziehen.

Mit dem Steinbock hatte ich wenig Schwierigkeit; eine Ziege, der ich die Zicklein genommen, vertrat Mutterstelle bei dem jungen Thiere.

Auch das Kudu machte nicht besondere Mühe, denn nachdem ich ihm einige Tage lang aus dem Löffel Milch gegeben hatte,

saugte es selbst aus einem Nutschfläschchen*), gerade als wenn es das Euter seiner Mutter gewesen wäre.

Der Steinbock und das Kudu waren schöne Thiere, die sehr bald ganz zahm und gehorsam wurden. Ihre lebendigen und graciösen Sprünge und ihre munteren Spiele machten uns viel Freude. Doch starben sie beide eines tragischen Todes, — der Steinbock an Mattigkeit nach einem anstrengenden Tagemarsche, und das Kudu, welches eine werthvolle Zierde für die schöne Menagerie in Regent's Park gewesen wäre, mußte ich tödten, da wir nicht genug passendes Futter für dasselbe herbeischaffen konnten und im Wagen keinen Platz hatten, um es fortzubringen. Es that mir wehe, daß ich so mit dem armen Thiere verfahren mußte; aber ich hatte keine andere Wahl.

Die Hyänen, von den Kolonisten Wölfe genannt, fanden sich in großer Menge bei Schmelen's Hope und waren außerordentlich dreist und unangenehm. In finsteren und regnerischen Nächten besuchten sie die Schafkraale zu wiederholten Malen und richteten bedeutende Niederlagen an. Wir machten mehrmals Jagd auf sie, aber sie kamen stets davon.

Um diese widerlichen Gäste loszuwerden, legten wir Selbstschüsse auf ihren Weg, und so gelang es uns, einige zu beseitigen.

Einen solchen Selbstschuß bringt man auf folgende Weise an:

Man nimmt zwei junge Bäume, deren untere Zweige man abgeschnitten hat, oder ein Paar starke Pfähle, die man fest in die Erde einschlägt, und befestigt an ihnen eine Büchse in fast horizontaler Lage, doch so, daß die Mündung des Laufes etwas aufwärts gerichtet ist. Ein Stück Holz von ungefähr sechs Zoll Länge, so zu sagen ein kleiner Hebebaum, wird so an den Büchsen-

*) Es war dies eine mit Milch gefüllte Flasche, mit einem in ein Stück Leinwand gewickelten und durch den Kork gesteckten Federkiel.

ſchaft gebunden, daß es etwas vor- und rückwärts geſchoben werden kann. Ein kurzer Bindfaden vereinigt den Drücker mit dem unteren Theile jenes Holzſtückes. Am oberen Ende deſſelben bindet man eine längere Schnur an, die man durch einen der leeren Ladeſtocklöufe zieht, worauf man an das äußerſte Ende der Schnur ein Stück Fleiſch bindet, das auf der Mündung der Büchſe liegt.

Wenn dies ſo weit fertig iſt, macht man eine Art Zaun um den ganzen Platz, der aus ſtacheligem Gebüſch beſteht und läßt nur einen Zugang frei, gerade vor der Mündung der Büchſe. Von verſchiedenen Seiten her legt man altes Fleiſch oder etwas Aehnliches bis an die Falle heran.

Wenn die Hyäne das Fleiſchſtück anbeißt, was nicht geſchehen kann, ohne daß ihr Rachen gerade vor die Mündung des Flintenlaufs kommt und die Schnur berührt, geht der Schuß ſogleich los, und man kann hundert gegen eines wetten, daß die Hirnſchale nach allen Seiten hin zerſplittert.

Während unſeres Aufenthalts in Schmelen's Hope beſuchten uns auch nicht ſelten Leoparden, die von den Holländern mit Unrecht Tiger genannt werden, unter welchem Namen man ja die Panther mit inbegreift. Ich glaube jedoch nicht, daß Tiger, wenigſtens nicht die in Oſtindien heimiſche Art, auf dem afrikaniſchen Feſtlande ſich finden. Die Damaras verſichern zwar, daß es wirkliche Tiger im Lande giebt, und ſie zeigten einmal Mr. Rath die Spur eines ſolchen Thieres, welcher verſicherte, daß dieſelbe ganz und gar verſchieden ſei von allen, die er früher in Afrika geſehen habe, und daß die Eingeborenen behaupteten, ſie gehöre dem wirklichen Tiger an.

Eines Nachts wurde ich durch ein fürchterliches Hundegebell geweckt, das von Geheul und Gewimmer begleitet war. Ich vermuthete, daß ein wildes Thier einen von unſern Hunden ergriffen haben möchte, ſprang deßhalb unbekleidet vom Bette auf

und eilte mit der Büchse in der Hand an den Ort, woher der Lärm kam. Die Nacht war jedoch pechschwarz, und ich konnte nichts unterscheiden; in der Hoffnung, den unangenehmen Besuch fortzuscheuchen, rief und schrie ich, so laut ich vermochte. Bald darauf zündete ich eine Fackel an, und nun erblickten wir die Spur eines Leoparden und große Blutflecken. Als ich die Hunde überzählte, sah ich, daß „Sommer", der beste und schnellste von allen, nicht mehr zu finden war. Alles Suchen und Rufen nach ihm war vergeblich, und ich schloß daraus, daß der Tiger ihn mit fortgenommen habe da ich aber während der Nacht nichts weiter ausrichten konnte, legte ich mich wieder nieder, obgleich ich das arme Thier immer in Gedanken hatte, so daß ich nicht einschlafen konnte. Ich hatte mich vorn auf den Wagen gesetzt, als plötzlich das melancholische Geheul von neuem anfing, und als ich mich der Stelle näherte, sah ich „Sommer" unter einem dichten Gebüsch der Länge lang ausgestreckt daliegen. Obgleich der arme Hund schon verschiedene Wunden an Hals und Brust hatte, erkannte er mich doch noch, wedelte mit dem Schwanze und blickte mich traurig an. Dieser Anblick that mir wehe, ich nahm den Hund in das Haus herein, und nach einiger Zeit hatte er sich wieder erholt.

Schon am folgenden Tage wurde „Sommer" auf eine ganz unerwartete Weise gerächt. Einige unserer Leute waren in dem Flußbette hinabgegangen, um auf einen Schakal Jagd zu machen, und trafen plötzlich mit einem Leoparden zusammen, der es auf eine unserer Ziegen abgesehen hatte, die ohne die geringste Ahnung einer Gefahr am Abhange weidete. Als der Leopard sich entdeckt sah, flüchtete er sogleich auf einen Baum, wo ihn die Leute angriffen, die ihn jedoch nicht eher bewältigen konnten, als bis er sechszehn Wunden empfangen hatte, darunter einige von vergifteten Pfeilen. Ich erreichte die Stelle nur noch, um ihn sterben zu sehen.

Während des ganzen Kampfes standen die Leute am Fuße des Baumes, auf dessen Aesten der Leopard sich hartnäckig festhielt, und als sie alle Munition verbraucht hatten, machte einer von ihnen den Vorschlag, das Thier am Schwanze herunterzuzerren, einen Vorschlag, der auch alles Ernstes überlegt wurde.

Die ärmeren unter den Damaras verzehren, wenn sie in Noth sind, das Fleisch von Leoparden, Hyänen und anderen Raubthieren.

Der Karakal (Felis Caracal), oder die wilde Katze, wie man hier allgemein sagt, ist in der Umgegend von Schmelen's Hope nicht ungewöhnlich. Dieses Thier hat einen warmen und schönen Pelz, der von den Eingeborenen sehr geschätzt wird, die daraus ihre sogenannten Karosse u. s. w. ferkigen.

Thunberg erzählt nach Berichten der holländischen Boers, daß die Haut des Karakal ein vortreffliches zertheilendes Mittel sei, wenn es auf Körpertheile gelegt wird, die von Kälte oder Rheumatismus heimgesucht sind.

Zwölftes Kapitel.

Wildes Geflügel in Menge. — Die große Trappe. — Termiten. — Wilde Bienen. — Pilze. — Der Häuptling Zwartbooi. — Mr. Galton's Zurückkunft. — Er schließt mit Jonker einen Vertrag. — Er besucht Rehoboth. — John Waggoner's und Gabriel's Betragen. — Wechsel der Diener. — Raupen in großer Menge. — Eine Recognoscirung. — Gewitter. — Die Omatako-Berge. — Zebrafleisch in der Stunde der Noth. — Tropisches Phänomen. — Die Damaras sind keine Freunde der Wahrheit. — Nachtlager in einem Ameisenhaufen. — Rückreise nach Schmelen's Hope. — Vorbereitung zu einem Besuche des Omanbondè.

Nie war unsere Vorrathskammer besser versorgt gewesen als in Schmelen's Hope. Außer dem schon genannten größeren Wildpret war unsere Tafel reichlich mit Gänsen, Enten, Perlhühnern, Frankolinen, verschiedenen Tetrao-Arten u. s. w. besetzt. Die große Trappe (Otis Kori, Burch.), in Südafrika Paauw (d. h. Pfau) genannt, kam in großer Menge vor, war aber so scheu, daß man es als etwas Besonderes ansah, wenn man eine mit der Büchse erlegen konnte. Eine Trappe, welche ich schoß, wog nicht weniger als achtundzwanzig Pfund englisch. Ich habe später viele afrikanische Trappen dieser Gattung geschossen, aber nie war eine darunter, welche mehr als zwei Drittel des genannten Gewichts gehabt

hätte; gewöhnlich sind sie nicht schwerer als vierzehn bis funfzehn Pfund. Das Fleisch ist sehr mürbe und wohlschmeckend, und meiner Ansicht nach das beste von allem wilden Geflügel, das man in diesem Theile Südafrikas findet.

Es war jetzt Legezeit, und die zahlreichen Schaaren von Perlhühnern, die sich in der Nähe aufhielten, lieferten uns einen reichen Vorrath an frischen Eiern, die, wie ich schon an einer andern Stelle gesagt habe, ganz ausgezeichnet sind.

Schmelen's Hope wimmelte von Termiten oder weißen Ameisen. Mein Ideal von einem Ameisenhaufen fand sich hier zum ersten Male verwirklicht, denn einige von den Wohnungen, welche diese ebenso verderblichen als interessanten Insekten sich bauen, hatten fast hundert Fuß im Umkreis und erhoben sich zu einer Höhe von etwa zwanzig Fuß. Die Termiten zeigen sich selten am Tage; aber wenn man eine Nacht auf dem Erdboden zubringt, ist es nicht selten, Häute, Filze u. s. w. von ihnen an hundert verschiedenen Stellen durchbohrt zu finden.

Die Termiten errichten ihre Wohnungen nicht wie unsere Ameisen so, daß sie von außen her an sie anbauen, sondern vergrößern sie von innen her, so daß sie so zu sagen die Wände herausdrücken. Sie arbeiten gewöhnlich im Dunkeln, und zeitig am Morgen kann man die während der Nacht geschehene Erweiterung der Wohnung an ihrer Frische erkennen. „Sie vereinigen sich," sagt die English Cyclopaedia, „in Gesellschaften, deren jede aus einer Unzahl Einzelner besteht, leben in der Erde und auf Bäumen, nagen oft das Holzwerk an menschlichen Wohnungen an und graben eine Unmasse Gänge, die alle auf einen Punkt auslaufen. Bei der Ausführung dieser Gänge vermeiden sie es sorgfältig, das Aeußere des Holzwerks zu durchbohren, so daß dieses immer frisch aussieht, obgleich es bei der leisesten Berührung auseinander fällt." Diese Angaben sind, wie ich gefunden habe, vollkommen wahr. Ich habe oft mit Erstaunen

gesehen, daß große Bäume, welche ganz frisch aussahen, in Stücke fielen, sobald ich sie berührte.

Wilde Bienen legen ihre Wohnungen oft in den großen Bauten der Termiten an, und nach einigen Jahren kommen Bienen in großer Anzahl daraus hervor. Diese Insekten sind hier ganz ungewöhnlich bescheiden und friedlich; ich habe z. B. nie gehört, daß Jemand von ihnen gestochen worden sei, der ihnen den Honig nahm. Gewöhnlich tödtet man sie durch Rauch; aber ebenso oft, was ich selbst gesehen habe, gehen die Wilden nackt und ohne jede Vorsicht zu gebrauchen an's Werk und plündern sie aus ohne alle Gefahr.

Eine andere interessante Thatsache, welche mit den Wohnungen der Termiten im Zusammenhange steht, ist, daß man zur Regenzeit die äußeren Wände derselben reich mit Pilzen bewachsen sieht, welche an Größe und Geschmack alle übertreffen, die man in Europa kennt. Doch muß man beim Sammeln derselben sehr vorsichtig sein, da manche andere giftige Pilze ihnen vollkommen ähnlich sind. Einer unserer Damaras hatte zwei Kinder, die beinahe das Leben verloren, weil sie von solchen giftigen Pilzen gegessen hatten.

Am 6. Februar besuchte mich ein Namaqua-Häuptling, mit Namen William Zwartbooi, in dem ich einen guten alten Mann fand. Er hatte Mr. Galton nicht weit von Eikhams getroffen, und war von ihm nach Schmelen's Hope geschickt worden, um daselbst seine Rückkunft zu erwarten.

Dieser Häuptling hatte früher aller Orten die Damaras auf dieselbe Weise wie Jonker Afrikaner beraubt und getödtet; aber die Missionare hatten ihn allmälig dahin gebracht, diese Ungerechtigkeit zu unterlassen und er lebte jetzt mit seinen Nachbarn auf dem besten Fuße.

Jonker und Zwartbooi machten bisweilen gemeinschaftliche Sache; aber sie waren keineswegs freundschaftlich gegen einander

gesinnt. Verschiedene Umstände hatten zu dieser Erkaltung der Freundschaft Veranlassung gegeben.

In Zwartbooi's Gebiet lag ein Berg, Taus genannt, wo die Pferde das ganze Jahr lang weiden konnten, ohne von der Paarde-Sikte befallen zu werden, jener schweren Krankheit, von welcher diese Thiere in diesem Lande so viel zu leiden haben. Fast alle nördlichen Namaquas, unter ihnen auch Jonker, schicken ihre Pferde während der gefährlichen Jahreszeit hierher. Als Jonker einstmals einen Raubzug gegen die Damaras unternehmen wollte, schickte er zu Zwartbooi, um seine Pferde holen zu lassen, aber dieser Häuptling hatte in Erfahrung gebracht, wozu jener die Pferde brauche und weigerte sich unter irgend einem Vorwande, sie ihm auszuliefern, und während sie noch mit einander unterhandelten, war der günstige Augenblick vorübergegangen. Es scheint, als habe Jonker dem Zwartbooi diese Verrätherei, wie er es nannte, nie recht vergessen können; einsmals, als Zwartbooi sein Mißfallen über Jonker's Grausamkeit gegen die Damaras aussprach, ließ Jonker diesen andern Häuptling, der ein fleißiger „Kirchengänger" war, wissen, daß er, Jonker, eines Tages ihm, dem Zwartbooi, einen Besuch abstatten wolle, wo sein „Psalmensingen" mit einem „Sündenbekenntnisse" vertauscht werden sollte.

Zwei Tage nach Zwartbooi's Ankunft in Schmelen's Hope kam Mr. Galton zurück. Er war über alles Erwarten glücklich gewesen, denn Jonker hatte sich bei Mr. Kolbé wegen seiner Grausamkeit in Schmelen's Hope nicht nur förmlich entschuldigt, sondern auch sein Bedauern ausgedrückt über seine frühere Handlungsweise, und versprach künftighin Friede und Freundschaft mit den Damaras zu halten. Mein Freund hatte außerdem verschiedene wichtige Vorschläge zur Aufrechthaltung von Ordnung und Gerechtigkeit im Lande gemacht, und auch diese waren wirklich von Jonker und seinem Stamme angenommen worden,

obwohl der Leser später sehen wird, wie weit sie ihr Gelübde hielten.

Es wurden nun Boten zu den Namaqua- und Damara-Häuptlingen gesandt mit der Aufforderung, daß sie eine allgemeine Zusammenkunft abhalten sollten, um dem Lande einen beständigen Frieden zu sichern. Dazu konnten sie jedoch nicht bewogen werden. Die letzten Ueberfälle waren noch zu frisch im Gedächtnisse, so daß keine Partei in die andere vollkommenes Vertrauen setzte, und jeder seinen Nachbar mit Argwohn ansah.

Von Jonker erhielt Mr. Galton wieder nützliche Nachrichten über das Land nordwärts. Der Häuptling selbst hatte mehrmals Streifzüge in dieser Richtung unternommen; der Zweck des letzten derselben war, wie wir schon erwähnten, ein Schiff zu plündern, das in der Gegend vom Kap Croß gestrandet sein sollte.

Während dieser Reise hatte Mr. Galton Rehoboth besucht, eine Rheinische Missionsstation und William Zwartbooi's Wohnort. Die Mission wird hier von den Herren Kleinschmidt und Vollmer vertreten, und war damals die blühendste im ganzen Lande.

Hier erfuhr mein Freund zu seinem Bedauern, daß John Waggoner, der, wie schon erzählt wurde, in Barmen den Abschied bekam, sich darauf sehr ungehörig und unredlich benommen hatte. Er fing damit an, dieselben Schafe einem Handelsmann dreimal zu verkaufen. Gerade als Mr. Galton ankam, war John mit einer großen Menge Vieh, das er den Missionaren und den Eingeborenen gestohlen hatte, durchgegangen. Mein Freund verfolgte ihn; aber obgleich er Tag und Nacht seiner Spur nachging, mußte er doch wieder umkehren, ohne daß er ihn hatte erreichen können.

Wohin John Waggoner kam, gab er sich als Mr. Galton's Diener aus und erzählte, daß er wichtige Nachrichten an die englische Regierung am Kap mit sich führe. Er fügte

hinzu, daß unter solchen Umständen es Jedermanns Schuldigkeit wäre, ihn zu unterstützen und seine Reise zu beschleunigen. Die übertriebensten Berichte von unserer Macht und unserm Ansehen waren schon von den Eingeborenen selbst weit und breit im Lande ausgestreut worden, und diese in Verbindung mit der unverschämten Miene, welche John annahm, hatten auch die gewünschte Wirkung. Pferde, Ochsen, Wagen u. s. w. standen überall ohne Widerrede zu seiner Verfügung. Selbst die Missionare ließen sich von ihm täuschen, und man sagt, daß er in unglaublich kurzer Zeit, reich mit Raub aller Art versehen, seinen Bestimmungsort erreichte. Das erste, was er bei seiner Ankunft am Kap that, war, daß er einem Handelsmann seine Dienste anbot, der ihm ansehnliche Summen Geld anvertraute, das er für sich behielt, und verschwand.

Auch Gabriel bezeichnete den Rückweg nach der Kolonie mit verschiedenen Beweisen von Gewaltthätigkeit und Unverschämtheit, aber er konnte doch hinsichtlich der Schlauheit und Frechheit nicht mit seinem Kamerad verglichen werden.

Abraham Wenzel, der Dieb, hatte sich wieder etwas zu Schulden kommen lassen, so daß sich Mr. Galton genöthigt sah, ihn fortzuschicken.

So hatten wir also in kurzer Zeit drei Diener verloren, waren aber durch die Güte unseres Freundes Zwartbooi bald im Stande, sie durch zwei andere zu ersetzen. Der erste von diesen war sein eigener Diener Onesimus, ein geborener Damara, der in seiner Jugend gefangen und unter den Namaquas erzogen worden war. Er sprach die Sprachen der beiden genannten Völker fließend und verstand auch etwas Holländisch. Durch seine Brauchbarkeit als Dolmetscher, sein ruhiges Temperament und sein gutes Betragen im Allgemeinen wurde er der beste in unserer ganzen Gesellschaft.

Der andere Diener, Philippus, war ebenfalls ein geborener Damara, hatte aber seine Muttersprache vergessen. Er sprach dagegen Namaqua und Holländisch, beides fließend. Er diente uns als Kutscher.

Eines Morgens fanden wir zu unserer großen Verwunderung den Boden rings um unser Lager mit Raupen von dunkelgrüner Farbe bedeckt. Woher und wie sie dahin gekommen, war uns ein Geheimniß. Wir vermutheten schließlich, daß ein Schwarm Heuschrecken vor einiger Zeit auf seinem Fluge diese Stelle besucht und seine Eier in den Sand gelegt habe, und daß jetzt, da das grüne Gras zu sprießen begann und ihnen passende Nahrung gewährte, ihre Brut ausgekrochen sei.

Zugleich fanden sich Störche zu Tausenden ein und verzehrten mit Behagen diese reiche Mahlzeit.

Mr. Galton's erfolgreiche Unterhandlungen mit Jonker hatten die erschreckten Damaras beruhigt und ihnen neues Vertrauen eingeflößt, so daß sie sich nicht weiter weigerten, uns zu folgen. Der unzuverlässigste unter unseren Dienern vom Kap war verabschiedet und seine Stelle durch brauchbare und vortreffliche Männer ersetzt worden. Die Zahl unserer Tragochsen war bedeutend gestiegen, und wir hatten einen großen Vorrath an Vieh gewonnen. Alles schien nun wieder gut zu sein und wir trugen nicht länger Bedenken, unsere Reise weiter fortzusetzen. Aber ehe noch die letzten Anordnungen getroffen waren, hielten wir es für nöthig, über das unmittelbar vor uns liegende Land Erkundigungen einzuziehen, um zu erfahren, wie weit es mit Wagen befahren werden könne. Da Galton eben erst von einer Excursion zurückgekehrt war, schien es nicht mehr als billig, daß ich mich jetzt auf den Weg machen mußte.

In Folge dessen verließ ich Schmelen's Hope den 24. Februar, auf einem Ochsen reitend und begleitet von Timbo, John St. Helena und John Allen, vielleicht den besten unter unseren

Dienern, zugleich mit einigen Damaras, die mir als Wegweiser und Viehhirten dienen sollten.

Die erste Nacht nach unserem Weggange von Schmelen's Hope überfiel uns ein fürchterliches Gewitter mit einem Regenguß, das bis vier Uhr am nächsten Morgen unaufhörlich anhielt. Die Beine an das Kinn heraufgezogen und den Kopf dicht in einen Karoß gehüllt, so brachte ich diese fürchterliche Nacht auf einem Steine sitzend zu, während die Leute, sonderbar genug, in tiefem Schlafe dalagen, obgleich der Regen in Strömen herniedergoß. Der folgende Tag war gleichwohl hell und warm. Die köstlichen Wohlgerüche der tropischen Vegetation stiegen von der Erde auf und die ganze Landschaft lag so schön und lachend da, daß mein Herz freudevoll und dankbar dem Geber alles Guten entgegen schlug. Die Leiden der Nacht waren bald vergessen und mit frohem Muthe setzten wir unsere Reise weiter fort.

Während wir weiter zogen, sahen wir einen Schein von den schönen Omatako-Bergen, die sich ungefähr zweitausend Fuß über die Ebene erheben. Ich erinnere mich kaum, jemals von einer einzelnen Partie einer Landschaft so entzückt und hingerissen worden zu sein, als wie ich zum ersten Male diese „Teneriffa-Zwillinge" vor mir aufsteigen sah.

„Mir war's dem Astronomen gleich, wenn plötzlich
Ein neuer Stern vor seinem Sehrohr auftaucht."

Wir mochten funfzig bis sechzig englische Meilen von diesen kegelförmigen Bergen entfernt sein; aber sie zeigten sich uns so deutlich, als wenn wir an ihrem Fuße gestanden hätten. Die ungeheure Entfernung, in welcher man bei reiner Luft in dieser Gegend einen Gegenstand erkennen kann, ist in Wahrheit wunderbar.

Bei einem Blicke auf die Karte wird man finden, daß wir uns jetzt auf einem Plateau befanden, ungefähr sechstausend

Fuß über der Meeresfläche. Auf diesem Plateau entspringen die Hauptflüsse des Damara-Landes.

Mit Ausnahme eines einzigen Kraals blutarmer Damaras fanden wir keine Bewohner weiter. Als wir Schmelen's Hope verließen, hofften wir verschiedene Dörfer zu treffen, die von reichen Eingeborenen bewohnt seien, von denen wir uns Vieh, so viel wir brauchten, würden eintauschen können; wir hatten uns dieser Hoffnung hingegeben und uns deßhalb blos für einen Tag mit Proviant versehen. Wild fand sich zwar in Menge; aber alle Thiere waren außerordentlich scheu, und ich hatte Eile, so daß ich keine Jagd auf sie machen konnte. Eines Abends schoß ich nach einem Zebra; aber da ich den eigenthümlichen Laut nicht vernahm, der sich hören läßt, wenn man ein Thier wirklich trifft (diesen Laut lernt das Ohr durch lange Erfahrung deutlich unterscheiden), glaubte ich fehl geschossen zu haben und kümmerte mich nicht weiter darum. Den folgenden Abend kamen wir in die Nähe derselben Stelle, und nun sahen wir, daß das Thier getödtet, aber mit Ausnahme des Kopfes und eines Theils des Halses bereits von den Geiern verzehrt war. Die konische Kugel, mit welcher ich geschossen hatte, fand ich im Skelett. Obgleich sich nichts Besonderes mehr vom Fleische fand, war es doch höchst willkommen als eine wahre Gottesgabe in den Stunden der Noth. An beiden vorhergehenden Tagen hatten wir von halb verfaultem Zebrafleisch gelebt, das unsere Damaras zufällig fanden, und unsere Wegweiser hatten sich, weil die Lebensmittel fehlten, aus dem Staube gemacht.

Eines Abends, als wir vom Marsche sehr ermüdet waren und außerordentlich an Durst litten, trösteten uns unsere Diener mit folgender interessanten Mittheilung über ihre Landsleute.

„Die Damaras," sagten sie, „schauen jetzt aus der Ferne nach uns, und sobald wir uns zur Ruhe legen, werden sie uns plötzlich überfallen und ihre Assegais kosten lassen."

Timbo, John St. Helena und John Allen nahmen dies wörtlich und sahen sehr betrübt aus. Es war dies gerade nichts Unglaubliches; aber ich für meinen Theil war weniger furchtsam als verdrießlich, da ich recht wohl wußte, welche Wirkung solche Worte auf meine leicht einzuschüchternden und abergläubischen Begleiter machen mußten.

Am dritten Tage um die Mittagszeit erreichten wir die Nordseite der Omatako-Berge, wo wir einen kleinen periodischen Fluß desselben Namens trafen. Zu unserer großen Betrübniß fanden wir aber diesen Fluß ganz ausgetrocknet, und da wir nun schon vierundzwanzig Stunden ohne Wasser zugebracht hatten, wagte ich es nicht, die Reise weiter fortzusetzen. Gerade als wir wieder umkehren wollten, hörten wir zu unsäglicher Freude für uns das Wasser im Flusse rauschen. Diejenigen unter meinen Lesern, welche die Geheimnisse der tropischen Klimate nicht kennen, werden es rein für unmöglich halten, daß ein ausgetrocknetes Flußbett in fünf Minuten und ohne vorhergehende Anzeichen in einen schäumenden Strom verwandelt werden kann; aber während der Regenzeit fällt dies fast täglich vor. Nicht eine einzige Wolke verdunkelte diesmal die durchsichtige Atmosphäre; aber in der Nacht vorher hatten wir in der Richtung der Quelle starkes Donnern gehört und Blitze gesehen, und so war die Erscheinung vollständig erklärt.

An diesem Flusse sah ich zum ersten Male die riesigen Spuren von Elephanten. Die Eingeborenen sagten mir, daß diese Thiere zur Winterszeit in großen Massen hierher kämen und langsam nach Norden zurückkehrten, wenn das Wasser abzunehmen anfange. Hans versicherte mir, daß man Spuren von ihnen südlich oft bis an den Swakop, nicht weit von seiner Mündung, verfolgen könne.

Von hier aus hatten wir eine vortreffliche Aussicht über die Gegend. Verschiedene interessante Berge zeigten sich unseren

Blicken und gegen Norden erhoben sich der Konyati, Eshuameno, Ja Kabaka und Omevereoom in deutlichen Umrissen. Einige von ihnen glichen dem Erongo und wurden wie dieser von Berg-Damaras und außerdem von einigen Buschmännern bewohnt.

Es lag mir viel daran, etwas von diesem nördlich gelegenen Lande zu hören, denn in dieser Richtung ging, wie wir schon erwähnten, unser Weg nach dem Omanbondè; aber es war vergeblich, nur einigermaßen zuverlässige Nachrichten von den Eingeborenen zu bekommen, obwohl einige in der That dort gelebt hatten. Ich wurde wirklich ärgerlich und glaubte, daß ihre sich widersprechenden Angaben absichtlich so mitgetheilt wurden, um mich zu täuschen und abzuschrecken; aber nachdem ich mit dem Charakter des Damara-Volkes näher bekannt geworden war, fand ich, daß sie vielmehr aus Gewohnheit lügen, als um zu lügen. Ein Damara glaubt wirklich an seine eigenen Lügen, so offenbar und schreiend sie auch sein mögen. So erzählten sie z. B., daß der Berg Omevereoom, der deutlich sichtbar war, zehn Tagereisen entfernt sei und von Berg-Damaras und Buschmännern bewohnt werde, die sie als wahre Teufel schilderten; sie sagten ferner, daß auf dem ganzen Wege dahin sich nicht das mindeste Wasser fände, und daß, wer es versuchen wollte bis zu dem Berge vorzudringen, dem Tode geweiht sei. Einige Zeit hierauf hatten wir nicht nur schon nach vierzehn Stunden Weges diesen Berg erreicht, sondern auch Wasser in Menge gefunden, und die Eingeborenen daselbst waren keine Ungeheuer, sondern die schüchternsten und harmlosesten Menschen von der Welt.

Das ist indeß nur *ein* Beispiel von hunderten, die man anführen könnte, um zu beweisen, wie schwer es ist, aus einem Damara die Wahrheit herauszulocken. Die Missionare hatten mehrere Jahre in Barmen und Schmelen's Hope gelebt, ohne weder Buxton- noch Okandu-Fountain zu kennen, obgleich diese

in geringer Entfernung von der Station lagen, und sie wiederholt nach Wasser gefragt hatten.

In Bezug auf die Entfernung und die Lage des Omanbondè-Sees, das Hauptziel unserer Reise, konnten sie uns nicht sagen, ob wir nach einem Marsche von einer oder zehn Wochen dahin gelangen könnten. Ein Damara sagte zu Mr. Galton, daß, wenn er sich auf den Weg dahin begäbe und reiste, so schnell er könnte, er ein alter Mann werden würde, ehe er zurückkäme*).

Auf der Rückreise nahmen wir einen andern Weg, und in der ersten Nacht schlugen die Leute, wahrscheinlich der Abwechselung wegen, unser Lager mitten auf einem Ameisenhaufen auf. Ich war gerade abwesend, und als ich zurückkam, waren schon alle Anordnungen für die Nacht getroffen. Ich war müde und dachte an keine Veränderung; die Folge davon kann man sich leicht denken.

Als wir am nächsten Tage in eine offenere Gegend des Landes kamen, fanden wir eine Art süßer Beeren, ungefähr von der Größe der Erbsen, die hier in reichlicher Menge wuchsen und sehr wohlschmeckend waren.

Zeitig am Morgen des sechsten Tages waren wir in Schmelen's Hope, nachdem wir sechszig Stunden oder durchschnittlich zwölf Stunden täglich auf den Beinen gewesen waren. Wenn man annimmt, daß wir wenigstens drei englische Meilen in der Stunde zurücklegten, so hatten wir eine Strecke von hundertundachtzig Meilen durchreist und zwar größtentheils zu Fuß. Unter gewöhnlichen Umständen würden wir nicht soviel Worte um eine solche Reise machen; allein wir hatten schlechten Lebensunter-

*) Dies übertrifft noch die Antwort, welche Björn Jernsida auf seinem Zuge nach Rom von einem Wanderer bekam, den er unterwegs traf, und den er fragte, wie weit es dahin wäre. „Siehe diese Schuhe," sagte der Wanderer, und zeigte ein Paar Schuhe mit abgenutzten eisernen Sohlen, „als ich von Rom wegging, waren diese neu; urtheile nun selbst!"

halt, hatten vorher lange geruht u. s. w., und waren mithin auf solche bedeutende Anstrengungen nicht vorbereitet. Ehe wir an das Ziel unsrer Reise kamen, waren auch Menschen und Vieh ganz ermattet vor Durst.

Unsere Absicht war jedoch erreicht. Wir hatten uns davon überzeugt, daß das Land mehrere Tagereisen weit ziemlich offen war und mit Wagen bereist werden konnte, daß sich Gras in Menge fand und daß (das wichtigste von allem) wir auf Wasser für uns und unser Vieh rechnen konnten.

Nun wurde keine Zeit versäumt, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Ein Amerikaner, der lange Zeit in Mr. Hahn's Diensten gestanden hatte, wollte zu Lande nach dem Kap reisen. Obwohl die Reise wenigstens sechs bis sieben Monate dauern konnte, sind die Communicationsmittel in diesem Lande doch so selten, daß wir es für angemessen hielten, die Gelegenheit zu benutzen und mit dem Reisenden Briefe an Freunde und Bekannte, und Depeschen an die brittische Regierung am Kap zu schicken.

Dreizehntes Kapitel.

Abreise von Schmelen's Hope. — Zusammentreffen mit Kahichenè. — Ochsendiebstahl. — Summarische Gerechtigkeit. — Aberglaube. — Ein alter Bekannter. — Sonderbare Gewohnheit. — Gefräßigkeit des Damara-Volkes. — Wie sie das Fleisch nach der Elle und nicht nach dem Pfunde essen. — Abergläubische Gewohnheit. — Ein unbekanntes Thier. — Der Verfasser verirrt sich. — Verheerungen der Termiten. — „Bitte, setze dich hier und warte!" — Prächtige Quelle. — Ruinen von Damara-Dörfern. — Kriegsverheerungen. — Zusammentreffen mit Buschmännern. — Zusammentreffen mit Damaras. — Mühen und Beschwerden, auf welche Reisende in Afrika gefaßt sein müssen. — Wir erreichen den See Omanbondè. — Getäuschte Erwartungen.

Am Morgen des 3. März verließen wir Schmelen's Hope. Die abwechselnd unebene und sandige Beschaffenheit des Weges, die unangenehmen Dornsträuche, sowie der Eigensinn und die Trägheit der Ochsen machten den Anfang unseres Weges langsam und beschwerlich.

Am fünften Tage kamen wir an einen großen Tümpel, mit Namen Kotjiamkombè. An den Zweigen der Bäume und Sträucher, welche die Ufer desselben umgaben, hatte der sogenannte Webervogel (Ploceus Cuv.) seine schöne und kunstreiche Wohnung zu Tausenden. In dem hohen Grase und Röhricht

hielten sich unzählige Wasservögel auf, von denen einige sich durch ihren kostbaren Federschmuck auszeichneten. Hier trafen wir Kahichenè, der uns erwartete; er hatte uns schon seine Absicht, uns einen Besuch zu machen, mitgetheilt, und um unsere Gunst zu erwerben, einige Tage früher ein Geschenk von mehreren Stücken Vieh geschickt. Der Häuptling wurde von ungefähr vierzig seiner Leute begleitet, welche zusammen die schönste Gesellschaft bildeten, wie ich sie nie weder vorher noch später wiedersah. Doch waren alles arge Schurken, was ihnen Kahichenè in unserer Gegenwart sagte, ohne daß sie sich im mindesten deßhalb geschämt hätten.

Dieser Stamm war früher der reichste, mächtigste und größte an Zahl gewesen, aber durch den Zwist der Eingeborenen und die entvölkernden Kriege mit den Namaquas auf etwa fünfundzwanzig Dörfer mit ungefähr zehn bis funfzehntausend Stück Vieh zusammengeschmolzen. Ehe ich Afrika verließ, erfuhr ich, daß der ganze Stamm aufgerieben worden war.

Obgleich Kahichenè in früheren Tagen manchen Raubzug in seinen Grenzländern geführt hatte, sahen wir ihn doch recht gern, und in kurzer Zeit stand er sehr hoch in unserer Gunst. Er war wirklich der einzige Damara unter hohen und niedrigen, vor dem wir einige Achtung hegten. Sein letztes Unglück hatte wohl auch Antheil an unserer Sympathie für ihn. Bei den Missionaren hatte Kahichenè in einer großen Gunst gestanden, und er wurde von ihnen als der Eckstein der künftigen Civilisirung des Damara-Landes angesehen; wir haben jedoch später gesehen, wie weit diese Hoffnung in Erfüllung ging.

Kahichenè war an Jahren ziemlich vorgeschritten, doch benahm er sich würdevoll und höflich. Er war außerdem muthig und wahrheitsliebend, zwei bei seinen Landsleuten seltene Tugenden. Es wäre sehr gut gewesen, wenn die Untergebenen ihrem Häuptlinge geglichen hätten.

Damals ſtand Kahichenè in feindlichem Verhältniſſe zu einem kriegeriſchen und mächtigen Damaraſtamm, welcher unter Omugundè oder vielmehr deſſen Sohne ſtand, den man als einen mit Laſtern aller Art beſchmutzten und namentlich gegen Fremde feindlich geſinnten Menſchen ſchilderte. Wir ſelbſt gaben nicht zu viel auf Kahichenè's Beſchreibung dieſes ſeines Todfeindes; unſere Leute aber wurden ſo ängſtlich dadurch, daß drei von denſelben um ihre Entlaſſung baten und ſich nicht eher bereden ließen, dieſen Vorſatz aufzugeben, als bis wir ihnen das Verſprechen gaben, das Land dieſes feindlichen Häuptlings nicht zu durchreiſen.

Es waren einſtmals einige Mr. Hahn gehörige Stücke Vieh von Omugundè's Leuten geſtohlen worden. Sie wurden zurückverlangt und auch nach einiger Zeit wiedergebracht, doch ohne die Schwänze, welche die Feinde abgehauen und als Trophäen behielten.

Im Kriege mit Omugundè waren mehrere von Kahichenè's Kindern gefallen, die anderen unglücklicherweiſe lebend in die Hände des Feindes gerathen. Sie wurden gefangen gehalten und Kahichenè hatte nur noch einen jungen Sohn als Troſt für ſein Alter. Er ſagte uns, er habe feſt beſchloſſen, ſeine Kinder und ſein Eigenthum wiederzubekommen, oder bei dem Verſuche zu ſterben. Anfangs ſchien er unſeren Beiſtand zu wünſchen, aber nach weiterer Ueberlegung ſchlug er jede Einmiſchung unſererſeits zu ſeinem Vortheil aus. „Denn," ſagte er, „wenn der Krieg einmal anfängt, kann Niemand wiſſen, wann oder wie er endet. Das ganze Land kann in Aufruhr kommen, es wird viel Blut fließen, und wir ſelbſt würden in unendliche Gefahren und Mühen verwickelt werden." Er verſuchte alles Mögliche, uns von der Reiſe nach Norden abzuhalten; doch ſchlugen natürlich alle ſeine Bemühungen fehl.

Wir hatten uns noch nicht lange am Kotjiamkombè auf-

gehalten, als wir entdeckten, daß vier von unsern besten Tragochsen von einem fremden Damara-Stamme gestohlen worden waren. Sobald Kahichenè von diesem Diebstahl hörte, wurde er traurig, ja sogar aufgebracht darüber, denn er betrachtete uns als seine besonderen Schützlinge. Er schickte den Dieben sogleich Leute nach mit dem strengen Befehle, die Ochsen wiederzubringen und wo möglich auch die Diebe zu ergreifen; man war auch so glücklich, das Vieh wieder zu erhalten, mit Ausnahme eines Stückes, das bereits geschlachtet und gegessen worden war. Ueber das Schicksal der Diebe selbst konnten wir nichts Sicheres erfahren, hatten aber allen Grund zu glauben, daß sie getödtet worden seien, und zwar um so mehr, da Kahichenè selbst aussagte, daß, wenn man sie ergriffe, sie mit dem Tode bestraft werden müßten, und hinzufügte, das Hängen sei das beste Mittel, die Welt von solchen Spitzbuben zu befreien. Wir nahmen uns natürlich die Freiheit, dem Häuptling über ein so strenges Verfahren Vorstellungen zu machen, doch richteten diese wenig oder nichts aus. Einen der Diebe fand man zufällig nicht weit von unserm Lager fürchterlich verstümmelt, und als er zu uns gebracht wurde, gab er vor, daß er mit seinen Kameraden eben das Vieh forttrieb, als sie von Kahichenè's Leuten entdeckt wurden, welche sie sogleich mit den Kieries angriffen und nicht eher von ihnen gingen, als bis sie glaubten, sie wären todt. Er hatte sich jedoch wieder erholt, war aber vollkommen nackt, da ihm, wie es bei solchen Fällen zu geschehen pflegt, alles, was er auf dem Leibe hatte, abgenommen worden war. Fast sein ganzer Körper war mit Blut bedeckt. Der Kopf war fast um die Hälfte angeschwollen und sah wie ein Stück geklopftes Fleisch aus; in seinem Gesichte war kein deutlicher Zug mehr zu erkennen und er konnte kaum noch aus den Augen sehen. Es war wirklich ein widerlicher Anblick.

Statt unsern Weg nordwärts fortzusetzen, wie es ursprüng-

lich unſer Plan war, ſahen wir es als nothwendig an, einen bedeutenden Umweg weſtwärts zu machen, um Omugundè zu vermeiden. Kahichenè hatte ſeinen Stamm und ſeine Lagerplätze in dieſer Richtung, und bot uns deßhalb an, ihn unterwegs zu beſuchen; wir willigten gern ein. Als wir vom Kotjiamkombè aufbrachen, war der Häuptling unſer Wegweiſer. Vor ihm her ſchleifte man einen Zweig von einem beſonderen Baume (er trug kleine rothe bittere Beeren, etwa den Vogelbeeren ähnlich), ein abergläubiſcher Gebrauch, dem man ein weſentliches Gewicht beilegte, wenn er in dem bevorſtehenden Kriege mit ſeinem Todfeinde Glück haben ſollte.

Ehe wir den Kraal des Häuptlings erreichten, paſſirten wir den Fuß eines anſehnlichen Berges, Ombotodthu genannt, bemerkenswerth wegen einer eigenthümlichen Art rother Steine, welche die Eingeborenen beſonders gern haben. Sie pulveriſiren nämlich dieſen Stein und thun Fett darunter, mit welcher Miſchung ſie den Körper einreiben. Anfangs glaubte ich eine beſondere Aehnlichkeit dieſes Steines mit Queckſilbererz zu bemerken, und war der Anſicht, daß wir wirklich eine Queckſilbermine entdeckt hätten. Als ich aber ſah, wie unſchädlich die Einwirkung dieſes Minerals auf die Eingeborenen war, welche, wenn es wirklich Queckſilber geweſen wäre, eine ganz andere hätte ſein müſſen, ſo ſchloß ich daraus, daß es nur Eiſenoxyd ſei, was ſich auch ſpäter durch die Analyſe beſtätigte.

Bei der Ankunft in Kahichenè's Kraal wurden wir von unſerem Wirth und ſeinem Stamme gut aufgenommen und tauſchten uns Vieh von ihnen ein. Wir hätten hier alle unſere zum Tauſchhandel beſtimmten Artikel mit großem Vortheil verkaufen können; aber wir ſahen dies nicht für gut an, da, wenn etwa das Vieh ſterben oder geſtohlen werden ſollte, wir uns unmöglich anderes dafür würden verſchaffen können. Hätten wir in die Zukunft ſehen können, würden wir gewiß anders gehandelt

haben; denn wir erkannten später, daß dieses, ich möchte sagen, die letzte Gelegenheit war, die sich uns bot, um lebendes Vieh zu bekommen.

Der Zufall wollte, daß ich in den Besitz eines Percussionsgewehrs kam, das früher Hans gehörte, aber vor mehreren Jahren an einen Damara verkauft worden war. Da dieser aber Schwierigkeit hatte, jederzeit die nöthigen Zündhütchen zu bekommen, erbot er sich, die Büchse gegen ein gewöhnliches Feuerschloßgewehr umzutauschen. Die Büchse war übrigens von ganz gewöhnlichem Schlage und ziemlich plump gearbeitet, und wenn ich mich recht erinnere, aus der Fabrik von Powell in London. Um aber dem Fabrikanten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich doch bekennen, daß man sich kein besseres Gewehr wünschen konnte. So lange ich es besaß, erlegte ich viele hundert größere Thiere damit, ohne die Unzahl Trappen, Gänse, Enten, Perlhühner u. s. w. zu rechnen.

Wild fand sich in großer Menge in der Umgegend von Kahichenè's Kraal, und Hans that manchen glücklichen Schuß. Jedoch bekamen wir selbst nur sehr wenig von dem, was wir schossen, da das, was die Damaras nicht sogleich für sich behielten, doch später durch unsere eingeborenen Diener ihnen zu gute kam. Im Damara-Lande sieht man alle getödteten Thiere, mögen sie wild oder zahm sein, als allgemeines Eigenthum an, und mit allen Fremden, die in ihr Land kommen, theilen die Eingeborenen ihre Jagdbeute, weil sie glauben, daß sie sonst von Hungersnoth heimgesucht werden. Ich sah, daß an einem Tage das Fleisch von vier Zebras, die wir geschossen hatten, in unser Lager geschafft wurde, und doch war am nächsten Morgen nicht ein Bissen zum Frühstück übrig.

Es giebt vielleicht keine gefräßigeren und sorgloseren Menschen als die Damaras. Wenn sie Fleisch haben, stopfen sie sich auf die widerlichste Weise Tag und Nacht hindurch voll, bis

nicht ein Bissen mehr übrig ist, und die Folge davon ist, daß sie nicht selten mehrere Tage lang hungern müssen. Doch sind sie an diese Lebensweise so gewöhnt, daß es ihnen nicht im mindesten nachtheilig ist.

Wenn man nicht Gegenmittel anwendete, würde das Fleisch in diesem heißen Klima natürlich schnell verderben, und da Salz wegen der Schwierigkeit des Transports im Damara-Lande außerordentlich selten ist, hat man folgenden Ausweg genommen. Sobald ein Thier getödtet ist, schneidet man das Fleisch in Stücke, so gut es eben geht; in die Seite eines solchen Stückes stößt man ein Messer hinein und führt dasselbe spiralförmig herum, bis man in den Mittelpunkt des Fleischstückes kommt, wodurch man einen oft zehn bis zwanzig Fuß langen Fleischstreifen erhält, den man wie ein Gewinde an den Aesten der nächststehenden Bäume aufhängt. Wenn das Fleisch recht dünn geschnitten wird, trocknet es schnell aus und kann in diesem Zustande ziemlich lange aufgehoben werden. Doch geht viel bei diesem Verfahren verloren, und wohl der dritte Theil des so zerschnittenen Fleisches bleibt völlig nutzlos. In solchem Falle vergessen die Eingeborenen ihre Magen nicht. Man füllt nicht nur große Töpfe mit diesem wohlschmeckenden Fleische, sondern man sieht auch überall große Fleischklumpen auf den heißen Kohlen braten. Wenn der Fleischstreifen halb gebraten ist, fassen sie ihn mit der Hand an einem Ende, führen ihn zum Munde und verschlingen ihn mit größter Geschwindigkeit, ohne sich mit dem Kauen viel Mühe zu geben. So haben sie in kürzester Zeit ein paar Ellen verschlungen, und die Stelle des Salzes oder Pfeffers vertritt die an dem Fleische fest haftende Asche, welche, wie es scheint, die Verdauung ganz besonders befördert.

Ich sah oft, wie die Tochter von Kahichenè's Lieblingsfrau die Ochsen mit Wasser besprengte, wenn sie zur Mittagszeit nach dem Kraal kam, um ihren Durst zu stillen. Sie benutzte dazu

einen kleinen Zweig von jenem Baume, den Kahichenè vor sich her schleifen ließ, um im Kriege mit Omugundè glücklich zu sein. In diesem Falle sollte das gesprengte Wasser (wie sie sich poetisch ausdrückte) die Wirkung haben, daß die Ochsen, wenn sie gestohlen würden, wie Wassertropfen zerstiebten, dadurch Verwirrung unter den Dieben bewirkten und so leichter zu ihrem wahren Eigenthümer zurückkehrten.

Am 18. März machten wir uns wieder auf den Weg und trennten uns mit Bedauern von unserm liebreichen und gastfreundlichen Wirthe, den wir nicht wieder sehen sollten. Wenige Monate nach unserer Abreise zog er gegen Omugundè zu Felde; aber gleich im Anfange des Gefechtes, obwohl alles ihn einen guten Fortgang erwarten ließ, wurde er, wie er selbst vorhergesagt hatte, von seinen feigen Begleitern verlassen. Selbst zu stolz, um zu fliehen, wurde er von einem feindlichen Pfeile tödtlich verwundet.

Ich ging ein Stück vor dem Wagen voraus und traf plötzlich auf ein Thier, das dem Ansehen nach dem Löwen glich, aber doch bedeutend kleiner war. Unter gewöhnlichen Umständen würde ich es bestimmt für einen jungen Löwen gehalten haben; aber ich hatte schon früher gehört, daß es in diesen Thälern Afrika's ein vierfüßiges Thier gebe, das an Gestalt und Farbe dem Löwen gliche, doch fast in jeder andern Hinsicht sich von ihm vollkommen unterscheide. Dieses fragliche Thier geht, wie man sagt, Nachts auf Raub aus, ist scheu und nicht besonders kräftig und macht meist nur auf die kleineren Antilopenarten Jagd. In der Landessprache nennt man es Onguirira; es mag der Beschreibung nach dem Puma entsprechen. Da es mir auswich, hielt ich es nicht für gut zu feuern.

Wir fanden hier Wild in großen Heerden; aber das Land war offen, so daß der Jäger nothwendig gesehen werden mußte, und da wir keine Pferde hatten, war es schwer, auch nur

in Schußweite zu kommen. Indeß erbeuteten wir einige Springböcke. Ich schoß auch ein Hartebeest, mußte es aber etwa eine Stunde liegen lassen, und fand bei meiner Zurückkunft, daß es von den Geiern vollständig aufgezehrt war; sie hatten aber die Knochen zurücklassen müssen, und unsere Leute hatten also doch die Befriedigung, dieselben aussaugen zu können. Das Fleisch des Hartebeest wird als Leckerbissen betrachtet.

Am folgenden Tage kamen wir an den Omatako-Bergen vorbei; aber der Fluß desselben Namens, der bei meinem ersten Besuch ungefähr vor vierzehn Tagen so viel Wasser hatte, daß es mir bis an die Brust ging, war jetzt zu meinem Staunen ganz ausgetrocknet. Am linken Ufer fand sich glücklicherweise noch ein Tümpel.

Die oben erwähnte Angabe der Damaras über die Entfernung zwischen den Bergen Omatako und Omuvereoom wurde nun dahin geändert, daß sie statt zehn Tagereisen sich mit drei derben Märschen begnügten; aber sie behaupteten immer noch, daß das dazwischenliegende Land völlig wasserlos sei. Wir mochten nicht länger über ihre widersprechenden und wenig befriedigenden Aussagen streiten, und um selbst ein Urtheil in der Sache fällen zu können, ritt Galton auf den nahe gelegenen Berg Eshuameno, von welchem aus man, wegen seiner Höhe und isolirten Lage, eine ziemlich weite Rundschau hatte. Nach einer Abwesenheit von vierundzwanzig Stunden kam er mit guten Nachrichten zurück. Durch eine in größter Eile ausgeführte Triangulirung hatte er gefunden, daß der Berg Omuvereoom unmöglich weiter als zwölf bis vierzehn Stunden von uns entfernt sein konnte. Nördlich und westlich von diesem Berge schien das Land eine einzige unermeßliche, mit Gebüsch bedeckte Ebene zu sein. Nach Osten hin waren Bäume und Gras in Menge. Diese Nachrichten und im rechten Augenblick eintretende Regengüsse bestimmten uns sogleich einen Versuch zu machen.

Denselben Morgen, als wir uns auf den Weg machten, strich ein eiskalter Wind über die öde Ebene und erinnerte uns plötzlich an die Herannäherung des Winters. Bis jetzt hatten wir keine andere Bekleidung als ein Hemd und ein Paar weite Beinkleider gebraucht; aber an diesem Tage zeigte sich ein dickes Wollenhemd und ein warmes Wamms noch als unzureichend.

Eines Abends, als Hans und ich auf eine Heerde Giraffen Jagd machten, wurden wir von der Dunkelheit überrascht und hatten uns im Jagdeifer ganz verirrt. Hans war der erfahrenste von uns und ich überließ mich deßhalb blind seinem Instinkte und seiner Leitung. Nach einiger Zeit bemerkte ich aber doch, daß wir auf dem Rückwege nach Omatako seien, und sagte es ihm; er lachte jedoch über meine Befürchtungen. Je mehr ich indeß daran dachte, um so mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß wir auf Irrwegen waren. Um dem Streit ein Ende zu machen, that ich Hans den Vorschlag, daß, wenn er nach Verlauf einer Stunde nicht den rechten Weg gefunden habe, er mich eine Stunde lang seinen Führer sein lassen sollte, und wenn ich nicht glücklicher wäre, wollten wir ruhig den Tag abwarten. Hans willigte nur ungern ein und schüttelte mit dem Kopfe, gab aber doch endlich, wenn auch wider Willen, nach. Seine Stunde ging zu Ende, ohne daß wir das Ziel unseres Suchens erreicht hätten; daher kehrte ich zu seinem großen Verdrusse um und ging so schnell ich konnte in entgegengesetzter Richtung. Merkwürdigerweise fehlten nur noch wenige Minuten an einer Stunde, als ich plötzlich und zu meiner großen Freude und Ueberraschung die tiefen Spuren traf, welche unsere Wagen zurückgelassen hatten. Nichts konnte vortrefflicher sein, denn ich durchschnitt sie gerade rechtwinkelig. Nach einer weiteren halbstündigen Wanderung erreichten wir glücklich unser Wachtfeuer, wo wir bei einer guten Mahlzeit über Hans und seinen Eigensinn spöttelten. Sein Stolz als guter Jäger wurde bedeutend

herabgestimmt, und dann und wann zuckte er mit den Achseln und sprach einige abgebrochene Worte, wie: „Da sehe man!" „Nein, das geht zu weit!" u. s. w.

Am Tage nach diesem kleinen Abenteuer setzten wir unseren Weg weiter fort und erreichten am Nachmittag im besten Wohlsein den südlichen Fuß des Omuvereoom und des dazu gehörenden Berges Ja Kabaka, die nur durch ein enges Thal von einander getrennt waren. Wir spannten an einem kleinen Tümpel aus, wo ich zum ersten Male einen Weidenbaum sah, eine angenehme Erinnerung an mein Vaterland. Das Wasser war jedoch ganz abscheulich, und mußte vor ganz kurzem von wilden Thieren besucht worden sein, die es in etwas verwandelt hatten, ähnlich dem, was man gewöhnlich auf Bauerhöfen findet.

Hier hatten wir ein schlagendes Beispiel von den fürchterlichen Verheerungen, welche die Termiten in unglaublich kurzer Zeit zu Stande bringen können. Zeitig am Tage, nachdem wir den Ort erreicht hatten, machten sich Mr. Galton und Hans auf den Weg, um den Omuvereoom zu ersteigen. Ein plötzlich entstandener quälender Schmerz in der Seite machte es mir unmöglich, ihnen zu folgen, und um mir einige Linderung zu verschaffen, improvisirte ich mir auf der Erde ein Bett, das ich mit einem Plaid bedeckte. Als ich nach einiger Zeit aufstand, bemerkte ich zu meinem Aerger und Erstaunen, daß das ganze Bett von jenen Insekten zerstört worden war, von denen ich nichts gewahrte, als ich mich niederlegte.

Zeitig am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort bis an einen großen Sumpf von ungefähr einer englischen Meile Länge, das schönste stehende Wasser, das ich im Damara-Lande sah. Hier wimmelte es von Gänsen und Enten. Die Vegetation hatte ein wahrhaft tropisches Aussehen; mehrere für uns neue Bäume und Pflanzen ohne Stacheln zeigten sich und wir fingen an zu hoffen, daß wir die Grenze der stacheligen Gewächse

passirten, die uns so lange eigensinnig verfolgt hatten. Diese Hoffnung wurde jedoch zu Schanden. Schon am nächsten Tage kamen wir in ein Terrain, welches schwieriger war als jedes der bisher durchwanderten, und wo wir fast genöthigt waren, unser Weitervordringen aufzugeben. Unser armes Vieh war von den Dornen schrecklich zugerichtet und nur mit der größten Mühe brachten wir die Wagen vorwärts. Ich zählte nicht weniger als sieben verschiedene Arten stacheliger Bäume und Sträucher, alle die schönsten „Wacht-een-bigte“ oder „Wart ein Bischen!“ wie die holländischen Colonisten diese Plagegeister nennen. Wenige Personen haben die nördlichen Theile Südafrikas durchreist, ohne mit dem freundlichen Gruße: „Sei so gut und warte ein Weilchen!“ empfangen worden zu sein, und noch wenigere, die diesen freundschaftlichen Wink verachteten, sind davon gekommen, ohne ein Stück ihrer Bekleidung als Beute zurückzulassen. Die meisten dieser Dornen sehen wie Angeln aus und sind außerdem so stark, daß sie wirklich fürchterliche Feinde sind. Im Allgemeinen mag jeder Dorn eine Last von sieben Pfund tragen können. Wenn der Leser nun bedenkt, daß einige zwanzig auf einmal über einen Menschen herfallen, so wird er sich leicht die Folgen davon vorstellen können. Als wir nach einigen Monaten nach Barmen zurückkamen, hatte ich kaum noch ein anständiges Kleidungsstück, und wenn nicht Mr. Hahn so gut gewesen wäre, für mich in meinem elenden Zustande zu sorgen, so fürchte ich, daß wenig Unterschied zwischen mir und einem Wilden gewesen sein würde.

Im Laufe des Tages kamen wir an eine prächtige Quelle, mit Namen Otjironjuba (die Kalabasse), nahe am Omuvereoom. Sie entsprang gute zweihundert Fuß von diesem Berge und aus mehreren verschiedenen Adern; aber diese vereinigten sich bald und das Wasser hüpfte munter über die Abhänge herab in die Ebene und floß über rothen Sandboden dahin. Ein riesiger

Feigenbaum hatte seine Wurzeln um die zerstreuten Felsblöcke nahe an der Otjironjuba-Quelle geschlungen, und seine weit ausgebreiteten schattigen Aeste gewährten uns einen herrlichen Zufluchtsort während der Mittagshitze. Der Baum hing voll Früchte; doch waren die Feigen noch nicht reif. Einige halbreife, die ich öffnete, enthielten eine große Menge kleiner Ameisen, und sogar Wespen. Man muß daher sehr vorsichtig sein, wenn man sie essen will.

Otjironjuba war für uns ein wahres Paradies, dessen wir uns so mehr erfreueten, als die Gegend hier das gerade Gegentheil von denen war, die wir bisher durchwanderten.

Am Fuße des Berges fanden wir die Reste eines großen Kraals, der den Berg-Damaras gehört hatte. Diese hatten sorgfältig ein ziemliches Stück Land bebaut, und verschiedene Kürbisse und Kalabassen (Flaschenkürbisse) waren aus den vom vorigen Jahre her übrig gebliebenen Wurzeln hervorgewachsen. Am Tage nach unserer Ankunft besuchten uns einige Eingeborene, die ohne Zweifel gern wissen wollten, wer wir wären. Wir nahmen sie natürlich auf das Beste auf und schenkten ihnen beim Abschiede einige Kleinigkeiten, wobei wir die Bitte aussprachen, daß sie bald mit den übrigen ihres Stammes wiederkommen möchten, da wir von ihnen Ziegen kaufen wollten, die, wie wir ringsum sahen, in reicher Anzahl bei ihnen vorhanden sein mußten. Wir bemerkten auch frische Spuren von Rindvieh. Aber unsere Freunde kamen nicht wieder, und wir trafen auch keine Eingeborene mehr.

Bei unseren Streifereien in dieser Gegend stießen wir auf mehrere verlassene Damara-Dörfer, und unsere eingeborenen Diener berichteten uns, daß nach Jonker's letztem Angriffe auf Schmelen's Hope Kahichenè und sein Stamm mit dem Rest ihres Viehes an diesen abgelegenen Ort geflohen seien; und

doch hatten sie kurz vorher mit Bestimmtheit versichert, daß weder Mensch noch Thier hier fortkommen könne. Sie erzählten auch, daß mehrere hitzige Gefechte oder besser Schlächtereien zu dieser Zeit zwischen beiden Parteien stattgefunden hätten, und daß, so oft ein Mann, eine Frau oder ein Kind sich sehen ließ, diese jederzeit todtgeschlagen wurden, sobald es ohne Gefahr entdeckt zu werden, geschehen konnte. Dieser Blutthaten hatten sich, wie sie angaben, bald die Ovaherero, bald die Berg-Damaras schuldig gemacht.

Ich erkletterte die Spitze des Omuvereoom und hatte von da eine weite Aussicht über das Land ostwärts; aber mit Ausnahme einiger periodischer Bäche, die an den Abhängen des Berges entsprangen, konnte ich nichts weiter entdecken als ein unermeßliches, ununterbrochenes Buschwerk. Vergebens strengte ich meine Augen an, um einen Schein vom Omanbondè zu entdecken, welcher See etwa fünf Tagereisen von hier am nördlichen Ende des Omuvereoom liegen sollte.

Bisweilen zeigten sich hier auch Elephanten, und an einer Quelle etwas weiter nach Norden hin warfen sie sogar Junge.

Nachdem wir einige recht angenehme Tage am Otjironjuba zugebracht hatten, folgten wir eine Zeitlang dem Laufe eines Baches, der daselbst entsprang, sich aber bald in einem Sumpfe verlor.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise stießen wir unerwartet auf einige Buschmänner, die nach wilden Wurzeln gruben, und fingen glücklicherweise einen Mann und eine Frau ein, welche wir mit einiger Mühe überredeten, uns den Weg nach dem See zu zeigen. Ihr Dialekt war denen so unähnlich, die wir bisher gehört hatten, daß unsere beiden vortrefflichen Dolmetscher die größte Noth hatten, sie zu verstehen. Nach vielen Fragen endlich erfuhren wir jedoch, daß beide am Omanbondè gewesen seien, welchen See sie Saresab nannten, daß „das Wasser so groß wie der Himmel sei," und daß es dort Fluß-

pferde gäbe. Der Mann fügte noch hinzu, daß er uns nach dem See begleiten wolle; aber es war dies nur eine List, denn noch in derselben Nacht liefen beide, Mann und Frau, davon.

Zweifel und Unruhe stiegen, je näher wir dem großen See kamen, auf den alle unsere Gedanken concentrirt waren. Die Worte des Buschmanns: „das Wasser ist so groß wie der Himmel," gaben uns gar so viel zu denken.

„Nun, Andersson, wie groß glaubst Du wohl, daß der See hier der Länge nach sein mag?" fragte Galton. „Es werden wahrscheinlich nicht weniger als funfzehn Meilen sein, und die Breite wird auch ganz bedeutend sein, da die Hottentotten berichten, daß, wenn ein Mann am entgegengesetzten Ufer steht, er nicht größer aussieht, als eine Krähe."

Es wäre für uns sehr gut gewesen, wenn wir uns weniger große Begriffe davon gemacht hätten.

Wir reisten so ziemlich parallel mit dem Omuvereoom, und kamen an einen morastigen Fluß, — wenn man es einen Fluß nennen konnte, da er abwechselnd aus dürren, offenen Stellen und Pfützen bestand. Beide Ufer dieses seltsamen Wassers waren mit dichtstehenden dornigen Gewächsen gleichsam eingezäunt, die Menschen und Thieren jeden Zugang unmöglich zu machen schienen. Es war daher doppeltes Glück, daß wir diesen Fluß zu einer Zeit trafen, wo seine Ufer einen guten offenen Weg bildeten, während hinreichender Wasservorrath aus den hie und da stehenden Tümpeln zu bekommen war. Hier stießen wir endlich auf einige Damara-Dörfer, fünf Tage nachdem wir den Otjironjuba verlassen hatten. Die Eingeborenen liefen anfangs davon; aber wir fingen einige Weiber weg, welche die Männer bald zurückzukommen vermochten. Diese Leute hatten noch nie einen Weißen gesehen, und unser plötzliches Erscheinen verursachte daher kein geringes Staunen, um nicht zu sagen Erschrecken. Von allem, was wir bei uns hatten, gefiel ihnen nichts so sehr

als der Spiegel. Als sie sahen, daß er alle ihre Bewegungen und Geberden treu wiedergab, verfielen sie in ein convulsivisches Lachen; manche warfen sich sogar auf die Erde und hielten sich den Bauch. Andere brachten ihr Gesicht so nahe als möglich an den Spiegel und drehten ihn dann schnell um, gleich als wenn sie glaubten, es stehe jemand dahinter. Es ist Schade, daß die Damaras so arge Spitzbuben sind; denn sie sind außerdem ein heiteres und munteres Volk. Giebt man ihnen nur eine „Elle Fleisch" und einen Krug Wasser, so sind sie die glücklichsten Wesen auf der Erde.

Nach einigem Hin- und Herreden übernahm es ein alter Mann, uns den Weg nach dem See zu zeigen. Am Abend setzten wir die Reise fort nach einem andern Kraal, dessen Häuptling der lustigste und heiterste Damara war, den wir je gesehen haben. Er ahmte das Aussehen und die Bewegungen des Flußpferdes so vollständig nach, daß wir nicht zweifelhaft sein konnten, was für ein Thier er meinte, selbst wenn wir kein Wort von seiner Sprache verstanden hätten. Er machte uns auch ergötzliche Mittheilungen über das nordwärts wohnende Volk.

Einen Tag noch, und das Ziel unserer Hoffnungen war gewonnen! Wir untersuchten aufmerksam unser Mackintosh-Boot, um zu sehen, ob es sich noch in gutem Zustande befände, denn es war unser fester Entschluß, einige Wochen am Ufer des Omanbondè zuzubringen und uns an Jagd und Fischerei zu ergötzen.

Jetzt konnten wir den Omuvereoom nicht mehr sehen, der nach und nach zu einem niedrigen Sandhügel zusammenschrumpfte und endlich gleiche Höhe mit der Ebene zu haben schien. Den oben erwähnten morastigen Fluß, der uns so lange unterstützte, hatten wir auch hinter uns gelassen, und arbeiteten uns nun durch eine Sandfläche hindurch, in welcher es zwar auch Gesträuch gab, das aber glücklicherweise keine Dornen hatte.

Etwas Neues war es für uns, daß das Holz dieser Sträucher so spröde war, daß, obwohl sie oft in einem Umfange von fünf bis sechs Fuß Durchmesser uns den Weg versperrten, unsere schweren Wagen nichts desto weniger sie zermalmten, als wären es dünne Stengel gewesen. Ein Europäer kann sich keine Vorstellung von den Wegen machen, die man hier zu Lande bereisen muß, und von den unermeßlichen Schwierigkeiten, die es hier zu überwinden giebt. Damit man sich nur einigermaßen einen Begriff von dieser Art zu reisen machen könne, wollen wir annehmen, daß jemand plötzlich in einen Urwald von unbekannter Ausdehnung versetzt wird, den nie ein menschlicher Fuß betrat, der aber von Wild wimmelt, und dessen Boden so locker und elastisch ist wie auf Englands Sanddünen; dazu noch ein Paar schwere Wagen, von der Größe der Steinkohlenwagen, die man auf Londons Straßen sieht, nur noch viel stärker und plumper, und jeder derselben von sechzehn bis zwanzig halb gezähmten und widerspenstigen Ochsen gezogen. Sage dann zu ihm: „Durch diesen Wald geht der Weg; wie beschaffen er ist, weiß Niemand. Hilf dir, so gut du kannst; aber bedenke, daß deine Ochsen umkommen müssen, wenn du nicht wenigstens aller zwei bis drei Tage Wasser findest," — und laß ihn dann sein Glück versuchen!

Das größte Unglück, das uns hätte treffen können, wäre der Bruch einer Wagenachse gewesen, ehe wir noch den See erreichten. So oft die Wagen an einen Baum stießen, oder die Räder über einen Fuß hohen Stein hinweggingen, von dem sie mit einem donnerähnlichen Gekrach niederfielen, richtete ich mich auf und hielt den Athem zurück, bis die Gefahr überstanden und mein Herz einer entsetzlichen Last ledig war. Wir waren jedoch durch die Macht der Gewohnheit ziemlich gleichgültig gegen die Gefahren geworden, die uns umgaben, und konnten endlich ganz ruhig die Zerstörung betrachten, die jeden Augenblick unsere Wagen bedrohte.

Um die Mittagszeit am 5. April näherten wir uns mehr und mehr dem Omanbondè; aber, o wehe! wie wurden unsere Hoffnungen getäuscht! Mein Herz klopfte gewaltig vor gespannter Erwartung. Der träge Gang der Ochsen, die sich durch den tiefen Sand hindurchwürgten, war viel zu langsam für meine Ungeduld und meine aufgeregte Phantasie, und ich ging deßhalb ein ziemliches Stück des Weges voraus, begleitet von etwa einem halben Dutzend Damaras, als sich plötzlich die Gegend erweiterte und ich mich auf einer mäßigen Erhöhung befand, die sanft noch etwas abfiel, was mir das Bett eines ausgetrockneten Flusses zu sein schien.

„Da!" rief plötzlich einer der Eingeborenen, „da ist der Omanbondè!"

„Omanbondè!" wiederholte ich der Verzweiflung nahe. „Aber um Himmels willen, wo ist denn das Wasser?"

Ich konnte kein Wort weiter hervorbringen, so niedergeschlagen war ich, sondern setzte mich nieder und wartete auf die Wagen; dann zeigte ich auf das ausgetrocknete Flußbett und sagte zu Galton, was er da vor sich sehe, das sei der See.

„Unsinn!" antwortete er. „Das ist blos ein Ende, ein Zipfel von ihm, was Du da siehst."

Wir gingen in das Flußbett hinab und setzten den Weg eilig ungefähr eine englische Meile weit in westlicher Richtung fort, worauf wir bei einer Krümmung eine große mit grünem Gras bewachsene Fläche entdeckten. Bei diesem Anblick erwachte unsere Hoffnung wieder auf einen Augenblick; aber schon den nächsten verschwand sie wieder, denn wir fanden, daß unsere Damaras unter dem Rohre Wasser suchten.

Die Wahrheit drängte sich uns endlich auf. Wir waren wirklich am Omanbondè, dem See der Flußpferde. Doch fühlten wir uns alle sehr niedergeschlagen. Lange waren wir außer Stande, unseren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Erst betrach-

teten wir das Rohr und die Binsen vor uns, und dann blickten wir einander an mit stummem Staunen und Verwunderung. Ein ausgetrockneter, wasserloser Sumpf, etwas mehr als eine englische Meile lang, und ein mit Rohr bewachsener Fleck Landes war die einzige Belohnung für monatelange Mühe und Unruhe!

Vierzehntes Kapitel.

Flußpferde im Omanbondè. — Beschreibung der Vegetation u. s. w. — Mangel an Wild. — Kampf zwischen einem Elephanten und einem Rhinoceros. — „Vorwärts oder rückwärts!" — Günstige Nachrichten vom Ovambo-Lande. — Wir beschließen dahin zu reisen. — Recognoscirung. — Abreise vom Omanbondè. — Der Verfasser schießt eine Giraffe. — Prächtige Luftspiegelung. — Die Fächerpalme. — Unser Wegweiser läuft davon. — Ankunft in Okamabute. — Mißglückte Elephantenjagd. — Vegetation. — Unglück mit den Wagen. — Wir müssen auf Ochsen weiter reisen. — Die Expedition verirrt sich. — Baboon Fountain. — Zusammentreffen mit dem Ovambo-Volke; ihr Aussehen u. s. w. — Zurückkunft in das Lager. — Ein Elephant geschossen. — Entdeckung einer merkwürdigen Pflanze. — Unsittlichkeit. — Betrachtungen.

Obgleich das Becken des Omanbondè jetzt trocken war, sah man doch deutlich, daß es vor kurzem noch viel Wasser enthalten haben mußte. Es war auch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es hier Flußpferde gebe.

Wenn wir mit der Geographie dieser Gegend genauer bekannt werden würden, glaubten wir uns das Phänomen zur Zufriedenheit erklären zu können. Von (oder nach) dem tiefen muldenförmigen Bassin des Omanbondè z. B. führt ein eigenthümlicher Kanal in östlicher Richtung, Omuramba*)-k'Omanbondè

*) Omuramba bedeutet in der Damarasprache einen Kanal, in dem sich Gras und Wasser findet.

genannt, welcher aus einer Reihe großer Vertiefungen besteht, die dem Omanbondè fast gleich sind. Wir glaubten, daß dieser Kanal, an den sich bald darauf der Omuramba-k'Omatako anschließt, mit einer großen permanenten Wasserſammlung in Verbindung stehe, wo sich eine Unzahl Flußpferde fanden. In der Jahreszeit, in welcher reichlich Regen fällt, füllen sich diese Vertiefungen oder Löcher und behalten das Wasser wahrscheinlich von einer Regenperiode bis zur andern, wodurch es auch den Thieren möglich wird, sich ganz nach Belieben nach dem Omanbondè zu begeben. Durch solche Omurambas haben sie sich den Weg südlich sogar bis Schmelen's Hope gebahnt. Nach einer Angabe von Jonker Afrikaner soll sich daselbst ein Flußpferd gezeigt, aber durch eine plötzliche Ueberschwemmung des Swakop sein Leben verloren haben. Der todte Körper desselben wurde an der Mündung des Tjobis ausgeworfen, wo er die Ueberreste gesehen hatte.

Bei dem ersten Blicke auf das Damara-Land würde ein Unerfahrener, wie Mr. Galton sich ausdrückt, „ebenso gut glauben können, daß ein Flußpferd quer durch die Wüste Sahara wandern könne, wie vom Omanbondè nach dem Tjobis." Die Sache läuft aber dahinaus, daß nach starken Regengüssen dieses Land sich von seinem normalen Zustande ebenso unterscheidet wie ein trocknes Meeresufer von dem zur Zeit der Springfluth.

Dieses Jahr war wenig oder gar kein Regen am Omanbondè gefallen, der in Folge dessen ausgetrocknet war und keinen interessanten Anblick gewährte. Auf dem Boden des Sees entdeckten wir jedoch mehrere Bäume, welche nebst den Ueberresten von Damara-Dörfern bestätigten, daß dieser sogenannte See zu Zeiten von den Eingeborenen fleißig besucht wurde.

Die Vegetation blieb ganz dieselbe wie bisher, nur wurden die mit dornigen Bäumen und Sträuchern besetzten Strecken wo möglich noch dichter und unangenehmer. Das Einförmige der

Scenerie wurde jedoch durch schöne Gruppen von Kameel-doorn unterbrochen.

Wild war ziemlich selten, obwohl ich einige „rothe Böcke" (Pallahs) und Kudus erlegte. Spuren von Giraffen, Rhinoceros und Elephanten waren jedoch reichlich vorhanden; indeß war ich nicht so glücklich, eins dieser Thiere zu treffen.

Man sagt, daß manchmal ernstliche Streitigkeiten zwischen den beiden zuletzt genannten Thieren stattfinden, und obwohl der Elephant von Natur dem Rhinoceros an Kraft weit überlegen ist, so ist doch der letztere wegen seiner Geschwindigkeit und unerwarteten Bewegungen ein nicht zu verachtender Gegner. Man kennt sogar Beispiele, daß beide Kämpfer fielen. Am Omanbondè hörten wir, daß ein solcher Kampf kurz vor unserer Ankunft stattgefunden hatte. Ein Rhinoceros, das einen Elephanten traf, machte einen rasenden Angriff auf diesen und stieß sein langes, scharfes Horn mit solcher Kraft ihm in den Bauch, daß es nicht wieder davon loskommen konnte; als der Elephant zusammenstürzte, zerschmetterte er zugleich seinen Gegner.

Als Galton eines Tages in der Umgegend des Omanbondè herumwanderte, stand er plötzlich einem Löwen gegenüber, der ihm viel Furcht eingeflößt haben muß; er gestand ganz aufrichtig, daß, weil er nur mit einer Büchse bewaffnet war, „er es gern gesehen hätte, wenn er nur mit dem Fernrohr sichtbar gewesen wäre."

Sobald wir uns etwas von unserer getäuschten Hoffnung erholt hatten, begannen wir ernstlich unsere Lage zu überdenken und Pläne für die Zukunft zu machen. Noch einmal standen wir da ohne ein bestimmtes Ziel. Mehrmals dachte mein Freund daran, von allem weiteren Vordringen abzusehen, und obwohl es wahrscheinlich war, daß wir in solchem Falle ganz sicher nach Hause kommen würden, war es doch auch gewiß, daß wir nicht viel Ehre mit dem einlegen würden, was wir ausgerichtet hat-

ten. Wenn wir andererseits unsere Reise nach Norden fortsetzten, mußten wir uns allerlei Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzen. Wir wußten aus Erfahrung, daß wir bei unserer langsamen Art zu reisen in mehreren Monaten eine verhältnißmäßig nur kurze Strecke zurücklegen könnten. Während dieser Zeit würden wahrscheinlich alle Wassersammlungen und Tümpel, welche jetzt noch Wasser enthielten, ausgetrocknet sein, wobei wir für uns und unser Vieh den sichern Tod vor Augen hatten. Außerdem fingen unsere Leute an, den Muth zu verlieren, und wünschten umzukehren. Hierin lag jedoch nur die geringere Schwierigkeit, da sie jetzt ebenso sehr von uns abhingen, als wir von ihnen, denn ein breiter Streifen wilden, ungastlichen Landes trennte uns von dem nächsten Orte, an dem es civilisirte Menschen gab.

Von Jonker Afrikaner und mehreren anderen Seiten hatten wir bereits gehört, daß ziemlich weit nach Norden hinauf ein Volk wohne, Ovambo genannt, welches in mehrfachem Verkehr mit den Damaras stand, bei denen es Vieh gegen Eisenwaaren eintauschte. Dieses Volk trieb auch Ackerbau, hatte feste Wohnsitze und sollte betriebsam, ehrlich und zuverlässig sein. Die Damaras sprachen mit vielem Vergnügen von der Gastfreiheit und Freundschaftlichkeit der Ovambos gegen Fremdlinge und schilderten sie als ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk, das von einem einzigen Häuptling oder König regiert werde, mit Namen Nangoro, den sie sich als einen wahren Riesen vorstellten. Ueber die Entfernung dieses Landes von dem Orte, wo wir uns eben jetzt befanden, gaben sie uns ebenso unbestimmte, widersprechende und unbefriedigende Aufschlüsse, wie wir deren in Bezug auf die Lage des Omanbondè erhalten hatten. Aus verschiedenen Gründen wurden wir endlich bewogen, es zu versuchen, jenes interessante Land zu erreichen, was auch geschehen mochte.

Da wir uns in Betreff des vorhandenen Wassers, der Landesbeschaffenheit u. s. w. nicht auf die Angaben der Eingeborenen verlassen konnten, sahen wir es für nöthig an, ehe wir unser jetziges Lager verließen, eine kurze Recognoscirungsexpedition vorzunehmen, um mit eigenen Augen zu sehen und zu urtheilen.

Begleitet von einigen Männern, unternahm daher Mr. Galton einen Ausflug zu Pferde nach Norden zu, um zu erfahren, wie weit Wagen den Weg, den wir zu nehmen beabsichtigten, benutzen konnten. Nach drei Tagen kam er Abends wieder bei uns an, nachdem er sich von der Ausführbarkeit überzeugt hatte. Er hatte mehrere Dörfer von Eingeborenen bewohnt angetroffen, und wenn er auch nicht eben auf schmeichelhafte Weise aufgenommen worden war, beschloß er doch ohne Aufenthalt die Reise anzutreten.

Keiner der Damaras, die wir von Barmen her bei uns hatten, gestand, etwas von dem Lande zu wissen, nach welchem wir jetzt reisten. Der Wegweiser, den wir uns ein Stück südlich vom Omanbondè verschafft hatten, sagte, daß er den Weg dahin wohl kenne, und unternahm es, uns den Weg nach Ovambo zu zeigen, unter der Bedingung, daß er ein Kalb als Belohnung bekäme. Galton ging mit Vergnügen auf seinen Wunsch ein, war aber so unklug, ihm den bedungenen Lohn vorauszugeben.

Zeitig am Morgen, den 12. April, nahmen wir von den ungastlichen Ufern des Omanbondè Abschied. Einige Stunden lang gingen wir dem Omuramba parallel und nahmen dann eine mehr östliche Richtung.

Im Verlauf des Tages sahen wir große Heerden Giraffen, und eben als es dunkel wurde, schoß ich noch ein schönes, ausgewachsenes Weibchen, eine willkommene Gabe für unsere Vorrathskammer. Ehe der todte Körper noch kalt war, machten sich zwanzig bis dreißig Mann schon darüber her, ihn in Stücke zu

zerreißen. Wie es die Damaras in solchen Fällen zu thun pflegen, dachten sie nicht an den Schlaf, sondern schmausten die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen darauf waren wir Zeugen einer prachtvollen Luftspiegelung. Seen, Wälder, Berge u. s. w. traten vor unsere Augen und verschwanden ebenso schnell wieder.

Später am Tage hatten wir die Freude, eine große Menge Palmen zu sehen, die Anzeichen eines besseren Landes, die uns eine angenehme Ueberraschung waren und ein unfreiwilliges Lächeln auf allen Gesichtern hervorlockten. Es mußte uns in Erstaunen setzen, daß eine so geringe Veränderung in der Landschaft auf unsere Sinne eine so freudige und erfrischende Wirkung hatte. Aus der Entfernung schien es uns, als bildeten die Palmen einen ausgedehnten und zusammenhängenden Wald; aber als wir näher kamen, fanden wir, daß die einzelnen Bäume sehr weit von einander standen. Sie waren riesengroß und sehr schön; jeder Zweig sah wie ein Fächer aus, und wenn sie leise vom Winde bewegt wurden, machten sie einen unbeschreiblichen Eindruck.

Diese Palmenart ist, soviel ich weiß, der Wissenschaft ganz neu*). Ihre Frucht ist ungefähr so groß wie ein Apfel und dunkelbraun von Farbe; der Kern ist hart wie Stein und dem Elfenbein nicht unähnlich. Ihr Geschmack soll bitter sein; aber weiter im Norden (wo, wie der Leser bald finden wird, wir solche Bäume in großer Menge trafen) war sie recht wohlschmeckend. Da der Stamm so hoch und gerade ist, kann man die Frucht nur schwer bekommen. Was unser Wegweiser uns sagte, ehe wir Barmen verließen, daß wir einen Baum sehen würden, dessen Frucht nicht anders zu bekommen sei, als wenn man sie mit einem

*) Bei seiner Ankunft in England schenkte Mr. Galton dem botanischen Garten in Kew einige Exemplare dieser Frucht; aber alle Versuche, Bäume daraus zu ziehen, sollen vergeblich gewesen sein.

Kierie herunterschlüge, war uns nun wohl begreiflich. Schwerer war es; etwas zu finden, das anderen Angaben von ihm ent-

Fächerpalme*).

sprach, daß es nämlich ein Volk geben sollte, das auf Bäumen wohne, und ein anderes, dem es an Gelenken in den Gliedern

*) Die schöne Zeichnung, nach welcher oben stehender Holzschnitt kopirt ist, bekam ich von meinem hochgeachteten Freunde, dem Major Garden. Sie stellt die Art der Fächerpalme vor, welche an der Natal-Küste wächst, und im Allgemeinen mit der Art übereinzustimmen scheint, die wir selbst sahen. An Größe ist sie gleichwohl bedeutend geringer, da der Major angiebt, daß die an der Natal-Küste wachsenden Fächerpalmen wenig über funfzehn Fuß hoch werden, wogegen wir nicht selten Bäume von funfzig und mehr Fuß Höhe trafen.

fehle, obgleich die Leute nichtsdeſtoweniger die für einen hohen Grad von Verfeinerung ſprechende Sitte haben, die Speiſen einander mit den Zehen in den Mund zu ſtecken.

Am Abend deſſelben Tages kamen wir an ein Damara-Dorf, das Mr. Galton ſchon beſucht hatte, und ſchlugen nahe dabei unſer Lager auf. Ehe wir es erreichten, war unſer Wegweiſer davongelaufen, und hatte außer dem Kalbe, das er als Lohn bekam, auch noch eine Pferdedecke mitgenommen, die er von Timbo geliehen.

Am folgenden Morgen, als ich eben von einer glücklichen Jagd nach dem Dorfe zurückkehrte, bemerkte ich eine ungewöhnliche Thätigkeit unter den Eingeborenen, begleitet von dem gräßlichſten Geheul, dem wildeſten Geſchrei und Klirren ihrer Aſſegais. Ich vermuthete als Grund dieſes Lärmes, daß Buſchmänner auf das Vieh der Damaras einen Angriff gemacht haben mochten; aber bei näherer Erkundigung ergab ſich, daß die Damaras durch die Ankunft einiger Leute aus einem in der Nähe befindlichen Kraal erſchreckt worden waren, welche eine Schafheerde mit Gewalt zurückholen wollten, die der Häuptling unter dem Vorwande der Hungersnoth in Beſchlag genommen hatte.

Die Nachricht von unſerer Ankunft hatte ſich nun überall hin verbreitet, und die Damaras ſammelten ſich von allen Seiten her, um die weißen Fremdlinge zu ſehen. Einige von ihnen verſprachen uns zu ihrem großen Häuptling, Tjopopa, zu führen, der in Okamabuti wohnte, ein Ort, der auf unſerem Wege nach dem Lande der Ovambos lag.

Als wir zu Tjopopa unterwegs waren, erzählte man mir mancherlei von dem Vater eines unſerer Begleiter, welcher ein durchtriebener Schelm geweſen zu ſein ſchien. Er hatte viel Freundſchaft für die Ovambos an den Tag gelegt, die er in Ruhe und Frieden durch ſein Gebiet ziehen ließ; aber als ſie einſt mit

einer bedeutenden Viehheerde wiederkamen, überfiel er sie ganz unerwartet und nahm ihnen ab, was sie mit vieler Mühe sich verschafft hatten. Als diese verrätherische Handlungsweise Nangoro bekannt wurde, sandte dieser sogleich eine Schaar ab, um die Räuber zu züchtigen, und dies geschah so nachdrücklich, daß seit diesem Tage Niemand es gewagt hat, die Ovambos in ihrer friedlichen Beschäftigung irgend zu beeinträchtigen. Sie standen jetzt auch wirklich in hohem Ansehen bei den Damaras, die es sich sehr angelegen sein ließen, mit ihnen die Freundschaft aufrecht zu erhalten.

Man erzählte, daß sich nordwärts Elephanten in Menge fänden, und die Damaras machten uns auf einige mit Wald bewachsene Höhen aufmerksam, wo, wie sie sagten, „die Elephanten in so dichten Schaaren gingen wie die Viehheerden." Sie pflegten manchmal bei Nacht in die Dörfer zu kommen, in welchem Falle die Einwohner sogleich aus ihren Wohnungen flüchteten.

Den 15. April machten wir uns wieder auf den Weg, und schon am nächsten Tage verloren wir die Palmen ganz aus dem Gesicht und sahen fast erst nach Verlauf eines Monats einen solchen Baum wieder.

Am 17. kamen wir nach Tjopopa's Kraal. Man erzählte, daß dieser mit Hülfe seines Freundes Nangoro ein Häuptling ersten Ranges geworden sei. Soviel ist gewiß, daß er jetzt in größtem Ueberflusse lebte, obgleich er, wie mancher andere, der an irdischen Gütern Ueberfluß hat, außerordentlich geizig war. Die Knauserei eines Geizhalses wächst in demselben Verhältnisse, als sein Eigenthum zunimmt.

Okamabuti kann man als die nördliche Grenze des Damara-Landes ansehen. Es liegt am Fuße der waldigen Höhen, die man uns als Aufenthaltsort der Elephanten nannte, und die ganze Gegend ringsum trug auch deutliche Spuren von der

zerstörenden Thätigkeit dieser Thiere. Der Ort war reich an Wasser, das aus Kalksteinen hervorquoll.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Okamabuti begaben wir uns auf eine Jagdexpedition in nordöstlicher Richtung, um Elephanten aufzusuchen; aber obgleich wir ihre Spuren fanden und diesen den ganzen Tag nachgingen, konnten wir doch die Thiere selbst nicht auffinden. Wiewohl sonach unser Zweck nicht erreicht wurde, hatte doch diese Promenade viel Angenehmes. Die Scenerie war uns neu und nahm in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit auf sich. Manchmal kamen wir über Savannen, deren Gras unsere Köpfe überragte, obwohl wir auf Ochsen saßen, und an anderen Stellen ritten wir durch prächtige Wälder und unter hohen Bäumen mit geraden Stämmen und dunklem Laube*), passend zum Aufenthalt für die wunderbarsten Wesen der lebenden Natur.

Einige Tage später wurden wir von einem Mißgeschick heimgesucht, das wir längst befürchtet hatten. Um den Elephanten nahe zu kommen und Jagd auf sie zu machen, sobald uns der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein schien, hatten wir beschlossen, unser Lager nach einer Quelle zu verlegen, einige Stunden nach Nordosten hin, wo diese Thiere sich in großer Menge einzufinden pflegten. An demselben Morgen, an dem wir aufbrachen, und nur wenige hundert Schritte weit gekommen

*) Diese Wälder bestanden namentlich aus solchen Bäumen, die man in der Kapcolonie Stink-hout, d. h. Stinkholz nennt, und die diesen Namen von dem unangenehmen Geruch haben, der auch dann nicht vergeht, wenn das Holz ausgetrocknet ist. Der Textur und Schattirung nach gleicht es dem Wallnußbaum, obgleich es im Aeußern der Eiche ähnlich ist. Wenn ich mich nicht ganz irre, wird dieser Baum von den Botanikern Quercus africana genannt, und dann müßte dies die einzige Eichenart sein, die auf dem afrikanischen Continent einheimisch ist. Sie soll das beste Holz in Südafrika geben und eignet sich ganz besonders für mancherlei Zwecke, z. B. für Wagen, Büchsenschäfte, als Schiffbauholz u. s. w.

waren, stieß unser erster Wagen an einen Baumstumpf so heftig an, daß die Vorderachse ganz und gar zersplitterte. Dieser Umstand war natürlich ein wahres Unglück; aber doch hatten wir allen Grund, dafür dankbar zu sein, daß das Unglück eben da geschah, wo es geschah. In dieser Gegend zeigten die Eingeborenen sich uns freundlich gesinnt. Wasser und Weide fand sich in Menge; sogar passendes Holz, um den Schaden wieder gut zu machen, war in der nächsten Nähe zu finden.

Einige Tage würden möglicherweise hingereicht haben, um den Wagen wieder einigermaßen in Stand zu setzen; aber wir hatten eine Reise von mehreren Monaten vor uns, weßhalb die Arbeit mit der größten Sicherheit und Zuverlässigkeit gemacht werden mußte, und das bloße Austrocknen des Holzes würde mehrere Wochen gedauert haben. Keiner von uns hatte Erfahrung im Zimmermanns-Handwerk; aber Hans war trotzdem der praktischste Mann unter uns und nahm die ganze Sache auf sich. Die Reise zu den Ovambos aufzuschieben, bis die Wagen in Ordnung waren, daran konnte gar nicht gedacht werden. Die Jahreszeit war weit vorgeschritten, jeder Tag war von der größten Wichtigkeit, und um Zeit zu sparen, wurde daher beschlossen, die Wagen zurückzulassen, während Galton die Reise ohne weiteren Aufschub mit den Pack- und Reitochsen fortsetzen sollte.

Sobald wir diesen Beschluß gefaßt hatten, war es unsere erste Sorge, uns genaue Nachrichten über die Entfernung, die Anzahl der mit Wasser versehenen Orte u. s. w. zu verschaffen; aber die Damaras verleugneten ihre Natur nicht, und obgleich wir mehrere Tage darauf verwendeten, sie auszuhorchen, kamen wir doch damit nicht weiter als vorher. Tjopopa selbst zeigte sich sehr zurückhaltend und wollte uns keinen Wegweiser, noch überhaupt irgend einen Aufschluß geben. Er sagte jedoch, daß er eine Handelskarawane vom Ovambo-Lande erwarte und zwei-

fele nicht daran, daß, wenn wir ihre Ankunft erwarten wollten, wir mit Hülfe dieser Karavane in ihr Land gelangen würden. Aber auf einen Damara konnte man sich nicht verlassen.

Während wir in dieser Verlegenheit waren, bot sich uns ein Mann unerwartet als Wegweiser an. Ohne näher zu untersuchen, wie weit er den Weg genau kenne, nahmen wir schnell sein Anerbieten an und zögerten nicht einen Augenblick, die Reisevorbereitungen zu treffen. Um es kurz zu sagen: wir machten uns also auf den Weg; aber unser Wegweiser selbst wußte sich auf einmal nicht mehr zu helfen, und nachdem wir mehrere Tage lang herumgewandert waren und während dem, abgesehen von den physischen Entbehrungen, die größte Angst ausstanden, hatten wir schon fest beschlossen, nach Okamabuti zurückzukehren, als wir zufällig mit einigen Buschmännern zusammentrafen. Unsere beiden hottentottischen Dolmetscher hatten wir bei den Wagen zurückgelassen, konnten aber doch den Buschmännern unsere Wünsche und Bedürfnisse begreiflich machen. Nach langer Unterredung unternahmen es zwei von ihnen, uns an ein großes Wasser in der Nähe zu begleiten, von dem uns die Damaras mehrmals gesprochen hatten. Die Buschmänner wollten die Nacht in ihrem eigenen Kraal zubringen, aber wir waren so oft betrogen worden, daß wir es beschlossen, uns ihrer Dienste genau zu versichern, und deßhalb nicht zuließen, daß mehr als einer sich von uns entferne. Der andere sollte die Nacht über bei uns bleiben, und aus besonderer Vorsicht kamen Galton und ich dahin überein, die ganze Nacht hindurch abwechselnd den Mann zu bewachen.

Bei unseren Wanderungen zwischen den Bergen kamen wir zu einer Reihe Brunnen, die wir Baboon-Fountain (d. h. Pavianquelle) nannten, weil es in ihrer Nähe von Pavianen förmlich wimmelte. Der eigentliche Name des Ortes war Otjikango.

Diesen Ort verließen wir am 2. Mai früh und unsere

freundschaftlichen Buschmänner zeigten uns den Weg. Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir von etwa drei bis vier Mann eingeholt wurden, die unsere Damaras sogleich als Leute aus dem Ovambo-Lande erkannten, und die auch aus der Gegend kamen, die wir so eben verlassen hatten. Sie gehörten zu der erwähnten Karavane, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß wir über das Zusammentreffen sehr erfreut waren. Ganz gegen Gewohnheit hatten diese Leute den kürzern Weg gerade über die Höhen eingeschlagen, und auf diese Weise waren wir einander begegnet. Als die Ovambos zu unserm Lager kamen, und unbekannte Spuren, sowie unser Wachfeuer noch brennend fanden, wurde ihre Neugierde in hohem Grade rege, und sie sandten sogleich die Leute, die wir eben getroffen hatten, ab, um uns zurückzuholen. Dies war uns nicht eben angenehm; aber in der Hoffnung, bei ihnen einen Wegweiser zu finden, ließen wir es uns gefallen, und wollten später unsere Reise fortsetzen.

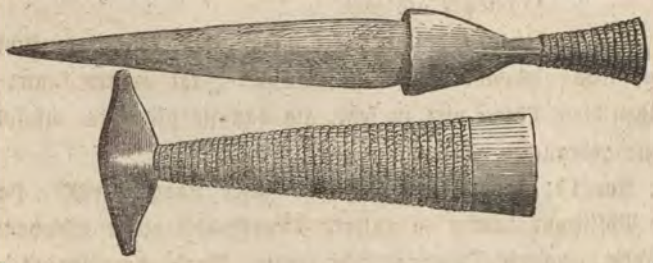
Diese Karavane bestand aus dreiundzwanzig Personen, alle ganz schwarz, riesig groß und stark gebaut, aber auffallend häßlich und wenig bekleidet. Ihr Aeußeres verrieth Entschlossenheit und Selbstständigkeit. Als wir ihnen unsere Absicht und unsern Wunsch mittheilten, einen Wegweiser zu erhalten, der uns bis in ihr Land begleite, sagten sie nicht nur nein dazu, sondern wurden auch sehr zurückhaltend und verschlossen. Sie versprachen jedoch, wenn wir mit ihnen zu Tjopopa's Residenz zurückkehrten und warteten, bis sie ihre Waaren abgesetzt hätten, so könnten wir sie dann in ihr Land begleiten. Sie versicherten außerdem, daß jeder Versuch unsererseits, die Reise allein vorzunehmen, von sicherem Untergange begleitet sein würde; denn wenn wir auch Wasserquellen träfen, deren es nur wenige und in ziemlicher Entfernung von einander gebe, würde uns doch ihr Häuptling nicht aufnehmen, wenn er nicht im Voraus von unserer Ankunft unterrichtet wäre. Wir dachten, es sei ihnen mit diesem stolzen Tone

nicht so ernst, und lachten sie anfangs aus, aber sie blieben unbeweglich. Vorstellungen halfen nichts, und wir sahen bald ein, daß diese Eingeborenen andern Schlages waren, als jene, mit denen wir bisher zu thun gehabt hatten. Nach reiflicher Ueberlegung fanden wir es auch nicht mehr als billig, daß sie uns erst kennen lernen müßten, ehe sie uns in ihr Land einführten. So machten wir denn aus der Noth ein Gesetz und gingen auf ihren Vorschlag ein. Kaum war dies geschehen, so verschwand all ihr Mißtrauen und ihre Verschlossenheit, und in kürzester Zeit waren wir die besten Freunde.

Mr. Galton schenkte ihnen Fleisch, worauf sie großen Werth legten. Ihr einziges Lebensmittel zu dieser Zeit war, wie wir sahen, eine Art Getreide, dem Kafferkorn ähnlich (Holcus caffrorum), das sie in ledernen Beuteln mit sich führten. Die Körner wurden entweder halbgekocht bloß in Wasser aufgeweicht, oder gewöhnlicher zum Theil gequetscht und dann in einen dicken Brei verwandelt. Sie schenkten uns eine ziemliche Anzahl Beutel voll, die wir sehr gern annahmen, da wir des immerwährenden Fleischessens ganz überdrüssig waren. Mehrere Damaras wurden auch mit einem Gericht aus in Wasser erweichtem Korn bewirthet; aber ehe sie es annehmen durften, mußten sie (ich weiß nicht warum) sich der Ceremonie unterwerfen, daß einer von den Ovambos ihnen Wasser aus seinem Munde in's Gesicht spritzte. Die Ovambos nehmen stets Salz zu ihren Speisen, was bei den Damaras nicht der Fall ist. Sobald sie ihr einfaches Mahl verzehrt haben, werden die Pfeifen, die sie selbst fertigen, hervorgeholt und, nachdem sie einige Züge daraus gethan, wird gesungen. Einer aus der Gesellschaft beginnt diesen Gesang und die übrigen fallen im Chore ein. Es ist dies zwar sehr eintönig, aber doch nicht gerade unangenehm.

Pfeife.

Die Ovambos waren mit Bogen und Pfeilen, Assegais und Kieries bewaffnet; aber die beiden erstgenannten Waffen waren kleiner als bei den Damaras. Ihre Bogen waren außerdem von einem Holze gefertigt, Mohama genannt, das im natürlichen Zustande auf einer Seite platt ist, und so bis auf einen gewissen Grad die nothwendige Form schon hat.



Dolch und Scheide.

Die Pfeile sind im Allgemeinen mit beinernen oder eisernen Spitzen versehen, werden aber selten vergiftet. Den Köcher trägt man unter dem linken Arm an einem Riemen, der über die rechte Schulter geht. Außer den erwähnten Waffen haben sie noch Dolche mit ledernen Scheiden, welche geschmackvoll mit Kupferdraht umwunden sind.

Zimmerarbeiten kommen selten bei den Ovambos vor. Die hier abgebildete, grob gearbeitete Axt ist fast das einzige Werkzeug, das ich bei ihnen fand.

Axt.

Ihre Handelsartikel waren Speerspitzen, Messer, Ringe, Kupfer- und Eisenkügelchen u. s. w., alles sehr grob gearbeitet, so daß ich mich wunderte, wie sie ihre Nachbarn überreden konnten, solchen Plunder zu kaufen. Aber doch war alles theuer; eine halbfertige Assegaispitze oder eine Elle Kügelchen z. B. wurden regelmäßig mit einem Ochsen bezahlt.

Dieſe Handelsartikel trugen ſie in kleinen viereckigen Körben aus Palmblättern, welche an den beiden Enden der langen glatten und elaſtiſchen Stange aus Palmbaumholz hingen, die jeder Mann über der Achſel trägt. Ihre Waaren, Speiſe- und Waſſervorräthe machten eine ſehr große Laſt aus, und doch reiſten ſie ſchneller als wir.

Korb.

Sie verſtehen es nicht, die Ochſen zum Tragen abzurichten, oder, was vielleicht mit mehr Grund geſagt werden kann, ſie ſchätzen dieſe Thiere viel zu ſehr, als daß ſie dieſelben auf ſolche Weiſe gebrauchen ſollten.

Am 14. Mai kehrten wir in unſer Lager zurück. Hans und Philippus hatten in unſerer Abweſenheit einen Elephanten getödtet, was die Damaras ſehr freute, die in der Gegend von Okamabuti ſich in großer Anzahl geſammelt hatten. Zu unſerem großen Aerger ſahen wir, daß unſer Vieh ſehr mager wurde, ſtatt in Folge der Ruhe zuzunehmen. Wir erklärten es uns aus dem Graſe, das herb von Geſchmack war, und von dem Wechſel der Weide im Allgemeinen. Das Vieh der Eingeborenen war an Gras aller Art gewöhnt und empfand keinen Nachtheil davon. Schafe kommen jedoch hier nicht fort.

Während wir auf die Zurückkunft der Ovambo-Kaufleute warteten (ſie hatten ſich, den Vornehmſten unter ihnen, Chikor'onkombè, ausgenommen, in kleinen Geſellſchaften zu zwei bis drei Mann über die Gegend zerſtreut), verwendete ich die Zeit darauf, das umliegende Land fleißig zu durchſuchen und mich mit ſeinen Naturerzeugniſſen bekannt zu machen; ich war auch ſo glücklich, meine Sammlung mit manchen ſchönen Exemplaren an Vögeln und Inſekten zu bereichern.

Die Eingeborenen konnten gar nicht begreifen, warum ich auf dieſe Weiſe Vögel und andere naturhiſtoriſche Gegenſtände ſammelte; und eines Abends, als ich in das Lager zurückkehrte,

brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, als ich ihnen den Inhalt meiner Jagdtasche zeigte. Diese meine Leidenschaft, zusammengenommen mit meinem Namen, den sie nicht aussprechen konnten, veranlaßte sie, mich Karabontera, d. h. Vögeltödter, zu nennen, unter welcher Benennung ich jetzt im Lande allgemein bekannt bin.

Die Vegetation in Okamabuti war üppig und großartig; aber immer noch verfolgten uns die Dornbüsche. Die Höhen waren mit Schlingpflanzen, niedrigen Büschen und aromatischen Kräutern bedeckt. Euphorbia candelabrum fand sich in großer Menge.

Ich entdeckte ein eigenthümliches Gewächs mit einer sehr großen und saftigen Wurzel, das ungefähr einen Fuß über die Erde emporragte. Dasselbe hatte zwei bis drei riesengroße Blätter und die Frucht war der Weintraube sehr ähnlich, so daß, als ich das erste Mal einige Trauben mit in's Lager brachte, die Leute glaubten, daß ich Weinstöcke gefunden hätte; doch war die Frucht nicht eßbar und die Eingeborenen behaupteten sogar, sie sei giftig.

Außerdem wuchs hier noch ein Baum mit säuerlicher Frucht, die einem Apfel ähnlich sah, aber einen harten Kern hatte, etwa wie die Pflaumen. Bei der Hitze war die Frucht außerordentlich erfrischend und wohlschmeckend.

Während unseres Aufenthalts in Okamabuti starb Tjopopa's alte Mutter, und nach einer lobenswerthen Sitte ertönte einen ganzen Tag lang das Trauergeheul der Weiber. Dabei schlachtete und opferte man ganze Massen von Vieh.

Tjopopa konnte ganze Tage in unserem Lager zubringen, ohne das mindeste vorzunehmen, aber bettelte um alles, was er sah. Wie alle Damaras, war er in den Tabak ganz vernarrt und hätte sich zu allem brauchen lassen, wenn er nur das narkotische Kraut schmauchen konnte. Er war übrigens bescheiden

und nachgiebig, aber im höchsten Grade karg und geizig. Wir mußten uns durchaus Vieh verschaffen und versäumten keine Gelegenheit, ihn mit unseren besten Handelsartikeln zu bewegen, uns Vieh zu verkaufen. Zierrathen aus Messing oder vergoldete Sachen verachtete er, warf aber verlangende Blicke auf eiserne und kupferne Gegenstände. Endlich wählte er sich von unseren Waaren für einen Ochsen Werth aus und nahm sie ganz ruhig mit sich fort. Als wir am nächsten Tage Geld verlangten, lachte er und entgegnete: „Ach, bei uns handelt es sich nicht um kaufen und verkaufen. Ihr werdet lange Zeit bleiben und viel Lebensmittel brauchen; die sollt Ihr von mir bekommen."

Wohl bekannt mit der Wahrheit des alten Sprüchwortes: „Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache," hätten wir ein unmittelbares Erfüllen unseres Wunsches weit lieber gesehen, als dieses unbestimmte Versprechen. Zum Schlusse wurden auch unsere Befürchtungen wahr. Der alte Schelm kümmerte sich weder um eine Bezahlung seiner Schuld, noch gab er uns Vieh, so nöthig wir es brauchten. Er ließ es nicht einmal dabei sein Bewenden haben. Unter dem Vorwande, für unsere Bedürfnisse zu sorgen, drängte er seine Leute, Ochsen und Schafe herbeizuschaffen, die er dann für sich selbst behielt.

Unser Freund Tjopopa war ein sehr sinnlicher Mensch und hatte, wie man sagte, nicht weniger als zwanzig Weiber; zwei von diesen waren zum Erstaunen Mutter und Tochter. Ich habe später gefunden, daß diese Sitte gar nicht ungewöhnlich ist bei diesem in moralischer Beziehung sehr niedrig stehenden Volke. Wenn ein Häuptling stirbt, gehen seine ihn überlebenden Frauen an seinen Bruder oder an seine nächsten Verwandten über.

Dichter und Menschenfreunde mühen sich vergeblich, um uns einzureden, daß wilde Völker, die mit Europäern keinen Um-

gang haben, in einem Zustande beneidenswerther Glückseligkeit und Unschuld leben, wobei Unkenntniß tugendhafte Einfalt, Armuth Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, Faulheit eine lobenswerthe Verachtung irdischer Güter ist. Man braucht nur einen einzigen Tag unter diesen Menschen zu leben, um zu finden, wie falsch diese Vorstellungen sind.

Funfzehntes Kapitel.

Abreise von Okamabuti. — Besuch eines Löwen. — Amulete. — Wir kommen wieder nach Baboon-Fountain. — Otjikoto; wunderbares Naturspiel; merkwürdige Höhle. — Die Eingeborenen können nicht schwimmen. — Fischreichthum in Otjikoto; unermeßliche Schwärme Tauben. — Panischer Schreck der Ovambos, als sie uns Vögel im Fluge schießen sehen. — Ankunft in Omutjamatunda. — Ein schmieriges Willkommen. — Enten und Vögel vom Geschlecht der Steppenhühner in großer Menge. — Der Verfasser in Gefahr zu verbrennen. — Salzkessel. — Ein zweites Paradies. — Gastfreundschaftliches Zusammentreffen. — Vegetation. — Patriarchalische Lebensweise. — Zahl der Bevölkerung. — Riesengroße Schweine. — Ankunft in der Residenz des Königs Nangoro.

Die Ovambos sagten uns, daß Nangoro's Residenz wenigstens vierzehn starke Tagereisen entfernt wäre, und wir wünschten deßhalb von ganzem Herzen, daß die Handelsleute bald zurückkommen möchten, damit wir unsere Reise fortsetzen könnten; sie blieben aber länger, als wir erwartet hatten. Nach und nach sammelten sie sich wieder bei Tjopopa's Kraal, und brachten ungefähr zweihundert Stück Vieh mit, das sie durch den Handel erworben hatten.

Den 22. Mai sagte uns Chikor'onkombè, ihr Anführer, daß alles zur Abreise fertig sei, und nachdem wir längst darauf

vorbereitet waren, ſetzte ſich die Karavane noch denſelben Nachmittag in Bewegung.

Wir brachten die Nacht bei einem von Tjopopa's Viehkraalen zu, nur wenige Stunden Wegs von Okamabuti, und hatten eben unſere Mahlzeit beendigt, als auf einmal unſere Leute zu dem Feuer herbeiſtürzten und riefen: „Ongeama!"

So war es auch. Ein Löwe hatte wahrſcheinlich im Gebüſch auf der Lauer gelegen, etwa zwanzig Schritt von unſerm Lager, bereit auf unſer Vieh herzufallen, wenn dieſes ſich ausbreitete, um zu weiden. Einer von den Männern, welche Brennholz ſammelten, hatte glücklicherweiſe den Löwen bemerkt, der ſich zurückzog, gewiß ſehr unwillig darüber, in ſeinem lobenswerthen Vorhaben geſtört worden zu ſein, denn er brüllte in einiger Entfernung die ganze Nacht hindurch. Als wir am folgenden Morgen einen von den Ovambos trafen, fragte ich, ob auch ſie von dem Löwen beunruhigt worden ſeien; als Antwort wies er nur auf ein Stückchen Holz, eine Art Amulet, das um ſeinen Hals hing, gleich als wollte er ſagen: „Glaubt Ihr, daß uns oder unſer Vieh etwas Schaden bringen kann, ſo lange wir dies in unſerm Beſitz haben?"

Auch die Damaras haben großes Zutrauen auf Amulete, welche gewöhnlich aus Löwen- und Hyänenzähnen, Thiereingeweiden, verſchiedenen Holzſtückchen u. ſ. w. beſtehen. Unſere eingeborenen Diener hatten, ehe wir Okamabuti verließen, verſchiedene Amulete für Eiſenkügelchen von Tjopopa's Lieblingsgemahlin gekauft, und auf dieſe Weiſe verſehen, glaubten ſie ſich gegen Gefahr und Mißhelligkeiten aller Art geſchützt.

Am 24. waren wir wieder bei Otjikango (Baboon-Fountain). Unſere Karavane wuchs, da kleine Geſellſchaften Eingeborener ſich nach und nach uns anſchloſſen, und wir fanden zu unſerm Erſtaunen, daß wir alle zuſammengenommen nicht weniger als hundertundſiebzig Seelen betrugen. Darunter waren nicht we-

niger als achtundsiebzig Damara-Frauen, die aus mehrfachen Ursachen sich uns anschlossen, einige, um Beschäftigung zu haben, andere in der Hoffnung, sich zu verheirathen, und noch andere, um ihre Leibchen aus Straußeneierschalen zu verkaufen, von denen im vierten Kapitel die Rede war. Diese Leibchen wurden von den Ovambo-Frauen auseinandergenommen, und die einzelnen Schnuren um den Leib geschlungen; als Entgelt dafür bekamen die Damaras Kügelchen, Tabak, Korn u. s. w.

Die Gegend zwischen Okamabuti und Otjikango war reich an Quellwasser und üppiger Vegetation. Otjikango selbst lag ganz pittoresk in einem Thale, zwischen hohen und steilen Hügeln, und war reich an Wasser, das an mehreren Stellen aus einer Art Sumpf ablief, der zur Regenzeit gewiß einen kleinen See bildete. Hier hielten wir uns nicht lange auf, sondern machten uns schon am nächsten Morgen zeitig wieder auf den Weg.

Otjikoto-Fountain.

Nach einem halben Tagemarsche waren wir plötzlich am Ufer des Otjikoto, einer der merkwürdigsten Vertiefungen auf der

Erdoberfläche, die ich je gesehen habe. Diese Vertiefung ist sozusagen in festem Kalkstein ausgehöhlt und, obwohl in tausendmal größeren Verhältnissen, nicht unähnlich den in Skandinavien so häufig vorkommenden Riesentöpfen (Jättegrytorna). Otjikoto ist ein Cylinder von ungefähr vierhundert Fuß Durchmesser und zweihundertfunfzehn Fuß Tiefe, wie wir mit der Lothleine ausmaßen, — d. h. vom Ufer, denn wir konnten die Tiefe nicht in der Mitte untersuchen, obwohl aller Grund zu der Ansicht vorhanden ist, daß dieselbe überall gleichförmig ist. Bis ungefähr dreißig Fuß unterhalb des Randes ist die Vertiefung mit Wasser gefüllt. *)

Otjikoto, „dieses wunderbare Spiel der Natur", liegt am nördlichen Ende der an mehreren Stellen unterbrochenen Höhen, die in der Nähe von Okamabuti beginnen, mitten in einem dichten Gehölz und so vollständig von demselben verdeckt, daß man in einer Entfernung von funfzig Schritt davon vorüber gehen kann, ohne es zu bemerken. Die steilen und mit Bäumen bewachsenen Ufer hindern das Vieh an das Wasser heranzutreten, und auch Menschen können diesem von der Natur selbst gegrabenen Brunnen nicht anders nahe kommen, als auf einem steilen und schwer zugänglichen Fußpfade. In Betreff der Höhe des Wassers konnte man keine Verschiedenheit bemerken, und die Ovambos sagten uns, daß der Wasserstand immer derselbe gewesen sei, so lange sie und ihre Väter sich zurückerinnern könnten. Man kann sich schwer vorstellen, wie und woher Otjikoto sein

*) Ich hätte bemerken sollen, daß, ehe wir Baboon-Fountain erreichten, wir eine Stelle, Orujo genannt, von ähnlicher Aushöhlung antrafen, obgleich in weit geringeren Verhältnissen. Sie bestand aus einem in Kalkstein ausgehöhlten, zirkelrunden Becken von neunzig Fuß Durchmesser und dreißig Fuß Tiefe. Zu dieser Zeit war kein Wasser darin und wir sahen, daß der Boden ganz oder fast ganz eben war. An mehreren Orten trafen wir andere solche Becken, doch kleiner als Orujo.

Wasser bekommt. Eine geräumige, nur vom Wasser aus sichtbare und zugängliche Grotte ist vielleicht das eigentliche Reservoir.

Galton und ich befriedigten erst unsere Neugier; dann aber, da wir nach einem Bade sehr großes Verlangen trugen, sprangen wir kopfüber in das tiefe Wasser. Die Eingeborenen standen ganz erschrocken dabei. Ehe wir Otjikoto erreichten, hatten sie uns mitgetheilt, daß, wenn ein Mensch oder ein Thier das Unglück hätte, in das Wasser zu fallen, sie unvermeidlich darin umkommen müßten. Wir leiteten diese Aeußerung von abergläubischen Vorstellungen her, fanden aber jetzt die wahre Erklärung. Die Kunst zu schwimmen war nämlich in dieser Gegend ganz unbekannt. Das Wasser war sehr kalt, und wegen der großen Tiefe wird die Temperatur wohl das ganze Jahr hindurch dieselbe sein.

Wir schwammen in die Grotte hinein, die ich schon oben kurz erwähnte. Die Durchsichtigkeit des tiefen meergrünen Wassers war höchst merkwürdig, und der Effekt unsäglich schön, welcher auf dem Wasserspiegel durch die Reflexion der krystallisirten Wände und des Daches der Grotte entstand. An dieser heimlichen Stelle hatten zwei Eulen und eine Unmasse Fledermäuse ihre Wohnung. Ich näherte mich einigen der letztern, die ich fest auf den Klippen sitzen sah, und fand zu meiner Verwunderung, daß sie todt und vielleicht schon mehrere Jahre hier waren; wenigstens sahen sie ganz wie Mumien aus.

Otjikoto war reich an Fischen, die mit dem Barsch Aehnlichkeit hatten; doch waren die, welche wir fingen, nicht länger als ein Finger. Eines Tages hatten wir mehrere Dutzend solcher kleiner Fische zu Mittag und fanden sie sehr wohlschmeckend.

Früh und Abends wurde Otjikoto von einer unglaublichen Menge Tauben besucht, die zum Theil außerordentlich schön gezeichnet waren. Der Wald hallte wieder von ihrem Girren; aber

wenn sie von einem Habicht aufgescheucht wurden, was oft der Fall ist, flogen sie mit einem Lärm auf, der einem plötzlichen Windstoß glich.

Mehrere Buschmänner wohnten in der Nähe von Otjikoto und standen, wie überall in dieser Gegend, mit den Ovambos auf dem besten Fuße; sie verkauften ihnen Kupfererz, das sie in den umliegenden Bergen fanden. Je mehr wir mit den Ovambos bekannt wurden, in desto vortheilhafterem Lichte zeigte sich uns ihr Charakter. Sie behandelten alle Menschen mit demselben Wohlwollen, sodaß selbst die sonst von ihnen verachteten Hottentotten mit ihnen aus derselben Schüssel essen und aus derselben Pfeife rauchen durften.

Am Otjikoto blieben wir nur einen Tag lang; nachdem wir einige Stunden am folgenden Morgen gereist waren, hörte der Weg vollständig auf, und wir mußten uns durch dichte Dornbüsche hindurcharbeiten, das uns viel Mühe machte und uns bedeutend aufhielt; sie rissen z. B. nicht nur unsere Kleider in Fetzen, sondern zerrten auch Kleinigkeiten aus den Mantelsäcken heraus. Von den gewöhnlichen Wegen der Ovambo-Karawanen war jede Spur verschwunden, und nun erst konnten wir uns einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, die wir gefunden haben würden, wenn wir die Reise auf eigene Hand fortzusetzen versucht hätten. Ohne die kundigsten Führer wäre es ein rein vergebliches Unternehmen gewesen. Stellen mit Wasser gab es außerdem wenig und nur über das unermeßliche, außerordentlich trockne und öde Land weithin zerstreut.

Bald nachdem wir Otjikoto verlassen hatten, und während ich, von einigen der vornehmsten unter den Ovambos begleitet, in der Hoffnung, für meine Sammlungen etwas zu finden, der Karawane vorausging, jagte ich plötzlich ein Paar Vögel vom Geschlecht der Steppenhühner (Pterocles, ganz gewöhnlich in Afrika) auf, und war so glücklich, beide zu schießen. Dieser

Schuß machte auf meine Begleiter einen wahrhaft lächerlichen Eindruck. Sie sahen aus, als wären sie elektrisirt worden, und standen ganz verblüfft mit halbgeöffnetem Munde da. Als ich ihnen die todten Vögel aufheben hieß, weigerten sie sich entschieden, und waren wie versteinert vor Furcht. Ihr Benehmen war um so auffallender, als sie bei unserm ersten Zusammentreffen uns mittheilten, daß sie durch die Portugiesen, mit denen sie in unmittelbarem Verkehr standen, die Feuergewehre kennen gelernt und sich nicht davor gefürchtet hätten, während sie doch ganz außer sich geriethen, wenn man auch nur in den Flintenlauf hineinblies.

Am 29. Mai Nachmittags erreichten wir Omutjamatunda, den ersten Viehkraal des Ovambo-Volkes. Es war jetzt Erntezeit und unser Freund Chikor'onkombè erwartete nicht viele seiner Landsleute hier zu treffen; aber er hatte sich geirrt, denn es wimmelte hier von Menschen und Vieh. Das letztere war nach meiner Berechnung von mindestens drei- bis viertausend Stück vertreten.

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir von großen Schaaren Neugieriger umgeben, die mit staunenden Blicken den europäischen Theil unserer Gesellschaft betrachteten. Sie schienen sehr erfreut darüber, ihre Landsleute glücklich heimkommen zu sehen, und drückten ihr Staunen aus über die schöne Viehheerde, welche sie mitbrachten.

Die Ovambos haben eine sehr eigenthümliche Art und Weise, ihre Freunde willkommen zu heißen. Sobald wir uns alle niedergesetzt hatten, brachte man eine ungeheure Schüssel mit frischer Butter, und dann bestrich das Oberhaupt des Kraals jeder Person Brust und Angesicht damit. Nachdem diese Ceremonie an ihren eigenen Freunden und Landsleuten in gehöriger Form vorgenommen war, sollten auch wir uns derselben angenehmen Operation unterziehen. Als Galton sah, was man mit

ihm vornehmen wollte, hielt er beide Hände vor sich hin und rief: „Nun, in Gottes Namen, wenn es einmal nicht anders geht, so macht es wenigstens so gnädig als möglich!“ Sein Wunsch wurde gewährt, er kam mit ein paar Strichen über das Gesicht davon; aber alle Anwesenden brachen in Gelächter aus und hatten ihren Spaß mit ihm.

Bei Omutjamatunda findet sich eine sehr wasserreiche Quelle, die auf einer Höhe liegt, von der man eine schöne Aussicht über das umliegende Land hat. Es war außerordentlich angenehm, am Rande dieser Quelle zu stehen, welche üppig ringsum mit hohem Rohre bewachsen war, und mit den Augen die weitausgedehnte Ebene am Fuße der Anhöhe zu umfassen, wo man nicht nur große Heerden zahmen Viehes, sondern auch muntere Springböcke und ganze Schaaren gestreifter Zebras gewahrte. Wenn unsere einförmigen Wanderungen in diesen öden Länderstrecken nicht auf diese Weise manchmal einige Abwechselung bekommen hätten, weiß ich wahrlich nicht, wie wir die unaufhörlichen Mühen und Entbehrungen hätten ertragen können.

Um einen Begriff von der Geschicklichkeit der Ovambos als Bogenschützen zu bekommen, veranstalteten wir während unseres Aufenthalts in Omutjamatunda ein Preisschießen mit Bogen. Das Resultat ergab, daß sie in dieser Beziehung von den Damaras noch übertroffen wurden, die doch, wie schon erwähnt, schlechte Schützen waren. Die vorerwähnten Buschmänner standen in der Fertigkeit, den Bogen zu spannen, weit über jenen beiden Völkern, und das konnte man auch mit gutem Grunde erwarten, da die Buschmänner hauptsächlich von der Jagd leben.

Während der zwei Tage, die wir in Omutjamatunda zubrachten, erfreuten wir uns daran, Enten und Vögel vom Geschlecht der Steppenhühner zu schießen, welche hier in großer Menge vorkamen, namentlich die letzteren, die buchstäblich die Luft verfinsterten, wenn sie in großen Heerden am Morgen und

Abend erschienen, um den Durst zu stillen. Jedoch ist dies nur in der trockenen Jahreszeit, wie diesmal, der Fall, daß sie sich in so ungeheuren Massen zeigen. Gewöhnlich fliegen sie weit herum nach Futter, aber wenn man auch oft nur ein einziges Paar nach Wasser suchen sieht, so pflegen diese doch, wenn sie dem Wasser nahe kommen, wiederholt weite Kreise über demselben zu beschreiben, so daß die anderen herbeikommen können und die Anzahl dann bedeutend wächst.

Steppenhühner giebt es hier von vielen Arten. An einem einzigen Morgen erlegte ich mit ungefähr sechs Schüssen acht bis neun solcher Vögel und zwar von fünf verschiedenen Arten, aber keine derselben ist eigentlich eßbar. Sie leben namentlich von harten und unverdaulichen Samenkörnern, die oft noch ölige Stoffe enthalten, wodurch das Fleisch zäh und unschmackhaft wird. Am besten eignen sie sich zu Pasteten.

Ich habe schon erwähnt, daß wir eines Morgens plötzlich durch einen außerordentlich kalten Wind an den Anfang des Winters erinnert wurden. Seitdem hatte die Kälte täglich zugenommen und wir hatten bei Nacht viel davon auszustehen. Bisher hatten wir überall reichliches Brennholz gefunden, so daß wir ein tüchtiges Feuer unterhalten konnten, das uns gegen die Nachtkälte schützte; aber in Omutjamatunda stand es mit dem trockenen Holze schlecht, da eine große Menge Leute beständig hier wohnten; die Folge davon war, daß die Kälte sich außerordentlich unangenehm bemerkbar machte.

Am Morgen, ehe wir Omutjamatunda verließen, hatte ich ein eigenthümliches Abenteuer. Während der Nacht hatte ich nahe an einem mäßigen Feuer gelegen, und die Luft war ganz ruhig; gegen Morgen aber erhob sich ein starker schneidender Wind. Um mich gegen die Kälte zu schützen, mußte ich die Decke über den Kopf heraufziehen, und so schlief ich ein, ohne mich im mindesten um das zu kümmern, was um mich herum

vorging. Nach einiger Zeit empfand ich das angenehmste Gefühl von Wärme und Wohlbehagen, und die angenehmsten Erscheinungen gaukelten vor meiner Phantasie vorüber. Allmälig ging aber jenes angenehme Gefühl in ein unangenehmes über und verursachte endlich sogar Schmerz. Ich warf mich wie in Todesangst hin und her. Durch eine gewaltige Anstrengung erwachte ich, sprang schnell auf die Füße, und bemerkte, daß die Decke brannte. Ein Funke war darauf gefallen, und da dieselbe mit baumwollenem Zeuge gefüttert war, konnte das Feuer langsam darin weiter brennen, wodurch das angenehme Gefühl erzeugt wurde, das ich im Anfang empfand. Als das Feuer aber mit meiner Hand in Berührung kam, wurde jenes Gefühl unausstehlich. Hans hatte ein ähnliches Abenteuer bei Schmelen's Hope gehabt, wobei alle Häute u. s. w., auf denen er lag, verzehrt waren, ehe er etwas von dem Feuer merkte. Der Leser wird mir glauben, daß von diesem Tage an ich mich stets in der gehörigen Entfernung von unserem Wachtfeuer hielt.

Am letzten Mai waren wir wieder unterwegs. Wir schickten Boten aus, um den König Nangoro von unserer Ankunft zu benachrichtigen und ihm verschiedene kleine Geschenke zu überbringen. Die Boten konnten die Residenz in etwa zwei Tagen erreichen.

Im Verlauf des ersten Tages passirten wir eine ungeheure Schlucht, Etosha genannt, welche mit Salzerustationen bedeckt und von waldigen, scharf abgegrenzten Wänden umgeben war. Solche Orte nennt man in Afrika „Salzkessel." Der Boden bestand aus lockerem grüngelbem Lehm und kleinen röthlichen Sandsteinen, und sonderbar genug, wir hatten uns kaum zehn Minuten auf diesem Boden befunden, als sowohl unsere eigenen Füße als die unseres Viehes dieselbe Purpurfärbung annahmen. Die Ovambos sagten uns, daß dieser Ort zur Regenzeit manchmal unter Wasser stehe und dann einem See gleiche; jetzt war

er ganz ausgedörrt und der Boden stark mit Salz geschwängert. Fast bis an die Seitenwände heran war das Salz von ungewöhnlicher Weiße.

Die Nacht brachten wir am südlichen Ende einer ungeheuer großen Grasfläche zu, Otjihako-tja-Muteya genannt, auf der kein Baum, und fast kein Strauch zu sehen war. Die Eingeborenen konnten keine genauen Angaben über die Größe dieser Fläche mittheilen; so viel sie aber wußten, erstreckte sie sich nach Westen bis an das Meer. Wie Etosha hatte auch sie scharf bestimmte und mit Wald bewachsene Grenzen.

Der zweite Juni wird uns nie aus dem Gedächtniß schwinden; am Abend dieses Tages sahen wir zum ersten Male die schönen und fruchtbaren Flächen in Ondonga, dem Lande der Ovambos. Es würde ein vergeblicher Versuch sein, unsere Freude und das Entzücken bei dieser denkwürdigen Gelegenheit zu beschreiben, oder eine Vorstellung von dem bezaubernden Panorama zu geben, das sich auf einmal vor unseren Augen eröffnete. Nur so viel: statt des unaufhörlichen dichten Gebüsches, wo wir jeden Augenblick erwarten mußten, von den ungeheuer großen Dornen aus dem Sattel gerissen zu werden, zeigte jetzt die Landschaft ein scheinbar unbegrenztes Feld von goldenem Korn, das mit zahlreichen friedlichen Wohnungen abwechselte und von dem milden Lichte der untergehenden tropischen Sonne erleuchtet wurde. Hier und da erhoben sich außerdem riesengroße, weit ausgebreitete und in dunklem Laubschmuck prangende Nutzhölzer und Fruchtbäume, während unzählige Fächerpalmen, entweder einzeln oder in Gruppen, das Bild vervollständigten. Für uns war das Land ein wahres Elysium, das uns in reichem Maße für alle Mühen und Entbehrungen entschädigte. Mein Freund, der weit und breit gereist war, gestand, daß er nie etwas gesehen habe, was sich hiermit vergleichen ließe. Oft habe ich seit jener Zeit diese Aussicht in mein Gedächtniß zurückgerufen und glaube,

daß meine Gefühle mit dem verglichen werden können, was man empfindet, wenn man von einer sonnverbrannten, schattenlosen und steinigen Straße in einen üppig grünenden Park und den kühlen Schatten dicht belaubter ehrwürdiger Bäume eintritt.

Die erste Wohnung, die auf unserem Wege lag, gehörte dem bejahrten Naitjo, einer der Hauptpersonen der Handelskarawane, der uns mit allem, was das Land bot, bewirthete (darunter war bemerkenswerth ein heißer Teig, der in zerlassener Butter schwamm), und uns dann sein ganzes weit ausgedehntes Gehöfte in Augenschein nehmen ließ, wobei wir seinen Harem, seine Kinder, seine Kornspeicher u. s. w. sahen. Timbo war außer sich vor Entzücken über das Land und seine gastfreien Bewohner, und erklärte, daß es fast seinem eigenen Heimathsland gliche.

Nach einer Stunde Weges kamen wir zur Wohnung unseres Führers Chikor'onkombè, wo wir zwei Nächte und einen Tag blieben, um unsere müden Zugthiere ausruhen zu lassen. Die armen Thiere hatten zwei ganze Tage lang kein Wasser gehabt, und die Folge davon war, daß sie in der ersten Nacht die Umhegung durchbrachen und weit herumstreiften, um darnach zu suchen.

Am 4. machten wir uns wieder auf den Weg. Das Land zeigte überall die üppigste Fruchtbarkeit, und die Bäume wurden noch zahlreicher.

Fast alle trugen eßbare Früchte, die jedoch noch nicht alle reif waren; aber die Bäume selbst waren hier bereits größer als bisher. Namentlich eine Art — die ich schon oben beschrieb, wobei ich bemerkte, daß sie eine apfelähnliche Frucht trüge, — erreicht eine wahrhaft Staunen erregende Größe. Die Zweige eines solchen Baumes, den wir ausmaßen, nahmen einen Raum von hundertundvierundvierzig Fuß Durchmesser und vierhundertzweiunddreißig Fuß Umfang ein.

Die hier wachsenden Palmen, deren Stämme sich oft funfzig bis sechzig Fuß erheben, ehe die Zweige beginnen, waren dem Aussehen nach gleicher Art mit denen, die wir zweihundert Meilen südlicher trafen; ihre Frucht war ganz vortrefflich. Wenn man dieselbe ein wenig in Wasser aufweichte (die beste Art sie zu verzehren), schmeckte sie ganz wie Pfefferkuchen.

Eigentliche Wege schien es hier nicht zu geben; aber glücklicherweise war die Erntezeit fast vorüber und wir konnten ohne Schaden für den Eigenthümer geradewegs über die Felder fahren.

Es gab hier zu Lande zwei verschiedene Getreidearten, nämlich das gewöhnliche Kafferkorn, das der ägyptischen Durrha ähnlich sein soll, und eine andere Art mit ganz kleinen Körnern, dem Kanariensamen nicht unähnlich und, wie ich glaube, der indischen Badjera verwandt. Letztere ist die nährendste und giebt, wenn sie gut gemahlen wird, ein vortreffliches Mehl.

Die beiden genannten Getreidearten hatten dicke Stängel, etwa wie das Zuckerrohr, von acht bis neun Fuß Höhe, waren saftig und von süßem Geschmack, was wahrscheinlich zu dem Glauben Veranlassung gegeben hat, daß in einigen Theilen des inneren Afrika Zuckerrohr wachse. Wenn das Korn reif ist, schneidet man die Aehren ab; die Halme giebt man dem Vieh, das sie als Leckerbissen verzehrt.

Außer dem Getreide bauen die Ovambos noch Kalebassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w. Sie pflanzen auch Tabak. Wenn derselbe zur Reife gelangt ist, sammeln sie die Blätter und Stiele, und stampfen sie mit einem dicken Stößel in einem ausgehöhlten Stück Holz. Doch ist der Tabak von geringer Güte, und selbst unsere Damaras, die doch leidenschaftliche Raucher waren, wiesen ihn zurück.

Im Ovambo-Lande giebt es keine Städte und Dörfer, sondern das Volk lebt, wie die Patriarchen der Urzeit, in Familien beisammen. Jede Wohnung liegt mitten in einem Korn-

felde und ist mit einer hohen und starken Umzäunung umgeben. Die Eingeborenen mußten diese Vorsichtsmaßregel treffen, um sich gegen die plötzlichen Angriffe eines in der Nachbarschaft wohnenden feindlichen Stammes zu vertheidigen, der sie nie in Ruhe ließ. Die Ovambos hatten mehrmals versucht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber ohne Erfolg. Der erwähnte Stamm ist der einzige, mit welchem dieses von Natur friedliche Volk je in Streit gerathen ist. Wenn sie nicht vorher gereizt werden, vergreifen sie sich an Niemandem.

Wir wollten gern Genaueres über die Menge des Volkes erfahren, doch war dies nicht leicht. Wir zählten indeß die Häuser einer Strecke Landes und nahmen eine Durchschnittszahl für die Bewohner eines jeden an; auf diese Weise erlangten wir das Resultat, daß ungefähr hundert Personen auf der (englischen) Quadratmeile wohnen mochten.

Einige wenige Schafe und Ziegen ausgenommen, sahen wir kein Vieh in den Wohnungen der Eingeborenen, obwohl wir wußten, daß sie große Viehheerden besaßen. Der Mangel an Wasser und Weideland in Ondonga nöthigte sie jedoch, ihr Vieh weit wegzuschicken. Sie halten auch Schweine, welche sie aber, wegen des Schadens, den sie anrichten, stets weit fortschaffen, so lange die Ernte dauert. Man versicherte uns, daß diese Thiere eine ungeheure Größe erreichen, so daß sie uns nach ihrer Beschreibung als Ungeheuer erschienen. Es ist dies auch gar nicht unglaublich; denn die Befehlshaber der Schiffe, welche mit den Eingeborenen auf der Westküste Handel trieben, erzählten Aehnliches von einer fast riesengroßen Schweinerace.

Am Abend des zweiten Tages, nachdem wir Chikor'onkombè's Wohnung verlassen hatten, bekamen wir die Residenz des gefürchteteten Nangoro zu Gesicht. Wir erhielten jedoch nicht die Erlaubniß, in das königliche Gehöfte einzutreten; man wies uns

nur eine kleine Baumgruppe an, in deren Schatten wir unsern Lagerplatz aufschlugen.

Während wir unser Gepäck u. s. w. ordneten, ging Chikor'onkombè, um seinem königlichen Herrn unsere Ankunft zu melden, und die Menge und Beschaffenheit der für ihn bestimmten Geschenke anzugeben. Ehe er vor Se. Majestät trat, unterließ er es nicht, nach orientalischer Sitte seine Sandalen auszuziehen. Bei seiner Zurückkunft brachte er einen Mann mit sich, der einen Feuerbrand trug und uns hieß unser eigenes Feuer auszulöschen und es mit dem Feuerbrande von des Königs eigenem Herde von neuem anzuzünden.

Sechzehntes Kapitel.

Nangoro's Besuch. — Seine unglaubliche Korpulenz. — In Afrika muß man fett sein, um eine Krone zu tragen. — Der König setzt keinen hohen Werth auf die Beredtsamkeit. — Die Eingeborenen erstaunen über unsere Feuergewehre. — Wie man das Gesichterschneiden vertreibt. — Ball im Palaste. — Außerordentlich anziehende und liebenswürdige Damen. — Ihre Tracht, ihr Schmuck u. s. w. — Die Redlichkeit der Ovambos. — Ihre Güte gegen Arme, ihre Vaterlandsliebe und Gastfreundschaft. — Auch eine Art zu essen. — Mangel an Sittlichkeit. — Erbfolgegesetz. — Die Religion des Volkes. — Ihre Häuser und Wohnungen. — Hausthiere. — Ackerbaugeräthschaften. — Die Art, das Land zu bauen. — Gegenstände des Tauschhandels. — Metallarbeiten.

Wir hatten uns schon fast drei Tage in Nangoro's Hauptstadt aufgehalten, ehe der König unser Lager mit seinem Besuche beehrte, und diese unerklärliche Verzögerung machte uns etwas unruhig, obwohl wir uns recht gut denken konnten, daß er in dieser ganzen Zeit Verlangen trug, uns zu sehen. Ich glaube jedoch, daß es bei allen mächtigeren Fürsten in diesem Theile Afrikas gewissermaßen zur Regel geworden ist, Fremde warten zu lassen, um ihnen dadurch einen größeren Begriff von der Würde und Macht des Fürsten zu geben.

Wenn die Korpulenz als eines der Insignien der königlichen Würde betrachtet werden kann, so konnte man von Nangoro mit

Recht sagen: „jeder Zoll ein König;“ nach unsern Begriffen aber war er die schwerfälligste und plumpste Gestalt, die wir je gesehen. Sein Gang glich eher dem Watscheln einer Ente, als dem festen und bestimmten Schritt, den wir von einem Könige erwarteten. Außerdem war er fast vollständig nackt, wodurch alle seine Reize sich in schönstem Lichte zeigten. Es fiel uns besonders auf, daß er die einzige wirklich corpulente Person in ganz Ondonga war. Dieser Umstand rührt wahrscheinlich von der in andern Theilen Afrikas üblichen Sitte her, daß man zu Regenten nur die Personen auserwählt, die von Natur Anlage zum Fettwerden haben oder, was noch gewöhnlicher ist, daß man sie ihrer hohen Würde wegen mästet, wie wir es mit Schweinen thun.*)

Zusammentreffen mit König Nangoro.

Mit Ausnahme einer Kuh und eines Ochsen, schien Nangoro wenig Werth auf die Geschenke zu legen, die ihm Mr. Galton

*) Kapitän Harris spricht sich über die Matabili folgendermaßen aus: „Fett zu sein, ist das schwerste aller Verbrechen; dieses Privilegium hat

anbot, und die feine und wohlausgestattete Rede meines Freundes machte auf das Ohr des Königs keinen tieferen Eindruck, als wenn er zu einem Klotz oder Stein gesprochen hätte. Es war ganz umsonst, daß man Sr. Majestät die Vortheile eines unmittelbaren Verkehrs mit den Europäern vorstellte. Nangoro sprach wenig oder nichts; er konnte kein Redner sein, weil er so korpulent war, daß er kaum athmen konnte. Seine „Stimme war gebrochen", wie die Falstaff's. Jeder Versuch seinerseits, seine Meinung in einer Rede von nur einiger Länge wiederzugeben, wäre sein Tod gewesen, und deßhalb begnügte er sich nur zu grunzen, um Beifall oder Mißvergnügen auszudrücken.

Ganz wie seine Unterthanen wollte auch Nangoro anfangs nicht recht an die Kraft der Feuergewehre glauben. Aber als er sah, wie tief unsere Kugeln mit ihren Stahlspitzen in den Stamm eines frischen Baumes eindrangen, änderte er schnell seine Ansicht und bekam augenscheinlich einen ganz andern Begriff von der Wirkung dieser Waffen. Mehrere Männer seines Stammes, die noch kein Feuergewehr gesehen hatten, und die sich jetzt bei unserm Lager versammelten, um uns näher zu betrachten, erschraken so sehr, daß sie bei jedem Schuß platt auf das Gesicht niederfielen und eine Weile in dieser Stellung blieben. Ein unbedeutendes Feuerwerk, das wir abbrannten, verbreitete fast ebenso große Ueberraschung und Furcht.

Bei einer andern Unterredung mit Nangoro bat er uns einige Elephanten zu schießen, die, wie man sagte, in großer Menge sich nicht weit von hier aufhielten, und die mitunter große Verwüstungen auf den Saatfeldern anrichteten, indem sie niedertraten, was sie nicht wegfraßen. Wenn wir auch unter

---

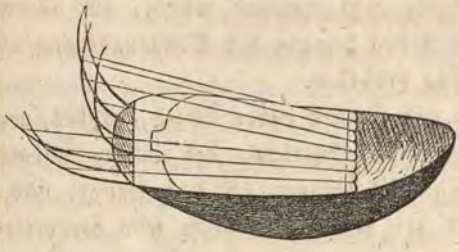
nur der König." Hier haben wir also ein neues crimen laesae majestatis. Bei einigen afrikanischen Stämmen ist es Hochverrath, wenn ein Mann aus dem Volke fett wird.

andern Umständen gern in den Vorschlag eingegangen sein würden, weigerten wir uns doch entschieden, der Aufforderung nachzukommen. Wir dachten so: wenn wir Glück haben, würde Nangoro nicht nur alles Elfenbein für sich behalten, — ein Artikel, nach dem er, wie wir wußten, sehr begierig war, und den er an die Portugiesen verkaufte, — sondern er würde uns auch in Ondonga zurückgehalten haben, bis alle Elephanten geschossen oder verjagt sein würden. Wir mochten weder das eine noch das andere. Der schlaue Negerfürst fand bald Gelegenheit, sich dafür zu rächen, daß wir uns geweigert hatten, seinem Wunsche nachzukommen.

Becher und Löffel zum Biertrinken.

Als wir eines Tages Seiner Majestät unsern Besuch abstatteten, wurden wir reichlich mit Bier bewirthet, das aus Korn gebraut war und aus einer ungeheuer großen Kalebasse mit Löffeln, die aus kleinen Kürbissen verfertigt waren, geschöpft und in recht nett gearbeiteten Holzbechern servirt wurde. Ich war gerade unwohl und konnte deßhalb dem verlockenden Getränk nicht recht zusprechen. Als Nangoro sah, daß ich das Gesicht verzog und dies wahrscheinlich als eine Wirkung des Getränkes betrachtete, stieß er mich plötzlich mit seinem Scepter, das nebenbei gesagt nur ein zugespitzter Stock war, mit aller Kraft vor den Leib. Ich saß auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen; aber der Stoß war so heftig, daß ich augenblicklich aufsprang; Nangoro schien sehr erfreut über das, was er gethan hatte, obgleich ich für meinen Theil ihn sonst wohin wünschte. Um Seine Majestät jedoch nicht zu beleidigen, unterdrückte ich meinen Schmerz und setzte mich wieder nieder, mit so freundlichem Gesicht,

als es mir möglich war, obgleich ich nicht im Stande war, mir ein Lächeln abzuzwingen.



Guitarre.

Ein andermal wohnten wir einem Ball im königlichen Palaste bei. Eine solche Unterhaltung fand jeden Abend kurz nach Eintreten der Dunkelheit statt; es war aber das Einfältigste und Langweiligste, was ich je gesehen hatte. Die musikalischen Instrumente waren der wohlbekannte afrikanische Tam-Tam, und außerdem eine Art Guitarre. Wir nahmen am Tanze nicht Theil, sondern erlustigten uns daran, die Damen zu bewundern. Ihre Reize waren gar nicht zu verachten, und sie erwiesen uns so viel Achtung, daß sie uns vollständig unsere Ruhe raubten.

Die Züge der Ovambo-Frauen sind zwar grob, aber doch nicht unangenehm. In der Jugend nehmen sie sich gar nicht übel aus; wenn sie aber älter werden, verschwindet allmälig die Symmetrie, und sie werden schwerfällig und plump. Einen Grund hiervon muß man wohl in den kupfernen Zierrathen suchen, mit denen sie Handwurzeln und Beine überladen; die letzteren mögen nicht selten zwei bis drei Pfund wiegen, und oft tragen sie an jedem Beine ein Paar solcher Ringe. Hals, Leib und Hüften werden außerdem mit einer Menge Muscheln, Kauris und Perlen von allen Formen und Größen geziert, die

zuweilen recht schön angeordnet sind*). Ein anderer Grund davon, daß sie verhältnißmäßig schnell ihre Schönheit verlieren, ist die anhaltende strenge Arbeit, der sie sich unterziehen müssen. In diesem Lande geht niemand müßig, am allerwenigsten die Frauen. Die Arbeit beginnt mit Sonnenaufgang und endet erst mit Niedergang derselben.

Männer und Frauen haben kurzes, grobes, wolliges Haar. Mit Ausnahme des Scheitels, der immer unberührt gelassen wird, scheeren die Männer oft das Haupt, und aus diesem Grunde wird der von Natur schon sehr hervortretende hintere Theil desselben noch auffälliger, als es wirklich der Fall ist. Die Weiber hingegen begnügen sich noch nicht einmal mit dem, was ihnen die Natur gewährt hat, sondern nehmen wie die civilisirten Damen Europa's ihre Zuflucht zu allerhand künstlichen Mitteln. Um das Haar steif zu machen, salben sie es mit einer Art Kuchen, die aus Fett und einer zinnoberrothen Substanz bereitet sind, und beständig auf dem Kopfe getragen und so fest gedrückt werden, daß der obere Theil des Kopfes breit und platt wird. Außerdem bemalen die Frauen den Körper mit Fett und rothem Ocher.

Außer den als Ohrringe verwandten Perlen oder Muscheln, tragen die Männer wenig Schmuck. Was die Kleidung anbetrifft, so sind beide Geschlechter in dieser Hinsicht noch dürftiger ausgestattet als die Damaras. Die Erwachsenen brechen sich die mittelsten Zähne der untersten Reihe heraus.

So weit wir es in Erfahrung bringen konnten, waren die Ovambos ein redliches und ehrliches Volk. Sie schienen wirklich Abscheu vor dem Diebstahl zu haben, und erzählten, wenn jemand auf frischer That ertappt würde, so führe man ihn nach

*) Diese Zierrathen, nebst einem weichen Stück Fell vorn und einem gröberen hinten, bilden die ganze Toilette der Ovambo-Frauen.

der Residenz des Königs und steche ihn mit Spießen todt. In verschiedenen Theilen des Landes giebt es eine Art Beamte, deren Schuldigkeit es ist, alle Missethaten und Verbrechen zu berichten. Ohne Erlaubniß rühren die Eingeborenen nichts an, und wir konnten unser Lager unbewacht lassen, ohne daß wir zu befürchten hatten, daß man uns etwas nehme. Als einen Beweis ihrer Ehrlichkeit will ich anführen, daß, als wir das Ovambo-Land verließen, unsere Diener einige Kleinigkeiten zurückließen; aber diese Wilden waren so redlich, daß, obgleich wir schon eine ziemliche Strecke weit entfernt waren, Boten uns nachkamen und das Vergessene brachten. Im Damara- und Namaqua-Lande ist dagegen der Reisende unaufhörlich in Gefahr, ausgeplündert zu werden, und wenn man irgendwo Halt macht, ist es jederzeit nothwendig, ein aufmerksames Auge auf die Eingeborenen zu richten.

Die Ehrlichkeit ist jedoch nicht die einzige gute Eigenschaft bei diesem schönen Menschenstamme. In ihrem Lande gab es keinen Armen, und die Bejahrten und Kranken wurden mit Sorgfalt abgewartet und beschützt. Welcher Contrast ist dies im Vergleich zu ihren Nachbarn, den Damaras, welche, wenn jemand alt wird und nicht länger im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, ihn hinausführen in die Wüste oder in einen Wald, wo er bald ein Raub des Wildes wird, oder ihn selbst in ihrem eigenen Hause umkommen lassen. Es geschieht sogar oft, daß sie ihre Kranken mit einem Schlage auf den Kopf oder auf andere Weise tödten.

Die Ovambos lieben in hohem Grade ihr Vaterland und sind stolz darauf. Sie fühlen sich beleidigt, wenn man sie nach der Anzahl ihrer Häuptlinge fragt. „Wir erkennen blos einen König an," sagen sie und fügen mit verächtlichem Lächeln hinzu: „wenn aber ein Damara ein Paar Kühe hat, wird er sogleich als Häuptling angesehen."

Das Volk gedeiht auch nirgends anderwärts so gut, als in der Heimath. Als Mr. Galton zu einer späteren Zeit auf St. Helena war und auf ein Schiff wartete, das ihn nach England bringen sollte, erzählte man ihm, „daß aus den südlich von Benguela gelegenen Ländern keine Sklaven ausgeführt würden, da sie es nicht aushielten, wenn sie in ein fremdes Land kämen, sondern vom Heimweh befallen würden und stürben.“ Das bezieht sich wahrscheinlich zum Theil auf die Ovambos. Obgleich Leute aus allen Klassen und Stämmen mit ihnen Ehen eingehen, dürfen sie doch in solchem Falle das Land nicht verlassen.

Die Ovambos sind außerordentlich gastfrei, und wir hatten oft Gelegenheit, ihre Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen. Ihr bestes Nahrungsmittel ist eine Art dicker Brei, der stets warm, mit zerlassener Butter oder saurer Milch gegessen wird.

Als wir einmal auf der Jagd waren, geleitete uns unser Führer in das Haus eines seiner Freunde, wo wir mit dem oben genannten Gericht bewirthet wurden; aber da keine Löffel da waren, wußten wir nicht, wie wir es anfangen sollten, um zu essen. Als unser Wirth sah, wie verlegen wir waren, fuhr er sogleich mit seinen schmuzigen Fingern in die dampfende Schüssel und nahm eine Hand voll Brei heraus, den er in die Milch warf. Nun rührte er dies kräftig untereinander und öffnete seinen großen Mund, in welchem die angenehme Mischung in einem Augenblicke verschwand. Zum Schluß leckte er sich die Finger ab, schmatzte in augenscheinlichem Behagen mit den Lippen, und warf uns einen Blick zu, gleich als wollte er sagen: „So macht man das, ihr lieben Leute!“ Obgleich uns diese Einweihung in die Mysterien nicht eben behagen wollte, wäre es doch undankbar, wenn nicht beleidigend gewesen, seinem Beispiele nicht zu folgen, und wir machten uns alles Ernstes daran und leerten die Schüssel, wobei wir uns freilich einige Male

die Finger verbrannten und unsere schwarzen Freunde zum Lachen veranlaßten.

Schüssel.

Obgleich die Ovambos im Allgemeinen reich an Heerden sind und gern Fleisch essen, so scheint es doch, als ob sie sich dieselben mehr, um damit zu prunken, hielten. Wenn ein Ochse geschlachtet wird, überläßt der Eigenthümer den größten Theil davon seinen Nachbarn, die ihm dafür Erzeugnisse des Bodens geben.

Die Sittlichkeit der Ovambos steht sehr tief, und Polygamie ist etwas Gewöhnliches. Ein Mann darf so viele Frauen haben, als er zu erhalten im Stande ist; aber wie bei den Damaras, ist eine unter den Frauen jederzeit seine Favoritin, die den höchsten Rang genießt. Das Weib wird blos als eine Waare, als ein Handelsartikel betrachtet. Wenn der Mann arm ist, giebt er für eine Frau zwei Ochsen und eine Kuh; befindet er sich aber in einigermaßen blühenden Verhältnissen, erwartet man in der Regel drei Ochsen und zwei Kühe. Der Häuptling macht indeß eine Ausnahme von der Regel, und eine Verheirathung mit ihm sieht man als hinreichenden Ersatz an. Unser dicker Freund Nangoro hatte dieses sein Privilegium ganz gehörig zu benutzen verstanden; denn wenn er auch hinsichtlich der Anzahl seiner Frauen hinter dem König von Dahomey noch zurück stand, wies sein Harem doch hundertundsechs bezaubernde Schönheiten auf.

Wenn der König stirbt, folgt ihm sein Sohn mit seiner Lieblingsgemahlin; wenn er aber keinen männlichen Erben von ihr hat, kommt seine Tochter zur Regierung. Die Prinzessin Chipanga war Nangoro's präsumptive Nachfolgerin. Galton glaubte, daß sein bärtiges Gesicht einigen Eindruck auf diese liebenswürdige Dame gemacht habe; aber obwohl die Erfahrung uns später lehrte, daß er dem Ehestand nicht feindlich ge-

sinnt war, zog er es doch vor, sein Herz einer seiner reizenden Landsmänninnen zu schenken, statt sich mit der „schmierigen Negerin" Chipanga, Erbprinzessin von Ondonga, zu verbinden.

Man liest von Völkern, denen alle religiösen Begriffe fehlen sollen; und wenn wir dem hätten Glauben schenken wollen, was die Eingeborenen selbst uns sagten, hätten wir glauben müssen, daß die Ovambos zu diesen Unglücklichen gehören. Aber sollte es möglich sein, daß der Mensch sich auf einem so niedrigen Standpunkte befindet? Widerspricht dem nicht die ganze ihn umgebende Natur? Sollten nicht Sonne, Mond, Sterne, die feierliche Nacht und der rosige Morgen auch diesen Söhnen der Wüste einen Schöpfer predigen? Verkündigt ihn nicht die rollende Stimme des Donners? und zeichnet nicht das schnell vorübereilende Leuchten des Blitzes seine Macht an die Wolken? Ist es glaublich, daß ein vernünftiges Geschöpf so tief sinken kann, daß es nicht irgend einen, wenn auch noch so dunkeln und unvollständigen Begriff von einem allmächtigen Wesen habe? Ein solcher Begriff liegt mehr oder weniger allen, selbst den rohesten und thierischsten Formen der Abgötterei zu Grunde. Die unbestimmten Besorgnisse eines Wilden, und seine Furcht vor etwas, das er nicht beschreiben kann, sind Zeugniß davon, daß er wenigstens *ahnt* (wenn auch unsicher und dunkel), daß das, was man mit leiblichen Augen sehen kann, nicht alles ist. Dies muß der erste Keim der Religion sein, das erste unbestimmte Nahen des „Glaubens" als eines „Ueberzeugtseins von dem, was man nicht sieht", die entfernteste und unvollkommen verstandene Offenbarung einer Gottheit.

Sollten unsere unvollständigen Begriffe von dem religiösen Leben der Ovambos nicht ihren Grund in dem Mangel an Zeit und unzulänglicher Kenntniß ihrer Sprache und Sitten, sowie in ihrer Schüchternheit und Zurückhaltung haben, sich hierüber gegen Fremde auszusprechen? Als wir an unsern Führer einige

Fragen über sein und seines Volkes Gottesdienst richteten, brachte er uns sogleich durch einen Ausruf zum Schweigen, der Scheu und Verehrung und das Bewußtsein seiner Ohnmacht, auf einen so feierlichen Gegenstand einzugehen, auszudrücken schien. Die Ovambos wurden allemal unruhig, wenn wir von dem Zustande der Menschen nach dem Tode sprachen und dabei zufällig Nangoro nannten. „Wenn Ihr Euch so aussprecht," flüsterten sie, „und es kommt vor die Ohren des Königs, so würde er glauben, ihr wolltet ihn tödten." Sie gaben uns außerdem zu verstehen, daß wir mit solchen Fragen unserm eigenen Interesse schadeten, und einen so direkten Wink konnten wir nicht mißverstehen. Vom Tode eines Königs oder Häuptlings zu sprechen, oder blos darnach zu fragen, wer sein Nachfolger sein werde, wird bei vielen wilden Volksstämmen für Hochverrath angesehen.

Wohnhaus und Kornspeicher.

Wir haben schon berichtet, daß die Ovambos ihre Wohnungen mit einer hohen Umzäunung umgeben, die aus starken, acht bis neun Fuß hohen, Pfählen besteht, welche fest in den

Boden eingeschlagen ganz nahe bei einander stehen. Die innere Anordnung innerhalb dieses Pfahlwerks war ziemlich verwickelt; hier gab es nämlich Wohnungen für den Hausherrn und die Diener, Plätze zum Vergnügen und zu Berathschlagungen bestimmt, Getreideböden, Schweine- und Hühnerställe, Viehkraale u. s. w.

Die Häuser sind kreisrund. Der untere Theil besteht aus kleinen, etwa fünf Fuß sechs Zoll hohen Pfählen, die in die Erde eingeschlagen und unter einander fest mit Stricken u. s. w. verbunden sind, alles mit weißem Lehm überzogen. Das Dach besteht aus Rohr oder Binsen und ist einem Bienenkorbe nicht unähnlich. Die ganze Höhe des Hauses vom Boden bis an die Spitze des Daches ist nicht viel höher als vier Fuß, bei einem Umkreise von ungefähr sechzehn Fuß.

Das Getreide wird in sehr großen Körben aufbewahrt, die gewöhnlich aus Palmenblättern gefertigt, mit Lehm überzogen und ungefähr mit demselben Material und auf dieselbe Weise überdeckt sind, wie die Wohnhäuser. Solche Körbe giebt es von allen Größen; sie hängen einige Fuß über der Erde an einem Holzgestell.

Die Hausthiere der Ovambos sind Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Hühner; die letzteren waren von kleiner Race, den Bantamhühnern ähnlich, aber sehr schön, und legten täglich, wenn sie gehörig gefüttert und abgewartet wurden.

Die Regenzeit beginnt in dieser Breite etwa um dieselbe Zeit, wie im Damara-Lande, das heißt im Oktober und November. Wenn der erste starke Regen vorbei ist, säen die Ovambos ihr Getreide u. s. w.; aber den Tabak pflanzen sie in der trocknen Jahreszeit. Beide Geschlechter helfen bei der Cultur des Erdbodens, dessen Oberfläche aus Kiesel und Sand besteht, worunter eine Schicht blauer Thon sich befindet. Der Boden muß sehr reich und fett sein, da er nur selten gedüngt wird. Das

einzige Ackergeräth, das wir bei den Ovambos sahen, war eine Art sehr grob gearbeiteter Hacke. Statt ein ganzes Stück Land aufzupflügen, wie es bei uns geschieht, graben sie bald hier bald da ein Loch und werfen eine Hand voll Korn hinein. Wenn dieses aufgeht, werden die Stengel, welche zu dick stehen, umgepflanzt. Das Ernten, Reinigen und Mahlen wird fast ausschließlich von den Frauen besorgt. Das Korn wird vermittelst eines starken Holzstößels in einem Mörser oder ausgehöhlten Holzklotze zu Mehl gemahlen. Während die Weiber auf diese Weise beschäftigt sind, wird das Vieh von einem Theile der

Scene in Ondonga*).

Männer bewacht; die übrigen unternehmen unterdessen Handelsreisen zu den angrenzenden Stämmen.

---

*) Dieser Holzschnitt stellt eine Gegend in der Nähe von Nangoro's Residenz dar. Die Hütten, die in einiger Entfernung sichtbar sind, werden von Buschmännern bewohnt, die in großer Anzahl unter den Ovambos leben und in einer Art Lehnsverhältniß zu ihnen stehen.

Der hauptsächlichste Handelsartikel ist Elfenbein, welches sie sich dadurch verschaffen, daß sie Elephanten in Gruben fangen. Im Austausch nehmen sie dafür Perlen, Eisen, Kupfer, Muscheln, Kauris u. s. w., welche Dinge sie theils für sich behalten, theils an die Damaras verkaufen. Wenn wir recht unterrichtet sind, unternehmen sie jedes Jahr vier Expeditionen in das Land der Damaras, zwei auf dem Wege über Okamabuti, zwei auf dem über Omararu (vergl. die Karte). Auf diesen Handelsreisen mögen sie durchschnittlich etwa achthundert Stück Vieh sich erwerben. Doch ist es wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als wir im Lande waren, bedeutende Veränderungen stattgefunden hatten.

Nächst dem Vieh legen sie hohen Werth auf Glas- und Metallperlen; aber obwohl sie eigentlich in diesem Punkte nicht

Schmiede bei ihrer Arbeit.

wähleriſch sind, giebt es doch gewisse Sorten, die sie besonders bevorzugen, und es ist für den Handelsmann und den Reisenden von Bedeutung, dies zu wissen, da Perlen in der That

seine einzige Münze und Tauschmittel sind. In Ondonga legt man z. B. den höchsten Werth auf große rothe, von ovaler oder cylindrischer Form, große weißblaue, kleine dunkle indigoblaue, kleine schwarze mit rothen Flecken und rothe im Allgemeinen.

Die Ovambos haben nur geringe Kenntniß von der Bearbeitung der Metalle. Obgleich sich einige Mineralien in ihrem Lande finden, holen sie sich doch Eisen- und Kupfererz in großer Menge von ihren Nachbarn und schmelzen dasselbe in feuerfesten Tiegeln. Ihre Blasebälge sind ganz kunstlos, und Steine dienen ihnen statt Hammer und Amboß. Trotz der Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge sind sie aber doch im Stande, sich damit nicht nur ihren Putz und ihre Ackergeräthe zu verfertigen, sondern fast alle eisernen Geräthschaften, die im Tauschhandel vorkommen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Fluß Cunenè. — Die Reisenden sind gewissermaßen Landesgefangene. — Königliche Rache. — Königliche Freigebigkeit. — Abreise von Ondonga. — Leiden durch Kälte und Folge davon. — Zurückkunft nach Okamabuti. — Damara-Frauen von Buschmännern ermordet. — Reisezurüstungen. — Wir bekommen Führer. — Abreise von Tsopopa's Kraal. — Reichliches Wildpret. — Der Verfasser und drei Löwen machen gemeinsame Jagd auf Antilopen. — Außergewöhnlicher Besuch. — Der Schutzengel des Rhinoceros. — Textor erythrorhynchus. — Amadina squamifrons; ihr merkwürdiger Bau. — Rückreise nach Barmen.

Einige Jahre vor unserem Besuche bei den Ovambos hatte eine französische Fregatte die Mündung eines großen Flusses entdeckt, welcher Cunenè hieß und zwischen dem 17. und 18. Grad südlicher Breite lag. Ein anderes Schiff wurde ausgesandt, um den Fluß zu untersuchen und seinen Lauf u. s. w. aufzunehmen; aber man konnte, sonderbar genug, denselben unmöglich wiederfinden*).

*) Messum, Kapitän eines Kauffahrteischiffes, hat mir später gesagt, daß er den Fluß gesehen habe.

Die Entdecker konnten sich jedoch nicht wohl geirrt haben, und als wir die fraglichen Breitengrade erreichten, stellten wir auch Nachforschungen an, und erfuhren bald, daß sich nur vier Tagereisen nördlich von Ondonga ein großer Fluß befinde, den wir mit dem Cunenè für identisch hielten, was auch genauere Untersuchungen vollkommen bestätigten. Ein aus Benguela entlaufener Sklave, der zu dieser Zeit unter den Ovambos lebte, theilte uns mit, daß der Fluß an seinem obern Laufe (oder vielmehr ein anderer Arm desselben) Mukuru Mukovanja, in seinem untern aber Cunenè heiße. Obgleich er ziemlich groß ist und eine bedeutende Wassermasse enthält, soll er doch nicht immer seinen Weg direkt nach dem Meere zu finden. Der Grund hiervon lag darin, daß an der Mündung des Flusses sich Sandbänke bilden, welche ihn zwingen, seinen Weg unter der Erde zu nehmen, obgleich er auch manchmal durch diese Bänke hindurchbricht. Es war dies von hohem Interesse, da wir auf diese Weise die Erklärung des räthselhaften Verschwindens des Flusses hatten.

Die Ovambos selbst ließen uns merken, daß sie ihre Handelsreisen oft bis an den Cunenè ausdehnten, welchen Fluß sie selbst auf ihren Kanots passirten. Die am südlichen Ufer des Flusses wohnenden Völker hießen Ovapansari (wir sahen einige Leute dieses Stammes in Ondonga) und Ovabundesa. Von den letzteren sagte man, daß sie zwischen „vielen Wässern" wohnten, womit man wahrscheinlich meinte, daß mehrere Flußarme daselbst zusammenflossen. Auf der Karte habe ich auch die Namen mehrerer anderer Stämme mit aufgenommen, welche alle fast dieselbe Sprache, dieselben Sitten u. s. w. zu haben scheinen. Von den Damaras werden sie alle Ovambos genannt, welches Wort in der Damarasprache ein Volk bezeichnet, welches feste Wohnhäuser hat und Ackerbau treibt.

Unsere Neugier, den Cunenè zu sehen, wurde lebhaft an-

geregt, obgleich manche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um dieses Ziel zu erreichen. Unsere Reise nach und unser Aufenthalt in Ondonga war im Allgemeinen unterhaltend, in mancher Hinsicht aber doch auch von Unannehmlichkeiten begleitet gewesen. Die vollkommene Freiheit, die wir bei den Damaras genossen, hörte mit unserem Eintritt in das Ovambo-Land auf. Wir konnten uns kaum eine halbe Meile von unserem Lager entfernen, ohne uns vorher die Erlaubniß von unserem königlichen Freunde ausgewirkt zu haben, und noch weniger konnten wir daran denken umzukehren oder weiter zu reisen. Wir hatten die Hälfte unserer Reisegesellschaft hinter uns in einem wilden und ungastlichen Lande und ohne hinreichenden Lebensunterhalt zurückgelassen. Unsere eigenen Vorräthe an animalischer Kost wollten nicht mehr zureichen. In Ondonga gab es keine Weide als die Stoppeln auf den Aeckern; aber hiermit sowohl sowie mit dem Wasser waren die Eingeborenen außerordentlich geizig. Die Folge davon war, daß unsere armen Tragochsen jeden Tag magerer wurden. Wir waren schon eine Strecke von zwei Wochen Wegs von unserem Lager in Okamabuti entfernt, und zu einer Expedition nach dem Cunenè hin und zurück waren weitere vierzehn Tage erforderlich, so daß die ganze Reise mindestens einen Monat dauern mußte. Wir befürchteten, daß dies mehr sei, als unsere abgemagerten Ochsen würden vertragen können. Aber trotz allen diesen Schwierigkeiten war das Unternehmen von so großer Wichtigkeit, daß wir beschlossen, nicht so leicht davon abzustehen. Da wir recht wohl einsahen, daß alle Bemühungen ohne Nangoro's Beistimmung und Hülfe fruchtlos sein würden, theilten wir ihm unsere Absichten mit und baten ihn, uns mit Führern zu versehen. Er antwortete aber verdrießlich, wenn wir für ihn keine Elephanten jagen wollten, könne er uns auch nicht helfen. Ein solches Benehmen war unter allen Umständen höchst ärgerlich; in unserer Lage aber konnten

wir nichts anderes thun, als uns fügen, in der Hoffnung, daß es so am besten sei, und daß die Ungnade Seiner Majestät gerade das Mittel zu unserer Rettung werden könne.

Da unsere Pläne so vereitelt wurden und wir alles, was es im Lande gab, gesehen und nach Möglichkeit kennen gelernt hatten, faßten wir den Entschluß umzukehren, obgleich wir nach der Antwort, die uns der Häuptling gegeben, mit einer gewissen Unruhe der Eröffnung seiner Wünsche und Absichten in Betreff unserer Abreise entgegensahen. Doch hatten wir eigentlich keinen Grund zur Unruhe. Da er von uns alles bekommen hatte, was ihm von einigem Nutzen sein konnte, lag ihm gewiß selbst auch viel daran, daß wir sein Land verlassen möchten, wodurch auch für ihn die Veranlassung wegfiel, uns Geschenke zu machen. Alles, was dieser Knauser von einem König uns bei unserem Aufenthalte in Ondonga gab, war ein Körbchen Mehl; als wir endlich sein Land verließen, befahl er einem seiner „Brodesser", der uns bis an die Grenze als Führer diente, von seinen Unterthanen einen Tribut an Korn für uns einzutreiben; aber diese Freigebigkeit auf anderer Leute Kosten kam zu spät, da wir uns schon durch Tausch einen hinreichenden Vorrath zu verschaffen gewußt hatten.

Der 13. Juni war als der Tag unserer Abreise bestimmt; aber wir konnten erst zwei Tage später fortkommen. Den 18. waren die fruchtbaren Flächen von Ondonga uns schon aus dem Gesichtskreis entschwunden. Nangoro hatte ursprünglich versprochen, unsern alten Freund Chikor'onkombè mit uns zu schicken; aber dieser ließ uns plötzlich ganz unerwartet und verrätherisch im Stiche. Es war dies sehr unangenehm für uns, und nur dadurch, daß wir allen unsern Scharfsinn aufboten, gelang es uns, den Rückweg zu finden. Ich habe schon Gelegenheit gehabt zu erwähnen, daß wir keine Merkmale fanden, nach denen wir unsern Weg hätten richten können.

Die Nächte waren jetzt schneidend kalt geworden. Als wir Otjihako-tja-Mutenya passirten, mußten wir auf dieser freien unfruchtbaren Fläche übernachten, ohne auch nur ein Spänchen Holz zur Feuerung zu haben. Der durchdringende Wind und die niedrige Temperatur machten diese Nacht zu einer der schlimmsten, die ich mich in Afrika zugebracht zu haben erinnere; ich habe selbst in den strengsten Wintern in Schweden kaum eine ärgere Kälte empfunden. Auch das Vieh litt so heftig, daß einige unserer besten Tragochsen sich nie wieder recht erholen konnten. Unsere armen Damaras hatten fürchterlich auszustehen, und konnten nur dadurch einigermaßen die Wärme in ihrem Körper zurückhalten, daß sie sich auf dem Boden eines ausgetrockneten Brunnens zusammenkauerten. Am schlimmsten ging es aber dem armen Timbo. Eines Morgens sahen wir zu unserm größten Erstaunen, daß seine schwarze glänzende Haut plötzlich sich in blasses Aschgrau verwandelt hatte.

In dieser Jahreszeit sah es schlimm mit dem Wasser aus, und folglich auch mit dem Wilde. Wir trafen nur Giraffen, Kudus, Gemsböcke, Elens u. s. w., die entweder ganz und gar oder theilweise ohne Wasser leben können.

Am 1. Juli erreichten wir nach einer ungefähr vierzehntägigen ununterbrochenen Reise endlich unser Lager. Die zweihundert englischen Meilen, die wir zurücklegten, führten durch das ödeste und uninteressanteste Land, das man sich nur denken kann.

Während unserer Abwesenheit hatte Tjopopa sich mit seinen Leuten von Okamabuti entfernt und einige englische Meilen nach Westen hin sich niedergelassen. Unsere Leute folgten seinem Beispiele. Als wir an das Lager kamen, sahen wir Hans auf einem Baume sitzen und unruhig nach uns ausschauen. Die ganze Gesellschaft war fast außer sich vor Freude darüber, daß wir glücklich zurückgekehrt waren; denn sie hatten schon die Hoff-

nung aufgegeben, uns wiederzusehen. Auch hatten sie die Zeit sehr betrübt hingebracht. Die Eingeborenen waren zwar freundlich, machten ihnen aber durch ihre Bettelei und Dieberei viel Aerger, und der Häuptling war, wie es nicht selten geschieht, der unverschämteste von allen gewesen. Außerdem hatte er seine Schuld nicht bezahlt und auch kein Vieh für Hans kaufen wollen; da es nun blos sehr wenig Wild in dieser Gegend gab, hatten sie so großen Mangel an Fleisch gehabt, daß Hans sich genöthigt sah, die Portionen der Leute zu beschränken. Unsere Damara-Diener hatten sich einige Zeit nur mit solchen Vögeln und kleineren Thieren beholfen, die sie mit Hülfe der Hunde erlegen konnten. Hans hatte glücklicherweise noch etwas Tabak, und obwohl die Eingeborenen alles andere ausschlugen, hatte er doch für Tabak einige Schafe eintauschen können, die gerade noch zur rechten Zeit kamen.

Wenige Tage vor unserer Ankunft waren acht Damara-Frauen von Buschmännern überfallen und unbarmherzig umgebracht worden. Dies war indeß nicht zu verwundern, da die Damaras selbst jederzeit einen Vernichtungskrieg gegen die Buschmänner unterhalten und, wo sie einen treffen, ihn wie ein wildes Thier hetzen.

Hans hatte den Wagen ganz schön wiederherstellen lassen, und obwohl die Ochsen ziemlich mager waren, konnten wir sie doch ganz gut gebrauchen. Wir beschlossen nun, ohne weiteren Aufenthalt nach Hause zurückzukehren, und wenige Tage reichten hin, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Alle Sammlungen von Regenwasser, die wir auf unserm Wege nordwärts trafen, waren jetzt ausgetrocknet, und es wäre sonach eine reine Unmöglichkeit gewesen, auf demselben Wege zurückzukehren. Die Damaras gaben uns den Rath, den Weg nach einem bestimmten Punkte des Omuramba-k'Omatako zu nehmen, und dann dem Laufe desselben zu folgen, da sie ver-

sicherten, daß wir dann Wasser und Weide in Menge finden würden. Ein Mann, der sich jederzeit freundlich und willfährig zeigte, bot sich an, während des ersten Theils unser Führer zu sein; für die übrige Strecke dungen wir einen Jüngling, welcher mit dem Lande wohlbekannt zu sein behauptete. Wir waren manchmal von den Eingeborenen betrogen worden, und wollten uns daher nicht eben gern ihnen wieder anvertrauen; aber es blieb uns keine andere Wahl, und um unsern Führern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich hinzusetzen, daß sie dieses Mal nicht nur vollständig die Wahrheit gesagt hatten, sondern auch zu unserer größten Zufriedenheit ausführten, was sie uns versprachen.

Ohne von Tjopopa Abschied zu nehmen, der uns keineswegs als Freund behandelt hatte, spannten wir am 5. Juli unsere Ochsen an und kamen nach ungefähr drei Tagen an den Omuramba. An diesem Punkte schien der Fluß (oder richtiger gesagt, das Flußbett) ganz und gar aufzuhören; aber die Eingeborenen erklärten, daß er bis nach Ovatjona oder Matjona fließe. Ich fand später, daß sie damit das Bechuana-Land bezeichneten. Wir reisten nun immer weiter flußaufwärts nach der Quelle zu, und das Bett, das sich bald zu ziemlicher Breite ausdehnte, bald einen schmalen Kanal bildete, gewährte uns immer einen guten und freien Weg. Auf beiden Seiten war es von dornigem Gebüsch begrenzt, das sich dem Aussehen nach unendlich weit hinzog. In der Regel fanden wir jeden Tag Wasser, anfangs in großen Wassersammlungen, später aber ausschließlich in Brunnen, deren Tiefe theilweis ganz unbedeutend war, theilweis vierzig Fuß erreichte. Diese Brunnen sind gewöhnlich mit Sand verstopft, so daß man oft einen ganzen Tag braucht, um sie zu reinigen. Ich erinnere mich, daß ich einmal etwa dreißig Männer und Frauen zwanzig Stunden lang arbeiten sah, ehe wir Wasser genug bekommen konnten. Es war eine schwere Arbeit;

außerdem war es kalt, denn bei Sonnenaufgang war das Eis oft einen halben Zoll dick, und wir hatten keine dauerhaften Stiefel, um die Füße zu schützen.

Wild trafen wir jetzt in Menge und schossen, soviel wir zu unserm Unterhalte brauchten, ohne daß wir genöthigt waren, unsere Zuflucht zu dem wenigen Vieh zu nehmen, das uns noch übrig war. Ich sah hier zum ersten Male die schöne Antilope, welche die Holländer „Eland", d. h. Elen nennen (Antilope oreas Pall. von der Größe eines ausgewachsenen Pferdes).

Auch Raubthiere waren in Menge vorhanden, die ja immer dem größeren Wilde folgen. Bei Nacht wurden wir unaufhörlich von dem widrigen Geheul der Hyänen verfolgt, gegen welche wir einige sehr angenehme Jagdexpeditionen unternahmen.

Als ich eines Morgens mich zeitig auf der Jagd befand, entdeckte ich eine kleine Heerde Gnus, die ganz friedlich an der Krümmung eines Flusses weideten. Ich näherte mich ihnen von der Unebenheit des Bodens gedeckt, als sie plötzlich die Köpfe hin und her warfen, mit den Schwänzen um sich schlugen, ungeduldig mit den Füßen scharrten und rings um sich witterten. Diese eigenthümliche Unruhe konnte ich mir nicht erklären, denn mich konnten sie nicht gesehen haben. Ich sollte jedoch nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn im nächsten Augenblicke hörte ich ganz in meiner Nähe den Schall von einem Thiere. Ich warf einen Blick nach dieser Richtung, woher der Schall kam, und entdeckte zu meinem großen Staunen zwei Löwen und eine Löwin auf einer Anhöhe fast über mir; auch sie schienen wie ich nach dem Wild unten sich umzuschauen. Ich zielte instinktmäßig nach dem Kopfe des mir zunächst befindlichen Löwen; aber ein Augenblick Ueberlegung überzeugte mich, daß das Mißverhältniß an Kraft auf meiner Seite zu bedeutend war; ich hielt es daher für das Beste, meinen Schuß zu sparen, um bereit zu sein, sie zu empfangen, im Fall sie mich angreifen würden.

Nachdem sie mich aber einige Sekunden betrachtet hatten, verschwanden sie mit dumpfem Gebrüll hinter einem Sandhügel.

Während dessen hatten die Gnus die Löwen erkannt und flohen auf das Schnellste davon. Ich wollte gern eines von ihnen schießen und folgte ihnen deßhalb dicht auf den Fersen, fand aber bald zu meinem Aerger, daß meine drei königlichen Freunde mit offenem Rachen und unter wildem Gebrüll parallele Richtung mit mir hielten. Obgleich ich gestehen muß, daß mir ihre Blicke keineswegs angenehm waren, da ich ja wußte, daß nur der schlimmste Hunger sie veranlassen konnte, am Tage nach Raub auszugehen, fuhr ich nichtsdestoweniger fort, die Spur der Antilopen zu verfolgen bis an ein Gehölz, wo ich sie aus dem Gesichte verlor, als ich mich hineinwagte.

Sobald ich die Antilopen ansichtig geworden war, hatte ich meinen Begleiter, einen Damara-Knaben, Bill mit Namen, der meine andere Büchse trug, in einiger Entfernung hinter mir zurückgelassen, mit der Erlaubniß, je nach Umständen mir zu folgen. Als nun die Antilopen mir entkamen, rief ich laut nach dem Knaben, und feuerte mehr als einmal meine Büchse ab, bekam aber keine Antwort. Ich glaubte jedoch, daß er in unser Lager zurückgekehrt sei, das nicht weit entfernt war, und begab mich deßhalb auch dahin. Aber Niemand wußte von Bill etwas. Da wurde ich plötzlich von dem schrecklichen Gedanken ergriffen, daß die Löwen ihn erwischt hätten. Ohne einen Augenblick zu zögern, eilte ich nach der Stelle zurück, wo ich das Wild zuletzt gesehen hatte; aber alle meine Versuche, den Knaben zu finden, waren vergeblich. Vor Angst über sein Schicksal und da ich mich unter brennender Sonnengluth außerordentlich angestrengt hatte (denn trotz der kalten Nächte war es am Tage glühend heiß), konnte ich nicht weiter gehen, sondern setzte mich auf die Erde nieder, um die Wagen zu erwarten, welche sich jetzt wieder in Bewegung setzten. In demselben Augenblicke kam

zu meiner großen Freude der Knabe aus dem Walde heraus. Seine Geschichte war bald erzählt; er hatte sich verirrt wie ich, und lange Zeit gebraucht, ehe er den rechten Weg wieder fand.

Eines Morgens, als wir eben damit beschäftigt waren, die Ochsen anzuspannen, fingen diese plötzlich an, nach allen Seiten hin in der wildesten Unordnung und unter den lächerlichsten Kapriolen davonzulaufen. Der Grund war die Ankunft eines großen Schwarmes Vögel, Buphaga africana*), die sich auf den Rücken der Ochsen setzten, um die Zecken abzufressen, mit denen ihre Haut bedeckt war. Mit Hülfe ihrer langen Klauen und elastischen Schwänzen können diese Vögel sich festsetzen und die Ochsen überall genau untersuchen. Unsere Ochsen schienen bisher diese Gäste noch nicht gekannt zu haben, und es war daher nicht zu verwundern, daß sie bei dem ersten Zusammentreffen mit ihnen ganz außer sich geriethen.

Die Buphaga africana ist auch ein beständiger Begleiter der Rhinoceros, denen sie nicht nur dadurch dient, daß sie dieselben von den vielen Insekten befreit, welche ihre Haut heimsuchen, sondern auch zugleich den Dienst der treusten Schildwache versieht. Mehrmals war dieser wachsame Vogel daran Schuld, daß ich ein Rhinoceros nicht traf. Sobald der Vogel eine Gefahr ahnt, fliegt er fast lothrecht in die Höhe und schreit so gellend und durchdringend, daß das Rhinoceros dadurch aufmerksam wird und ohne weiter nach der Ursache zu fragen, fast denselben Augenblick sein Heil in eiligster Flucht sucht. Nach Mr. Cumming's Angabe begleiten diese Vögel auch die Flußpferde.

Ein andrer Vogel, Textor erythrorhynchus, lebt ebenfalls von Parasiten, soll sich aber ausschließlich auf die Büffel beschränken. In dem Theile des Damara-Landes, von dem ich

*) [Von der Größe eines Staares. Anmerkung G. Thomée's.]

jetzt spreche, ist dieses Thier unbekannt; aber der genannte Vogel war in reichlicher Anzahl zu finden. Er schien sehr gesellig zu sein; wir fanden ganze Familien beisammen, die ihre Nester aus trocknen Holzstückchen auf hohen Bäumen angelegt hatten.

Wir lernten auch noch einen andern kleinen Vogel kennen, von der Größe eines Sperlings, Amadina squamifrons, der wegen der eigenthümlichen Art und Weise, wie er sein Nest baut, eine nähere Besprechung verdient. Nach Mr. Andrew Smith baut er dasselbe aus Gras in niedrigem Gebüsch; aber im Damara-Lande und in den umliegenden Gegenden verwendet er einen Stoff von schönem weichem Gewebe dazu, nicht unähnlich der Schafwolle. Ich habe die Pflanze nicht auffinden können, von welcher er sein Material bekommt, das die Hottentotten als Vorladung benutzen, wozu es sich auch sehr wohl eignet. Der Bau ist so fest, daß man ihn nur mit Mühe auseinander nehmen kann. Wenn das Weibchen sich entfernt, verbirgt sie den Zugang vollständig, und obgleich ich mit dieser Eigenthümlichkeit bekannt war, hatte ich immer Mühe, den Eingang zu finden. Gerade über demselben ist eine kleine Vertiefung, die mit dem Innern des Nestes in keiner Verbindung steht, obgleich der Uneingeweihte dies in der Regel glaubt. In dieser Vertiefung sitzt das Männchen die Nacht über.*)

*) [Die Beschreibung von dem Nestbau der A. squamifrons, welche hier der Verfasser giebt, stimmt genau mit einem Bau, von dem J. Wahlberg mehrere Exemplare mitgebracht hat, die, wie er angab, dem kleinen Aegithalus Smithii (oder Aeg. minutus) gehören. Diese Nester bestehen nicht aus vegetabilischer Wolle, sondern aus der Seide einer Bombyxart. Wahrscheinlich werden sie oft von fremden, kleinen Vögeln in Besitz genommen. Le Vaillant behauptete, sie gehörten der Drymoica textrix, Sonnerat wies sie der Parus fuscus zu. Wahlberg's Angabe ist jedoch wahrscheinlich die rechte, weil sie durch die Aehnlichkeit mit den Nestern des europäischen Aegithalus pendulinus bekräftigt wird.

Anmerkung des Prof. Sundevall.]

Hier und da trafen wir auch Damara-Dörfer. Bei unserer Reise nach Norden waren die Eingeborenen außerordentlich ängstlich und mißtrauisch; aber jetzt, wo sie so manchen Beweis von unsern friedlichen Absichten bekommen hatten, kamen sie ohne Zaudern und Argwohn in unser Lager; aber dennoch konnten wir sie nie bewegen, uns Vieh abzulassen, dessen wir so sehr bedurften.

Am 26. Juli sahen wir den Omatako und manche andere wohl bekannte Höhen. Am 3. August erreichten wir Schmelen's Hope; aber wie hatte sich der Ort verändert, seit wir ihn nicht gesehen! Als wir ihn ungefähr vor drei Monaten verließen, war die ganze Gegend mit der üppigsten Vegetation bekleidet. Hierauf waren Damaras mit ihren Heerden hier gewesen, und jetzt reichte die Weide nicht einmal mehr für unser weniges Vieh hin. Auch das Wasser war fast ganz verbraucht.

Am folgenden Tage, den 4. August, setzten wir unsere Reise bis Barmen fort, wo wir am Nachmittage desselben Tages glücklich eintrafen.

So endete eine Expedition, welche zwar nicht von dem Erfolge begleitet war, den wir erwartet hatten, aber doch nicht ganz ohne Nutzen blieb.

Achtzehntes Kapitel.

Das Damara-Volk. — Woher ist es gekommen? — Seine Eroberungen. — Das Blatt wendet sich. — Das Land der Damaras ist nur theilweis bewohnt. — Klima. — Jahreszeiten. — Mythologie. — Religion. — Aberglaube. — Ehe. — Polygamie. — Kinder. — Beschneidung. — Sie begraben ihre Todten. — Wie sie um dieselben trauern. — Kinder werden lebendig begraben. — Beerdigung des Häuptlings und damit zusammenhängender Aberglaube. — Krankheiten. — Die Damaras leben nicht lange; Gründe davon. — Ihre Nahrungsmittel. — Musik und Tanz. — Wie sie schwören. — Beschränkte Macht des Häuptlings. — Trägheit des Volkes. — Zahlwörter. — Astronomie. — Hausthiere und ihre Krankheiten.

Während dieser Zeit hatte ich zahlreiche Gelegenheit gehabt, die physische Beschaffenheit des Landes, den Charakter der Eingeborenen und ihre religiösen Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, wovon ich in dem Vorhergehenden nur wenig mitgetheilt habe; daher jetzt ein Genaueres über diesen Gegenstand. Die Damaras haben die schlechte Gewohnheit zu lügen, und es ist daher schwer, von ihnen die Wahrheit zu erfahren; aber ich glaube doch, daß meine Angaben so ziemlich das Rechte treffen werden. Abgesehen von den einstimmigen Zeugnissen mancher unter den Eingeborenen, habe ich bei Vergleichung meiner gesam-

melten Beobachtungen mit denen der Missionare gefunden, daß sie in der Hauptsache dasselbe sagen, und da es mein Schicksal war, Zeuge zu sein von dem vollständigen Verderben und Verfall des Damara-Volkes (ehe noch hundert Jahre vergehen, wird wahrscheinlich jede Spur desselben verschwunden sein), so glaube ich, daß eine zusammenhängende und einigermaßen eingehende Beschreibung desselben dem Leser nicht ganz unwillkommen sein wird.

Daß die Damaras noch nicht sehr lange in dem Lande wohnen, das sie jetzt inne haben, ist vollkommen ausgemacht, obgleich es zweifelhaft ist, woher sie gekommen sind. Einige unter ihnen geben an, daß ihr Heimathland gegen Norden liege; andere muthmaßen, daß sie von Nordost gekommen seien.*) Wie dem nun auch sei, so ist doch so viel wohl ziemlich sicher, daß vor ungefähr siebzig Jahren keine Damaras südlich vom Kaoko zu finden waren, aber einige Zeit später das Land überschwemmten, welches damals von Buschmännern und Berg-Damaras bewohnt war, von denen die letzteren wahrscheinlich Eingeborene sind. Die unkriegerischen Berg-Damaras wurden leicht unterworfen, und wer nicht niedergehauen wurde, zu Gefangenen gemacht. Die wenigen, welche davon kamen, flüchteten sich in die Berge und andere schwer zugängliche Orte, wo man sie noch das elendeste und beklagenswertheste Leben führen sieht.

Die Damaras sind ohne Zweifel einmal eine große Nation gewesen; aber nicht wie andere Völker, welche nach und nach

---

*) Bei meiner späteren Reise nach dem Ngami-See fand ich ganze Wälder mit einer Art Bäume, die man nach dem Namen des angeblichen Stammvaters der Damaras Omumborombonga nannte. Dieses, sowie der Umstand, daß die Stämme im Norden mehr oder weniger mit dem Ackerbau unbekannt sind, von dem die Damaras nicht das Mindeste verstehen (sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für Getreide), und daß viele Völker im Osten reine Hirtenvölker sind, scheint anzudeuten, daß sie ihr eigentliches Heimathland im Nordosten oder Osten haben.

dadurch mächtig wurden, daß sie sich unter einem gemeinsamen Häuptling oder König vereinigten, haben sie sich in eine Unzahl kleinerer Stämme unter vielen Häuptlingen zersplittert.

Nachdem die Damaras das Land erobert hatten, breiteten sie sich, ohne besonderen Widerstand zu finden, nach Osten hin bis fast an den See Ngami und südöstlich bis etwa an den vierundzwanzigsten Breitegrad aus. An diesen beiden Punkten wurden sie im Weiterdringen aufgehalten. Zuerst wurden sie von den Matjo'nas angegriffen, mit denen sie wiederholt verzweifelte Kämpfe zu bestehen hatten, und obwohl sie sich mit Muth geschlagen zu haben scheinen, mußten sie sich doch endlich mit großem Verluste zurückziehen. Die Namaqua-Hottentotten sollten ihnen jedoch die schlimmsten Schläge beibringen, und von diesen wurden sie auch wirklich, wie wir später sehen werden, am Ende aufgerieben und vernichtet.

Um die Zeit der erwähnten Eroberungen hatte ein kleiner Stamm Namaqua-Hottentotten seine Zelter an den Ufern des Oranje-Flusses unter Jonker Afrikaner*) aufgeschlagen, damals ein Häuptling von untergeordnetem Range, obgleich er bald, da seine Leute Pferde und Feuergewehre hatten, für seine Feinde furchtbar wurde. Das zwischen diesem Stamme und den Da-

*) Sein Vater, Christian Afrikaner, lebte früherhin innerhalb der jetzigen Grenzen der Kapkolonie, aber als Christians Bruder einen holländischen Landmann ermordete, der, wie man sagte, dem Stamme viel Unheil zugefügt hatte, mußte der Mörder und sein ganzes Geschlecht aus dem Lande fliehen. Christian ließ sich nun am Ufer des Gariep oder Oranje-Flusses nieder, wo er sich bald durch seine muthigen und grausamen Unternehmungen gegen die Grenzvölker berüchtigt machte. Hier traf er den durch seine Thätigkeit in Südafrika berühmten Missionar Moffat, der nach manchen vergeblichen Versuchen ihn endlich doch zum Christenthum bekehrte. Bei seinem Tode übernahm Jonker Afrikaner die Stelle als Häuptling, obwohl ein älterer Bruder am Leben war; hierdurch wurde eine Theilung des Stammes herbeigeführt und die Veranlassung zu einer Wanderung nach Norden gegeben.

maras gelegene Land hatten verſchiedene Namaqua-Stämme inne, die von den Damaras viel zu leiden hatten und deßhalb von Jonker Hülfe begehrten. Er erfüllte ihre Bitte, und wie ein zweiter Cäſar, „kam, ſah und ſiegte.“ An dieſem Tage war das Schickſal des Damara-Landes entſchieden. Die Namaquas, im Anfange die unterdrückten, wurden jetzt die Unterdrücker. Je glücklicher und mächtiger ſie wurden, deſto öfter machten ſie Angriffe auf die Damaras, um ihre großen und prächtigen Viehheerden an ſich zu bringen. Sie ſcheinen nach dem Wahlſpruche der alten Seekönige gehandelt zu haben:

„Es greife zu, wer nur die Macht hat,
Und es behalte, wer da kann.“

Von meiner Ankunft an bis zu dem Tage, wo ich dieſes Land verließ, ein Zeitraum von nicht ganz vier Jahren, hatten die Namaquas den Damaras gewiß die Hälfte ihrer Viehheerden geraubt, nachdem die andere Hälfte ihnen vor meinem Beſuche im Lande ſchon abgenommen worden war. Mit ihrem Eigenthum gingen ſie zugleich ihrer Freiheit verluſtig.

Obgleich auf den Karten eine große Strecke als Damara-Land bezeichnet wird, iſt doch nur ein kleiner Theil davon bewohnbar. Daſſelbe kann man auch vom Namaqua-Lande ſagen, und in beiden Fällen liegt die Urſache in dem Waſſermangel oder darin, daß das Land mit undurchdringlichen Wäldern von ſtachligen Bäumen beſetzt iſt.

Das Damara-Land liegt unter dem Wendekreis des Steinbocks, und die Jahreszeiten ſind folglich denen in Europa entgegengeſetzt. Im Auguſt, wo unſer Sommer ungefähr zu Ende iſt, fangen warme Weſtwinde zu wehen an und in Kurzem iſt die Vegetation verſengt und zerſtört. Zugleich fegen Wirbelwinde mit grauſenerregender Schnelligkeit durch das Land und jagen ungeheure Sandſäulen von mehreren Fuß Durchmeſſer und einigen hundert Fuß Höhe vor ſich her. Manchmal ſieht man zehn

bis funfzehn Sandsäulen einander treiben. Die Damaras nennen sie Orokumb'anhara, d. h. Regenbettler, ein sehr passender Name, da sie gewöhnlich dem Regen unmittelbar vorausgehen.

Regengüsse, begleitet von Donner und blendenden Blitzen, sind im September und Oktober nicht ungewöhnlich; aber die regelmäßige Regenzeit beginnt nicht vor December und Januar, worauf sie mit wenig Unterbrechung bis zum Mai andauert. In diesem Monat und im Juni sind starke Ostwinde vorherrschend, und diese sind nicht nur unangenehm, sondern auch der Gesundheit schädlich. Die Lippen springen auf und die Haut fühlt sich trocken und rauh an. Zu dieser Zeit fallen manchmal tropische Regen, richten aber mehr Schaden als Gutes an, da eine plötzliche Kälte, welche die Vegetation vernichtet, stets auf sie folgt. Im Juli und August sind die Nächte am kältesten, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man in diesen Monaten halbzolldickes Eis findet. Schnee kommt selten vor.

Die Damaras und Bechuanas haben fast dieselben Traditionen über ihren Ursprung. Die letzteren glauben z. B., daß die Stammvölker ihrer Nation und die Thiere im Lande aus einer Grotte herstammen, während die ersteren ihren Ursprung von einem Baume herleiten. Als Menschen und Thiere aus diesem Baume entstanden, sagt die Tradition, war alles in tiefes Dunkel eingehüllt. Da zündete ein Damara ein Feuer an, welches die Zebras, Giraffen, Gnus und alle übrigen Thiere, welche sich jetzt als Wild im Lande finden, so sehr erschreckte, daß sie alle vor den Augen der Menschen flohen, während Ochsen, Schafe*) und Hunde sich furchtlos um die lodernden Feuerbrände versammelten.

Der Baum, aus welchem die Damaras stammen, soll nach ihren eigenen Angaben sich noch jetzt an einem Orte finden, den

*) Einige Damaras glauben, daß das Schaf aus einem großen Steine entstanden sei.

sie Omarum nannten. Es mußte jedoch mehr als einen solchen Baum geben, da wir auf der Hin- und Zurückreise verschiedene solche Omumborombongas antrafen, vor denen allen die Eingeborenen kindliche Ehrfurcht hatten*).

Die höchste Gottheit der Damaras heißt Omukuru. Er soll im fernen Norden wohnen; seine speciellen Attribute anzugeben, soll aber sehr schwer sein. Jeder Stamm soll seinen eigenen Omukuru haben, dem er auch alle seine abergläubischen Sitten und Gewohnheiten und sonstige Eigenthümlichkeiten beilegt. Der Stamm ist in Kasten oder „Candas" getheilt. Diese heißen z. B. Ovakueyba, Sonnensöhne oder Verwandte der Sonne, Ovakuenombura, Verwandte des Regens u. s. w., und alle diese haben besondere Gebräuche und Aberglauben. Die Herkunft mütterlicher, nicht väterlicher Seits bestimmt, welcher Kaste man angehört. Wenn z. B. ein Mann der Kaste Ovakueyba sich mit einer Frau aus der Kaste Ovakuenombura verheirathet, so nehmen ihre Nachkommen die Ansichten u. s. w. der letzteren an, und umgekehrt. Sie können nicht näher angeben, wie diese Kasteneintheilung entstanden ist, sondern sagen nur, daß sie vom „Winde" herkomme. Wahrscheinlich liegt irgend eine religiöse Ansicht zu Grunde.

Obgleich die Damaras nicht bestimmt an ein jenseitiges Leben glauben, haben sie doch einen allerdings verworrenen Begriff von einem andern Zustande, und daher kommt es, daß sie nicht selten Speise an das Grab eines verstorbenen Freundes oder Verwandten tragen und ihn bitten zu essen und sich gütlich zu thun. Sie erbitten sich dafür seinen Segen, und rufen ihn an um Sieg gegen ihre Feinde, Ueberfluß an Vieh, zahlreiche Frauen und Glück in ihren Unternehmungen.

---

*) Die Fasern dieses Baumes sind so fest und sein Holz so außerordentlich schwer, daß wir es „Eichenholz" nannten.

Die Seelen der Verstorbenen erscheinen, wie man glaubt, nach dem Tode, jedoch selten in derselben Gestalt, die sie bei Lebzeiten hatten. In solchem Falle nehmen sie gewöhnlich das Ansehen eines Hundes an, der nicht selten Straußenfüße hat. Die Person, welcher ein solcher Geist (Otjiruru) erscheint, stirbt nach ihrer Ansicht bald darauf, namentlich wenn die Erscheinung nachfolgt und immer näher kommt.

Die Damaras glauben an Zauberei; ihre Schwarzkünstler heißen Omundu-Organsa oder Omundu-Ondyai und sind sehr gesucht. Wenn jemand krank wird, so macht alsbald ein solcher Zauberer seinen Besuch, dessen Hülfsmittel in allen Krankheiten darin besteht, daß er dem Patienten Mund und Stirn mit Hyänenkoth bestreicht, dem man eine besondere Heilkraft zuschreibt. Außerdem macht der Zauberer seine Zeichen und Beschwörungen.

Ferner haben die Damaras verschiedene abergläubische Vorstellungen in Bezug auf das, was sie essen. So geschieht es z. B. oft, daß manche das Fleisch eines Ochsen deßhalb nicht essen wollen, weil er schwarze, weiße oder rothe Flecken hat; andere wollen von einem Schafe nicht essen, das keine Hörner hat, während wieder andere das Fleisch von Tragochsen nicht anrühren, weil es die Regeln der „Canda" verbieten, zu der sie gehören. Wenn man einem Damara Fleisch anbietet, so nimmt er es an; aber ehe er es wagt, davon zu essen, stellt er genaue Erkundigungen über die Farbe und die Hörner desselben an; und findet er, daß es verbotenes Fleisch ist, so läßt er es gewiß unberührt stehen, und sollte er noch so verhungert sein. Manche gehen in ihren Bedenken so weit, daß sie jede Berührung eines Geschirrs vermeiden, worin solches Fleisch gekocht worden ist; selbst der Rauch des Feuers, an dem es zubereitet wurde, wird für gefährlich angesehen. Die religiösen

Vorurtheile dieses Volkes setzen dasselbe daher nicht selten manchen Unannehmlichkeiten und Leiden aus.

Das Fett mancher Thiere soll eigenthümliche Kräfte haben, weßwegen man es sorgfältig sammelt und in besondern Gefäßen aufbewahrt. Eine kleine Portion solches Fett wird im Wasser aufgelöst und denen gegeben, die nach langer Abwesenheit in den Viehkraal zurückkehren. Der Häuptling salbt damit seinen ganzen Körper ein.

Wenn ein Ochse zufällig im Kraal eines Häuptlings stirbt, macht seine Tochter (wahrscheinlich das Kind seiner Favoritin oder der vornehmsten Frau) einen Doppelknoten in ihre Lederschürze. Versäumt man dies, so ist ein Unglück unvermeidlich. Außerdem legt sie ein Stück Holz auf den Rücken des todten Thieres und spricht dabei ein Gebet um langes Leben, guten Zuwachs an Vieh u. s. w. Diese Frauensperson nennt man Ondangere; sie ist bei den Damaras, was die Vestalin bei den alten Römern war, denn außer daß sie das Opfer zu verwalten hat, muß sie auch das „heilige Feuer" (Omurangere) unterhalten.

Vor der Hütte des Häuptlings, in welcher er sich am Tage aufzuhalten pflegt, unterhält man jederzeit Feuer; aber bei Regen und schlechtem Wetter bringt man es in die Wohnung der Priesterin, und wenn man es für gut hält, den Lagerplatz zu wechseln, geht diese mit dem heiligen Feuer vor den Ochsen her, wobei man genau darauf Acht giebt, daß es nicht verlöscht. Sollte dies gleichwohl unglücklicherweise geschehen, so versammelt sich sogleich der ganze Stamm und bringt große Versöhnungsopfer an Vieh, worauf das Feuer durch Reiben zweier Hölzer wieder angezündet wird. Dies erinnert wieder an das „heilige Feuer" der Römer, das unter ähnlichen Umständen blos durch Feuer vom Himmel wieder angezündet werden konnte.

Einen an diesem heiligen Feuer angezündeten Feuerbrand gibt man auch dem Anführer eines Kraals, der sich von dem

Kraal des Häuptlings trennt. Die Pflichten der Vestalin gehen auf die Tochter jenes Mannes über.

Für jedes wilde Thier, das ein junger Mann tödtet, macht sein Vater vier längliche Einschnitte als ehrenvolle Auszeichnung auf die Brust seines Sohnes. Außerdem bekommt der glückliche Jäger ein Schaf oder eine Kuh zum Geschenk. Wenn diese Thiere Junge bekommen, so werden diese geschlachtet und gegessen; aber nur Mannspersonen dürfen an dieser Mahlzeit Theil nehmen.

Der Häuptling eines Kraals muß stets das Essen kosten, ehe die übrigen Mitglieder des Stammes davon genießen dürfen. Obwohl die Weiber und Kinder die Erlaubniß haben, süße Milch gekocht zu trinken, läßt man sie doch gewöhnlich erst sauer werden.

Kommt ein Jäger von einer glücklichen Jagd heim, so nimmt er Wasser in den Mund und spritzt es dreimal auf seine Füße und auf das Feuer, das auf seinem Heerde brennt.

Das Vieh, welches nur zum Verspeisen geschlachtet wird, tödtet man durch Erstickung; soll es geopfert werden, so sticht man es mit Speeren todt. Stirbt jemand in einem Stamme, so hat man die grausame Sitte, die armen Thiere mit Keulen todtzuschlagen, wahrscheinlich als eine Art Versöhnungsopfer. Das Fleisch eines solchen Thieres, das man beim Tode eines Häuptlings schlachtet, wird hauptsächlich von seinen Dienern gegessen.

Die Weiber verheirathen sich ungefähr in demselben Alter wie in Europa; aber es finden nur wenig Ceremonien bei diesem wichtigen Ereigniß statt. Oft verlobt man die Mädchen, wenn sie noch Kinder sind; aber trotzdem bleiben sie zu Hause bei den Aeltern, bis sie das gehörige Alter erreicht haben. Ein Mädchen, um das angehalten worden ist, setzt eine helmförmige Kopfbedeckung auf, die man schon in Bereitschaft hat, und bedeckt

einige Zeit lang ihr Geſicht mit einem dünnen weichen Stück Fell, das an der Vorderſeite des Helmes befeſtigt wird, und wie ein Vorhang auf- und niedergeſchlagen werden kann.

Vielweiberei iſt etwas Gewöhnliches, und die Frau wird gekauft, wie wir ſchon früher mitgetheilt haben, ganz wie eine Waare, wobei der Preis ſich nach den Vermögensverhältniſſen des Mannes richtet. Aber obwohl ein Mann ſoviel Frauen haben darf, als er will, habe ich doch nie geſehen, daß einer mehr als zwanzig gehabt hätte, — gewiß eine genügende Menge, wie man mir zugeſtehen wird.

Die Lieblingsfrau hat immer den Vorzug vor den übrigen, und wenn ſie einen Sohn bekommt, ſo erbt dieſer das Vermögen und Anſehen des Vaters.

Jede der Hausfrauen baut für ſich eine kreisrunde Hütte, deren Wände aus Zweigen, Stöcken u. ſ. w. beſtehen, die weiß angeſtrichen ſind.

Zwillinge kommen nicht ſelten bei den Damaras vor, die im Allgemeinen ihre Kinder ohne beſondere Mühe aufziehen. In der erſten Lebenszeit iſt Schafmilch ihre hauptſächlichſte Nahrung. Sie laſſen ihren Kindern das Kopfhaar nicht gern; die Knaben ſcheert man, den Mädchen aber läßt man das Haar auf dem Scheitel ſtehen; ſelbſt erwachſene Frauen beobachten dieſe Sitte, und an dieſem einzigen Haarbüſchel befeſtigen ſie, etwa wie die Ovambos, dünne Schnuren, die aus einem faſerigen Stoffe gemacht ſind.

Alle Mannsperſonen werden beſchnitten; aber es iſt kein beſtimmtes Lebensalter für dieſe Operation vorgeſchrieben, welche wahrſcheinlich dann vorgenommen wird, wenn ein für die Nation wichtiges Ereigniß ſtatthat.

Die Kinder bekommen ihre Namen nach Umſtänden, die für den Staat von Bedeutung ſind; wenn aber, während ſie aufwachſen, Ereigniſſe von noch größerer Bedeutung eintreten,

so bekommen sie neue Namen, obgleich der frühere Name beibehalten wird. Solche Ereignisse, denen man größere Bedeutung beilegt, treffen nicht selten ein, und daher kommt es, daß manche Personen mehr Namen haben, als mancher spanische Hidalgo.

Zwischen dem funfzehnten und zwanzigsten Jahre brechen sich beide Geschlechter ein keilförmiges Stück von den beiden mittelsten Zähnen der obern Reihe aus, und später werden zwei oder drei Zähne der untern Reihe ganz herausgezogen. Die erstgenannte Operation wird gewöhnlich mit einem Stück Eisen, Feuerstein oder überhaupt einem Stein vorgenommen.

Die Damaras begraben ihre Todten. Unmittelbar nach dem Verscheiden wird das Rückgrat mit einem Stein*) zerschmettert, worauf der Körper so zusammengelegt wird, daß das Kinn das Knie berührt. Hierauf hüllt man ihn in eine Ochsenhaut und legt ihn in ein dazu gemachtes Grab, wobei man darauf bedacht ist, das Gesicht nach Norden zu zu legen. Dies geschieht, wie sie sagen, in Erinnerung an das Land, aus dem sie herstammen.

Wenn eine Person in einem Stamme gestorben ist, sammeln sich alle Glieder desselben, um den Todesfall zu beklagen, und diese Trauer wird durch das disharmonischste Schreien und Heulen ausgedrückt. Thränen werden als etwas Gutes angesehen, und in je größerer Menge diese auf den Leichnam fließen, um so besser ist es. Ein Sohn trauert um seinen Vater gewöhnlich zwei Monate lang, obwohl die Trauerzeit manchmal beschränkt wird, wenn es die Umstände fordern. Je reicher der Verstorbene ist, desto größer sind die äußeren Zeichen der Trauer,

*) Ich habe gehört, daß dies oft geschieht, ehe das Leben noch ganz erloschen ist. Es wird auch versichert, daß, wenn der Todte anfängt schwer zu athmen, man eine Haut über sein Gesicht deckt, was gewiß oft den Tod beschleunigt.

— fast ebenso wie unter civilisirten Nationen. Während der Trauerzeit trägt der Leidtragende eine dunkle oder schwarze lederne Kopfbedeckung, welche in eine konische Spitze ausläuft und mit mancherlei Zierrathen behangen ist. Um den Hals ist ein Riemen geschlungen, an dessen beiden Enden kleine Stückchen Straußeneierschalen befestigt sind. Wenn ein hochgeschätzter Freund stirbt, kommt es manchmal vor, daß man das Haupthaar vollständig abschneidet und mehrere Jahre lang mit geschorenem Haupte einhergeht.

Damara-Grab.

Wenn arme Frauen sterben und Kinder hinterlassen, begräbt man nicht selten die Kinder zugleich mit der Mutter.

Mr. Rath war einmal so glücklich, ein Kind zu retten, das nahe daran war, auf diese Weise ums Leben zu kommen.

Wenn die sterblichen Reste eines Häuptlings zur letzten Ruhe bestattet sind, sammelt man seine Waffen, Kriegskleidung u. s. w. und hängt alles zusammen an einem Pfahl oder Baum neben dem Grabe auf. Die Köpfe der Ochsen, welche bei der Beerdigung geschlachtet wurden, hängt man ebenso auf, — eine Sitte, die sich auch bei den Eingeborenen von Madagaskar findet. Das Grabmal besteht in einem großen Steinhaufen, der mit einem Gehege von Dornbüschen umgeben ist, wahrscheinlich um die Hyänen und andere Raubthiere abzuhalten, den Leichnam auszuscharren. Manchmal geschieht es aber auch, daß der Häuptling, wenn er den Wunsch ausgesprochen hat, nicht begraben, sondern in kauernder Stellung auf eine kleine Erhöhung in seiner Hütte gesetzt wird, welche letztere man dann ebenfalls mit Gehege und starken Palissaden umgibt.

Wenn ein Häuptling seinen Tod herannahen fühlt, ruft er seine Söhne zu sich und segnet sie, d. h. er wünscht ihnen reichlichen Ueberfluß an weltlichen Gütern.

Der älteste Sohn der Lieblingsgattin des Häuptlings ist, wie wir schon oben anführten, seines Vaters Nachfolger, und sobald das Leichenbegängniß vorüber ist, verläßt er seine Heimath und bleibt mehrere Jahre abwesend. Wenn er endlich zurückkommt, begibt er sich an das Grab des Verstorbenen, wo er niederkniet und mit leiser Stimme ihm mittheilt, daß er mit seiner Familie und den Heerden, die der Verstorbene ihm gegeben, zurückgekehrt sei. Hierauf spricht er ein Gebet um langes Leben, Gedeihen und Vermehrung seiner Heerden, mit einem Worte um alles, was für einen Wilden Werth hat. Wenn diese Pflicht erfüllt ist, legt er einen Kraal an derselben Stelle an, auf welcher das Lager seines Vaters gestanden hatte; selbst die Hütten und Feuerstätten müssen soviel als möglich auf den alten Plätzen

zu stehen kommen. Die Hütte des Häuptlings selbst liegt stets auf der Ostseite des eingehegten Raumes.

Das Fleisch des ersten Thieres, welches hier geschlachtet wird, kocht man in einem besondern Gefäße, und wenn es gehörig zubereitet ist, theilt es der Häuptling an alle Anwesende ohne Unterschied aus. Hierauf holt man ein Götzenbild, das aus zwei Stücken Holz*) besteht und den Hausgott oder vielmehr den unter die Götter versetzten Vater vorstellt; dieses Bild wird in die Schüssel eines jeden der Anwesenden eingetaucht. Hierauf nimmt es der Häuptling, befestigt ein Stück Fleisch am obern Ende desselben und steckt es in dem Boden fest, genau an der Stelle, wo der Vater gewöhnlich seine Opfer darbrachte. Der erste Eimer Kuhmilch wird auch an das Grab getragen, und ein kleiner Theil davon auf die Erde ausgegossen, wobei Segenssprüche über den Rest der Milch ausgesprochen werden.

Fieber und Augenleiden sind die am gewöhnlichsten vorkommenden Krankheiten. Die Fiebersymptome sind Kopfweh, Halsschmerzen und Magenbeschwerden, allgemeine Schwäche und Frösteln. Die Krankheit zeigt sich in den Monaten April und Mai, zu der Zeit, wo die periodischen Regen aufgehört haben. Die Augenleiden fangen dagegen im September und Oktober an, erreichen aber ihren höchsten Grad, wenn die kalte Jahreszeit eintritt. Sie beginnen mit einem Gefühl, als wenn die Pupille zu groß würde. Hierauf sammelt sich Wasser in den Augenwinkeln und unter den Lidern. In kurzer Zeit wird diese Feuchtigkeit brennend heiß, und wenn man sie nicht schleunigst entfernt, tritt ein unausstehlicher Schmerz ein. Das Gesicht wird manchmal durch diese Krankheit ganz und gar vernichtet, und man sieht überall Personen, die entweder ganz blind oder

*) Jede Kaste hat einen Baum oder Busch, den sie besonders heilig hält. Ein Paar Zweige oder Reiser eines solchen Baumes stellen den Verstorbenen vor.

einäugig sind. Die Europäer sind diesen Krankheiten ebenso ausgesetzt wie die Eingeborenen. Ich rede aus Erfahrung, denn ich selbst habe an Fieber und Augenleiden außerordentlich gelitten.

Im Damara-Lande findet man verhältnißmäßig nur wenig alte Leute, wozu mancherlei Gründe vorhanden sind, z. B. ihre grausamen Kriege unter einander und ihr Mangel an Mitleid für bejahrte und altersschwache Personen. Manchmal scheint es sogar, als böten sie alles auf, was in ihrer Macht steht, um den Tod eines solchen Unglücklichen zu beschleunigen. Von dieser Grausamkeit sind einige Beispiele zu meiner Kenntniß gelangt; eines der erschütterndsten trug sich in Barmen zu.

Mr. Hahn sah einmal eine arme alte Frau, die fast blind war und nicht mehr im Stande für sich selbst zu sorgen; er hatte Mitleid mit ihr und gab ihr fast täglich, was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchte. Ihr Bruder, der diesen Vortheil nicht auch genoß, wurde neidisch über die seiner Schwester erwiesene Bevorzugung, und faßte im Geheimen den Beschluß, sie aus dem Wege zu schaffen. Diesen Plan führte er so aus, daß er unter dem Vorwande, nach Wurzeln zu graben, sie mit sich an einen Ort nahm, wo es gänzlich an Wasser fehlte, und hier überließ er sie ihrem Schicksal. Ein Knabe, der sie begleitete, versicherte, daß der unnatürliche Bruder, als er einige Tage später wieder dahin kam und seine Schwester noch am Leben fand, sie mit der Keule auf den Kopf schlug, bis der letzte Lebensfunke erloschen war.

Milch ist die Hauptnahrung der Damaras. Sie essen oder trinken sie stets aus derselben Schüssel, die man nicht anders reinigt, als daß man Hunde sie auslecken läßt. Man glaubt, daß, wenn man die Milchgefäße auswüsche, die Kühe aufhören würden Milch zu geben.

Mit Ausnahme des erbeuteten Wildes, essen sie nur sehr

wenig Fleisch; Heerdenvieh schlachten sie selten, nur bei Hochzeiten und Begräbnissen, bei Geburten und bei der Beschneidung der Knaben.

Musik und Tanz sind das höchste Vergnügen der Damaras. Das einzige ihnen bekannte musikalische Instrument ist eine Art Maultrommel, die aber nichts weiter ist, als der gewöhnliche Bogen, dem sie wilde Melodien zu entlocken wissen. Mit diesem Instrument versucht der Virtuos, und zwar oft mit dem glücklichsten Erfolge, die Bewegungen mancher Thiere nachzuahmen, z. B. den plumpen Galop der Giraffe, den raschen Trab des Zebra, und die lebendigen Capriolen des schönen Springbocks.

Ihr Tanz besteht meistentheils in mimischen Darstellungen der Bewegungen von Rindvieh und Schafen. Die Tänzer begleiten ihre Geberde mit eintönigem Gesang und geben den Takt an, indem sie mit den Händen klatschen und mit den Füßen auf den Boden stampfen.

Wie die Ovambos beobachten sie jederzeit die orientalische Sitte, die Sandalen abzulegen, ehe sie den Wohnort eines Fremden betreten.

Die Damaras schwören „bei den Thränen ihrer Mütter." Dies ist eine wirklich rührende und schöne Sitte.

Im Allgemeinen hat der Häuptling nur dem Namen nach Macht über seine Unterthanen. Wenn er ein schwereres Verbrechen bestrafen will, geschieht es nicht selten, daß der Verbrecher mit seinem Vieh davonläuft und bei einem andern Stamme seine Zuflucht sucht. In weniger ernsten Fällen wird jedoch in Folge der abergläubischen Sitten und alten Gewohnheiten dem Häuptling mehr oder minder Gehorsam geleistet.

Die Damaras zeichnen sich durch ihre Trägheit und Faulheit aus. Was die Weiber nicht machen, überläßt man den Sklaven, welche entweder die Nachkommen verarmter Familien ihres eigenen Stammes sind (ist dies nicht immer wieder eine

Annäherung an die Civilisation?), oder eingefangenen Buschmännern. Die ersteren werden von Kind auf zu Sklaven gemacht und namentlich als Viehhirten verwendet.

Die Zahlworte der Damaras gehen bis hundert, obwohl es ihnen außerordentlich schwer fällt, diejenigen anzuwenden, welche über die Anzahl der Finger an beiden Händen hinausgehen. Es geht ihnen wie gewissen Reimschmieden, welche das Versmaß an den Fingern abzählen. Es ist ein sehr ergötzliches Schauspiel, wenn man eine Anzahl Damaras sieht, die ein Dutzend Stück Vieh zusammenzählen wollen.

Sie haben Namen für einige Himmelskörper, nichtsdestoweniger aber doch höchst seltsame Vorstellungen von ihrem Wesen, ihren Bewegungen u. s. w. Man bildet sich z. B. ein, daß die Sonne, die am Abend untergeht, ganz verschieden ist von derjenigen, die am Morgen aufgeht. Wie jenes Kind, das sich verwunderte, was man mit den alten Monden anfange, werden diese Wilden sich auch nur schwer einen Begriff davon machen können, was mit den „alten Sonnen" vorgeht.

Die hier heimischen Hausthiere sind Rindvieh, Schafe und Hunde. Die letzteren sind denen ganz ähnlich, die sich bei den Namaquas finden; aber zur Ehre der Damaras muß man sagen, daß sie sich dieser Freunde und Begleiter des Menschen weit besser annehmen, als ihre südlichen Grenznachbarn. Auch legen sie großen Werth auf dieselben. Ich habe selbst gesehen, daß sie zwei schöne Ochsen für einen Hund zahlten.

Von den Heerden der Damaras werde ich später Gelegenheit haben zu sprechen. Die Schafe sind (oder richtiger, waren) außerordentlich zahlreich und ihr Fleisch ist durchaus nicht schlecht. Obgleich sie ziemlich mager aussehen, bekommt man doch sehr schönes Fleisch von ihnen, wenn sie geschlachtet und zertheilt werden. Mit Einschluß der Haut und des sonst Ungenießbaren wiegen sie nicht selten 100, manchmal auch 110 bis 112 Pfund

engliſch. Sie haben buſchige Schwänze wie die Schafe der Kapcolonie, jedoch nicht von ſo ungeheuerlicher Größe wie dieſe. Wolle haben ſie nicht, ſondern der Körper iſt mit kurzen glänzenden Haaren bedeckt, welche dicht auf der Haut aufliegen. Die größte Eigenthümlichkeit dieſer Thiere beſteht in ihrer Färbung, welche alle möglichen Abſtufungen annimmt.

Die Heerdenthiere ſind mancherlei Krankheiten unterworfen, deren gewöhnlichſte und gefährlichſte ihren Sitz in der Kehle hat und ſtets den Tod herbeiführt. Staar, in deſſen Folge Blindheit und Anſchwellen der Füße eintritt, iſt auch nicht ungewöhnlich.

Die Schafe ſterben oft daran, daß das Blut an einigen Stellen unter der Haut ſtockt, welches man die Blutkrankheit genannt. Es wird auch behauptet, daß ſelbſt Menſchen von dieſer Krankheit angeſteckt werden können (manchmal in Folge davon, daß man Fleiſch von kranken Thieren gegeſſen hat) und daß die einzige Rettung in ſolchem Falle die ſofortige Amputation des angegriffenen Körpertheils iſt.

Neunzehntes Kapitel.

Es wird ein Bote nach der Kapstadt geschickt. — Abreise von Barmen. — Eikhams. — Eyerbrecht. — Abreise von Eikhams. — Elephant-Fountain. — Tunobis. — Ungeheure Menge Wild. — Jagd bei Nacht unter dem „Schirme". — Der Verfasser schwebt mehrmals in augenscheinlicher Lebensgefahr. — Der Versuch den Ngami zu erreichen mißglückt. — Die Expedition tritt die Rückkehr an. — Ankunft bei Elephant-Fountain. — Mortar der Koch macht Seife. — Fallgruben. — Ein Nachtabenteuer. — Mangel an Wild. — Wir treffen Hans. — Gefahr durch Vergiftung. — Ankunft an der Wallfischbai. — Ein Abenteuer in einer Tonne. — Außerordentliche Sterblichkeit unter den Fischen. — Der Verfasser wird mit großer Mühe vom Tode des Ertrinkens gerettet. — Ankunft des Missionarschiffes. — Briefe aus der Heimath. — Mr. Galton kehrt nach Europa zurück. — Betrachtungen.

Das Schiff, welches alle zwei Jahre die Lebensmittel nach der Wallfischbai beförderte, wurde im December erwartet, und mit dieser Gelegenheit hofften wir nach Europa, wenigstens nach dem Kap zurückkehren zu können. Um sicher zu sein, den gehörigen Platz zu finden, schickte Mr. Galton inzwischen einen Boten an seinen Banquier in der Kapstadt ab mit dem Auftrage, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Da wir noch einige Monate vor uns hatten, beschloß Galton in dieser Zeit einen

Ausflug nach Osten zu unternehmen, einestheils in der Absicht, bis an den Ngami-See vorzudringen, unser ursprüngliches Reiseziel, anderntheils um nähere Erkundigungen über das Groß-Namaqua-Land und seine halbcivilisirten Bewohner einzuziehen. Die Aussicht auf gute Jagd nach größerem Wilde, das, wie man uns sagte, sich dort in großer Menge befände, war eine weitere Veranlassung, die Reise zu unternehmen.

Es wurde bestimmt, daß Hans mit einem unserer Wagen nach der Wallfischbai fahren sollte, um die zurückgelassenen Vorräthe u. s. w. zu holen, während Mr. Galton und ich mit dem anderen Wagen die Reise nach Osten fortsetzten. Nachdem der Ort festgesetzt war, an welchem Hans uns treffen sollte, verließen wir Barmen am 12. August Nachmittags. Nach ungefähr drei Tagen kamen wir nach Eikhams, Jonker Afrikaners bereits früher genannte Residenz, wo mein Freund, ehe er das Land verließ, einige Streitigkeiten zwischen den eingeborenen Stämmen zu schlichten wünschte.

Eikhams liegt schön am Abhange eines Berges, dessen Gipfel unbewachsen ist, wogegen seinen Fuß herrliche Mimosen-Gruppen schmücken, durch welche ein Nebenfluß des Swakop sich hindurchwindet. Es ist dies der einzige Ort in Südafrika, an dem ich etwas der Abenddämmerung Vergleichbares vorfand. Dies hatte seinen Grund darin, daß die Sonnenstrahlen sich an den Gipfeln der pittoresken Bergketten brachen, welche Eikhams fast von allen Seiten umgeben.

Eikhams hat reichlichen Wasservorrath aus drei bis vier Quellen, welche ziemlich hoch liegen, so daß das niedrigere Land ohne Mühe bewässert wird. Die Eingeborenen haben Gärten, in denen sie allerlei Gemüse bauen, das zum Theil ganz vorzüglich gedeiht. Der Erdboden ist außerordentlich fruchtbar, und scheint namentlich für den Tabaksbau geeignet zu sein.

Im Ganzen ist Eikhams die schönste Stelle, die ich im Damara- und Namaqua-Lande gesehen habe.

Etwa zwanzig Minuten Wegs von Eikhams ist ein warmer Gesundbrunnen, dessen Wasser da, wo es aus dem Kalkstein hervorfließt, 194 Grad Fahrenheit hat. Mr. Hahn theilte mir mit, daß er hier einmal ein Stück Fleisch kochte, welches durchaus nicht unschmackhaft war, wenn auch nicht so wohlschmeckend, wie wenn es in gewöhnlichem Wasser gekocht wurde.

Eikhams ist, wie wir schon mittheilten, früher eine der Rheinischen Missionsstationen gewesen und war 1843 von Mr. Hahn

Jonker Afrikaner.

gegründet worden, welcher jetzt in Neu-Barmen im Damara-Lande wohnt. Nach einiger Zeit wurde es jedoch der Wesley-Gesell-

schaft überlassen, die einen Herrn Haddy hierherschickte, der ein schönes Wohnhaus und eine Kirche baute. Die Mission blühete eine Zeitlang, wurde aber schließlich aufgegeben und ist jetzt dem gänzlichen Verfall nahe. Dieses ist leider das gemeinsame Schicksal mehrerer solcher Niederlassungen in Südafrika geworden.

Unter andern Geschenken, welche Jonker von Mr. Galton erhielt, befand sich auch ein prächtiger Federhut und eine reich mit Gold gestickte Uniform. Es war ein Hofkleid, das sein früherer Besitzer wahrscheinlich benutzt hatte, wenn er Majestäten seine Aufwartung machte, und mit dem der afrikanische Häuptling sehr zufrieden war.

Ich wünschte das Portrait einer so berühmten Person wie Jonker Afrikaner zu besitzen, und bat ihn deßhalb eines Tags, jenes Kostüm anzulegen, und mir zu erlauben, ihn abzuzeichnen. Er hatte nichts gegen meinen Wunsch einzuwenden, und erschien am nächsten Morgen in vollem Staate. Wir glaubten, er würde sich sehr lächerlich ausnehmen, da sein Gang und seine ganze Person nicht eben viel für sich hatte; aber wir hatten uns geirrt. Er trat mit solcher Gewandtheit und Würde auf, als wäre er von jeher an Hofsitten gewöhnt gewesen.

Während unsers Aufenthalts in Eikhams wurden wir mit einem Herrn Eyerbrecht bekannt, der, früher Missionar, jetzt Jonker's rechte Hand war. Abgesehen von einer geläufigen Kenntniß des Englischen und Holländischen, sprach er die Namaqua- und Damara-Sprache, und war mit dem Lande sehr wohl bekannt, weßhalb Mr. Galton ihn veranlaßte, uns auf unserer Reise nach Osten zu begleiten, wobei er uns vom größten Nutzen war.

Mr. Galton glaubte bei der Ankunft in Eikhams, daß die Angelegenheiten mit Jonker schnell abgemacht werden könnten; aber in diesem Theile der Welt weiß man nicht, was eilen ist,

und wir wurden so lange aufgehalten, daß wir erst am 30. August abreisen konnten.

Kopf des Sus Aethiopicus.

Unterwegs trafen wir Wild in großer Menge und an verschiedenen Orten, und so war unsere Speisekammer immer gut versorgt. In einigen Stunden bei Nacht schoß ich mehr als drei Hartebeests, zwei Pallahs*) und fünf Zebras, und hätte, wenn ich die Lust hatte, doppelt so viel schießen können. Wir sahen auch dann und wann wilde Schweine.

Nach einer mühsamen Reise von ungefähr vierzehn Tagen erreichten wir Elephant-Fountain, früher eine Wesleyanische Missionsstation. Sie wurde 1847 von dem Rev. Mr. Tindal gegründet, war aber nach einigen Jahren in Folge eines verheerenden Fiebers, das unter den Eingeborenen grassirte, wieder aufgegeben worden. Selbst die hier ansässigen Europäer litten bedeutend durch die Krankheit. Der Ort lag in einem Bezirke, welcher dem Häuptling Amral gehörte, der in der Kapcolonie geboren und erzogen worden war und, wenn ich nicht falsch berichtet worden bin, zum Theil durch den Einfluß der Missionare seine hohe Stellung bekam.

Elephant-Fountain wird namentlich von Berg-Damaras bewohnt, die bedeutenden Tabaksbau u. s. w. haben. Wild war in Menge vorhanden; doch hatten wir nicht Zeit, uns darum zu kümmern.

Man theilte uns mit, daß das Land östlich von Elephant-Fountain außerordentlich sandig und mit Gebüsch bewachsen sei,

*) [Pallah, Antilope melampus Licht., hat die Größe des Damhirsches. Anmerkung G. Thomée's.]

und da unsere Ochsen sich nicht im besten Zustande befanden, wurde beschlossen, die Wagen unter John Mortar's, des Kochs, Aufsicht zurückzulassen, und die Reise auf Pack- und Reitochsen fortzusetzen. Amral und viele seiner Leute sprachen den Wunsch aus, uns zu begleiten, namentlich weil sie eine gute Jagd erwarteten. Als wir uns auf den Weg machten, schloß sein Sohn, Lambert, sich uns mit vielen andern Namaquas und ihren Begleitern an, so daß unsere Karavane schließlich aus mehreren hundert Personen bestand.

Nach vielen Unannehmlichkeiten und Beschwerden in Folge der großen Hitze, der schrecklichen Dürre und des Mangels an Weide bei den wenigen und weit von einander entfernten Quellen erreichten wir Tunobis oder Otjombindè am 3. Oktober. Nach Mr. Galton's Beobachtungen liegt dieser Ort unter 21° 55′ Breite und 21° 55′ östlicher Länge.

Die Buschmänner, welche in dieser Gegend wohnten, erklärten, daß das Land zwischen hier und dem See Ngami jetzt unmöglich zu passiren sei, und daß jeder Versuch vorzudringen unseren und unserer Tragochsen gewissen Tod herbeiführen würde. Obgleich wir nicht eben unbedingt ihren Worten glaubten, sahen wir doch ein, daß es unter solchen Umständen höchst unvorsichtig sein würde, weiter zu reisen.

Nach einer ungefähren Berechnung konnten wir nur etwa neun bis zehn Tagereisen vom See entfernt sein, und deßhalb kostete es uns die größte Ueberwindung, von dem Unternehmen abzustehen. Doch war dies das Beste, und wir hatten allen Grund, den Eingeborenen für ihre wahrheitsgetreuen Angaben dankbar zu sein. Meine später gewonnene Erfahrung hat mich davon überzeugt, daß, wenn wir in diesem Jahre den Versuch gemacht hätten, nichts uns oder unser Vieh vom Tode durch Verdursten hätte retten können. Nachdem wir Tunobis verlassen, würden wir erst nach einer wirklichen Reise von drei und einem

halben Tage, die nothwendige Ruhezeit abgerechnet, Wasser gefunden haben. Selbst wenn unser Vieh munter und durch Ruhe gestärkt gewesen wäre, würde es wahrscheinlich etwas in diesen Gegenden Unerhörtes gewesen sein, eine solche Reise zu unternehmen; doch stieg jetzt die Schwierigkeit noch durch die Beschaffenheit unserer Ochsen, denn diese waren buchstäblich nichts mehr als Haut und Knochen. Selbst ehe wir noch Tunobis erreichten, hatten einige vor Kraftlosigkeit zurückgelassen werden müssen.

Ich muß gestehen, daß ich, als ich das erste Mal den Bericht meines Freundes durchlas, ziemlich erstaunt war über seine ruhige Behauptung, daß er kein besonderes Gewicht darauf legte, den See Ngami zu erreichen. Es ist wahr, als wir in der Wallfischbai landeten, hatten wir nur wenig Hoffnung, dahin zu gelangen; aber wenigstens ich für meinen Theil betrachtete diesen See jederzeit als das Hauptziel unserer Reise. Er nimmt ferner an, daß die Gegend von hier an bis zum See verhältnißmäßig offen und frei von Gebüsch ist, und daß man sich also ohne die mindeste Schwierigkeit den Weg dahin bahnen kann; aber in dieser Beziehung muß ich sagen, daß bald, nachdem wir Tunobis verlassen hatten, das Gebüsch (ganz abgesehen von dem Mangel an Wasser) so dicht und die scharfen Dornen so unangenehm wurden, daß ich es für gut fand, unglaubliche Umwege zu machen, und daß alle unsere Kleider, Packsättel u. s. w. buchstäblich in Fetzen zerrissen wurden.

Die wenigen Tage, welche wir in Tunobis verblieben, brachten wir nützlich und angenehm zu. Außer manchen interessanten Aufschlüssen über das Land, die wir von den Buschmännern einholten, und die sich später zum Theil bestätigten, hatten wir die trefflichste Jagd. In einer Entfernung von zwei bis drei Tagen war kein Wasser zu finden, und deßhalb war auch die Anzahl der Thiere, die sich jede Nacht hier versammelten, um ihren Durst zu stillen, in Wahrheit erstaunlich.

Um dem Leser einen Begriff von der unberechenbaren Menge Wild zu geben, das hier buchstäblich wimmelte, will ich nur erwähnen, daß in den wenigen Tagen, die wir uns in Tunobis aufhielten, unsere Gesellschaft, abgesehen von allem übrigen, allein dreißig Rhinoceros schoß. In einer Nacht, wo ich ganz allein war, erlegte ich, außer anderem Wild, nicht weniger als acht solcher Thiere von drei verschiedenen Gattungen. Ich bin fest überzeugt, hätte ich meine Jagd fortgesetzt, so würde ich die doppelte Anzahl geschossen haben*); aber es hat mir nie Vergnügen gemacht, zwecklos Thiere zu tödten. Hier, — und ich kann wohl mit gutem Grunde sagen, überall, wo ich an Jagden auf eine größere Menge Wild Antheil nahm, — ging nie auch nur ein Pfund Fleisch verloren, denn was wir nicht für uns selbst behielten, wurde stets von Eingeborenen verzehrt.

Als weiteren Beweis für die unglaubliche Menge Wild in diesen Gegenden muß ich noch anführen, daß die fragliche Quelle, welche sehr reichlich floß und wirklich unversiegbar zu sein schien, fast jede Nacht rein ausgetrunken war.

Zu verschiedenen Malen entging ich wie durch ein Wunder der Gefahr, vom Horne des Rhinoceros gespießt zu werden. Ein solches Thier, das tödtlich verwundet war, griff mich z. B. mit solcher Wuth an, daß der vordere Theil meines „Schirmes" umgeworfen wurde; ich rettete mein Leben nur dadurch, daß ich mich mit aller Kraft auf die entgegenstehende Wand warf, welche glücklicherweise nachgab.

Ein andermal ging ich ganz gemächlich an ein großes weißes Rhinoceros heran, welches Galton die Nacht vorher geschossen hatte, als plötzlich sein Junges, ungefähr von der Größe

*) Bei solchen Nachtjagden verbargen wir uns gewöhnlich hinter einen „Schirm", d. h. eine kleine kreisrunde Umzäunung von sechs bis acht Fuß Durchmesser, deren Wände, die gewöhnlich aus lockeren Steinen bestanden, etwa zwei Fuß hoch waren.

eines Ochsen, hinter dem todten Körper hervor auf mich losstürzte. Die Bewegungen des Thieres waren so schnell, daß ich weder Zeit hatte auszuweichen, noch zu zielen; ich hielt die Flinte wie einen Stock dem Rhinoceroskalb vor die Brust, schoß los, und das Glück wollte, daß es auf die Seite sprang und davonlief. Kurz darauf fanden wir es nicht weit von unserem Lager todt auf der Erde liegen.

Nachdem wir uns satt gejagt und von den Buschmännern alles erfahren hatten, was sie wußten, begaben wir uns auf den Heimweg.

Daß unser Plan, den See Ngami zu erreichen, mißglückt war, bedauerte ich außerordentlich. Der Gedanke daran verfolgte mich Tag und Nacht. Wenn ich über alle Umstände gehörig nachdachte, konnte ich den Glauben nicht los werden, daß unter günstigeren Verhältnissen das Glück meine Bemühungen krönen würde, wenn ich mich nur entschließen könnte, einen neuen Versuch zu machen. Ich beschloß daher zunächst, meinen Freund bis an die Küste Afrikas zu begleiten und ihn seine Heimreise antreten zu sehen, dann aber umzukehren, sobald die Regenzeit begann.

Ich theilte meinen Plan Mr. Galton mit, der meiner Ansicht vollständig beistimmte. Da ich weder Ochsen noch Wagen hatte, versprach er freundschaftlichst, mich nach beiden Seiten hin auszurüsten, sowie mit Gegenständen zum Tauschhandel, soweit sein stark angegriffener Vorrath eben reichte.

Nach Abwesenheit von fast einem Monat waren wir wieder bei Elephant-Fountain. Obgleich wir während dieser Zeit fast ausschließlich von frischem Fleische lebten, hatten wir doch nicht mehr Salz gehabt, als was die Hälfte eines Zündhütchentäschchens füllte, das die Größe eines gewöhnlichen Pillenschächtelchens hat. Ich erwähne diesen Umstand, um zu zeigen, daß das Salz zum Unterhalt des Menschen nicht unumgänglich

nothwendig ist. Wenn ich einige Mahlzeiten bei Missionaren ausnehme, hatten wir mehrere Monate lang kein Brod genossen. Ich war desselben so entwöhnt, daß, als wir nach der Ankunft in Barmen eines Tags bei Mr. Hahn speisten, ich die Mahlzeit beendigt hatte, ohne auf das Stück Brod geachtet zu haben, das neben meinem Teller lag und mir doch in die Augen fallen mußte. Unsere Leute waren anfangs unzufrieden damit, kein Brod zu bekommen; aber auch sie gewöhnten sich bald daran, es zu entbehren, und es ist dies auch keinem von uns schlecht bekommen. Ich habe oft gehört, daß der Mangel an Brod und vegetabilischer Kost das Schlimmste ist, was einem Menschen widerfahren kann. Dem sei wie ihm wolle; so viel ist wahr, daß, wie die erwähnte Thatsache beweist, der Körper des Menschen sich mit einem Worte an alle mögliche Verhältnisse und Umstände gewöhnen kann.

Die Leute, welche wir zurückgelassen hatten, um auf die Wagen Acht zu haben, waren frisch und munter; John Mortar, der Koch, sah blaß und mager aus. Als ich mich nach der Ursache erkundigte, zeigte er auf das Feuer, an dem unser Mahl kochte, und rief mit einem Fluche aus: „Sehen Sie diesen Topf, Herr! Ich habe nun gegen siebenundzwanzig Tage lang darauf gesehen, aber finde zu meinem Aerger, daß alle meine Arbeit vergeblich gewesen ist!“ Bald nachdem wir Elephant-Fountain verlassen, hatte John nämlich Seife kochen wollen, da unser Vorrath erschöpft war. Er hatte aber den Fehler gemacht, ungelöschten Kalk statt des Alkali anzuwenden, das aus der Asche des hier zu Lande wachsenden Seifenstrauchs gewonnen wird, und daraus erklärte sich sowohl sein mißglückter Versuch, als sein trauriges Gesicht.

Wild gab es, wie ich schon gesagt, in der Gegend um Elephant-Fountain in Menge, und in unsern großen Fallgruben fingen wir fast jede Nacht eine ziemliche Anzahl wilder Thiere.

Die ganze Umgegend des Zwart Nosop, der hier vorbeifließt, besteht buchstäblich aus einer Reihe Fallgruben, die so schlau angelegt und so gut verborgen waren, daß die äußerste Aufmerksamkeit nöthig war, wenn man hier reiste. Selbst wer ganz genau mit dem Terrain bekannt war, lief immer noch Gefahr, in eine solche Grube zu fallen.

Löwen gab es in Menge, und sie waren außerordentlich kühn. Es geschah manchmal, daß einige von Amral's Leuten, die bei Nacht auf Wild lauerten, von den schrecklichen Raubthieren entweder weggefangen oder übel zugerichtet wurden. Der Häuptling, welcher sah, daß ich sehr unvorsichtig war, hatte große Besorgniß um mein Leben, namentlich da ich gewöhnlich ganz allein auf die Jagd ging.

Bei einer solchen Gelegenheit befand ich mich einmal in einer sehr gefährlichen Lage. Ich hatte in einem dichten Mimosengehölz Posto gefaßt, von wo aus ich den Weg zum Zwart Nosop hinab an einer von Wild sehr fleißig besuchten Stelle beherrschte; eine ungeheuer große Fallgrube befand sich neben mir. Es war finster und die Finsterniß rings um mich steigerte sich noch durch das dichte Gebüsch und die hohen Ufer des Flusses; die Nacht war mit einem Worte kohlschwarz, so daß ich nicht einmal die Mündung an meinem Flintenlaufe unterscheiden konnte. Die Einsamkeit wurde noch schauerlicher, wenn ein oder der andere Nachtvogel einen Laut von sich gab, worauf die Stille nur noch beengender auf mich einwirkte. Selbst das Fallen eines Blattes oder das Rascheln eines Insektes in dem dürren Grase erschien mir wie eine angenehme Unterbrechung in der drücken den Finsterniß. Wenn man sich mitten in einer Einöde und ohne alle Gesellschaft befindet, macht die Ruhe, namentlich in Verbindung mit vollständiger Abwesenheit alles Lichts, einen unaussprechlich feierlichen Eindruck auf den Menschen, der sich nicht nur des Tageslichts und der Gesellschaft beraubt sieht, sondern auch von

einem unbestimmten Etwas bedroht glaubt, vor dem er sich wider Willen fürchtet. Nie werde ich das Gefühl der Leere und Verlassenheit vergessen, das bei dieser Gelegenheit mich überkam. Mitternacht war längst vorbei, aber noch zeigte sich kein Wild.

Plötzlich hörte ich das Athmen eines Thiers dicht hinter mir; da ich aber nichts weiter vernahm, was mir die Anwesenheit eines lebenden Wesens verrathen hätte, erklärte ich mir den gehörten Laut aus meiner gereizten Einbildungskraft. Auf einmal wurde aber die schauerliche Stille durch eine Heerde Pallahs unterbrochen, die den steinigen Abhang herabkamen, an dessen unterem Ende ich stand. Ich duckte mich nieder, so viel ich konnte, um sie deutlicher zu erkennen, und erwartete ihre Ankunft mit gespannter Büchse. Sie kamen immer näher, bis ich endlich glaubte, das Pallah, welches an der Spitze der übrigen ganzen Heerde stände, müsse ganz nahe an der Fallgrube sein; aber in dem nämlichen Augenblicke hörte ich ein leises, unterdrücktes Brüllen, einen Sprung und dann einen schwachen Ton wie von einem sterbenden Thiere. Wieder war alles still. Obgleich die undurchdringliche Finsterniß mich am Sehen hinderte, konnte ich doch nicht länger zweifelhaft sein, daß ich mich in der Nähe eines Löwen befand. Ich gestehe aufrichtig, daß ich sehr erschrocken war; denn ich wußte nur zu wohl, daß, wenn der Löwe mich angriffe, ich völlig in seiner Gewalt sei. Meine Lage war außerordentlich kritisch. Ich strengte Augen und Ohren an, um zu entdecken, wo das Thier sein möge; ich hielt in ängstlicher Erwartung den Athem zurück, während jeder Nerv auf das Aeußerste gespannt war. Auf einmal hörte ich zu meinem Erstaunen den Knall eines Schießgewehrs nicht ganz funfzig Schritt von meinem Versteck; dann fiel ein zweiter und ein dritter Schuß. Hierdurch wurde meine Lage nur noch gefährlicher; denn ich fing an zu befürchten, daß der Schießende, da er nicht wußte, wo ich stand, sein Gewehr auf mich richten

könnte. Deßhalb sprang ich auf und rief: Wer da? — „Herr! der Löwe! der Löwe!“ — antwortete Eyebrecht, denn er war es, der geschossen hatte. Im nächsten Augenblicke stand der Mann zitternd neben mir. Er war wahrscheinlich von Amral abgeschickt worden, um mich zurückzurufen, hatte aber den Löwen auf seinem Wege getroffen und geschossen, um ihn zu verscheuchen.

Obgleich ich nicht in jeder Beziehung dem Wunsche des Häuptlings mich unterwerfen wollte, fand ich es nach dem, was geschehen war, doch für das Räthlichste, mir einen freieren Platz auszuwählen, an dem ich weniger der Gefahr einer Ueberraschung ausgesetzt war. Zeitig am nächsten Morgen fand sich eine Anzahl Hottentotten ein, um die Gegend zu untersuchen; ganz wie ich erwartet hatte, fand sich die Spur eines Löwen dicht hinter meinem „Schirme“ und kaum eine Büchsenlänge weit von mir, wo der Löwe wahrscheinlich auf der Lauer lag, ehe er auf das Pallah stürzte, dessen Geschrei ich während der Nacht hörte, das aber, obwohl verwundet, doch glücklich entkam. Wie weit der Löwe Absichten auf meine Person hatte, ist schwer zu sagen; doch war auf jeden Fall meine Lage nicht im mindesten beneidenswerth.

Bei unserer Rückreise nach Barmen regnete es viel, und an manchen Stellen schien die Gegend wie neugeboren. Verschiedene Zugvögel, z. B. Schwalben, Kuckucke und andere, fingen wieder an sich zu zeigen.

Die Thiere, welche während der trocknen Jahreszeit sich um die Quellen und andere perennirende Wässer versammeln müssen, hatten sich nach den letzten Regengüssen weit über das Land zerstreuen können und waren jetzt schwer aufzufinden. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Thiere, die zahmen sowohl als die wilden, aus weiter Ferne schon durch den Instinkt feuchte Winde und grünes Gras unterscheiden können. So habe ich oft gesehen, daß Ochsen ihre Köpfe nach der Seite hinwendeten, wo

ein ferner Blitz anzeigte, daß es vor kurzem geregnet habe, und mit augenscheinlichem Behagen die abgekühlte Luft einathmeten. Der Missionar Moffat erzählt, daß einmal eine ganze Viehheerde rein verloren ging, nach seinem Vermuthen nur aus dem angegebenen Grunde.

„Viele Jahre vor meinem Aufenthalte im Namaqua-Lande," erzählte Moffat, „verlor Afrikaner auf diese Weise den größten Theil seiner Heerden. Eines Abends fing ein starker Nordwind zu wehen an; er brachte den Geruch von grünem Grase mit, wie die Eingeborenen zu sagen pflegen. Das Vieh, welches nicht eingepferchi war, ging fort, als es dunkel geworden war. Man hatte früher etwas Aehnliches nicht bemerkt und vermuthete, daß sie nur auf die gemeinsame große Weide gezogen wären, auf die sie gewöhnlich getrieben wurden; aber nach vielem Suchen fand sich, daß mehrere tausend Stück den Weg nach Norden eingeschlagen hatten. Man bekam einige wenige wieder; aber der größere Theil erreichte das Damara-Land, nachdem sie mehrere hundert Meilen verfolgt worden waren."

Ich bin oft durch Gegenden gekommen, welche Ueberfluß an Wild hatten, welche aber, wenn ich kurze Zeit darauf zurückkam, vom Wilde ohne einen denkbaren Grund verlassen worden waren. Setzte ich dann meine Reise fort, traf ich die Thiere an einer andern Stelle wieder, und fand, daß das junge Gras sie verlockt hatte, das entweder durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre, oder dadurch, daß die Eingeborenen das alte Gras angezündet hatten, erzeugt worden war. Die Schnelligkeit, mit welcher die von der Sonne versengten und verbrannten Weideplätze unter den Tropen durch einen der angegebenen Gründe in üppige Savannen verwandelt werden, ist ganz unglaublich, und wer nicht selbst Zeuge dieser Veränderungen war, kann sich keinen genauen Begriff davon machen.

Eine Station diesseit Eikhams trafen wir Hans, der ein

kleines Abenteuer in der Nähe des Scheppmansberges gehabt hatte, wo er einen Tag lang ausspannte. Er war nach Wild ausgegangen, sah aber bei seiner Rückkunft zu seinem Erstaunen eine Anzahl Eingeborener auf seinen Wagen springen, ohne Zweifel in der Absicht, denselben zu plündern und wahrscheinlich denjenigen niederzustechen, der sich ihnen nahen würde. Als sie Hans mit der Büchse in der Hand herankommen sahen, ergriffen sie alle die Flucht, aber einige wurden eingefangen und erst losgelassen, nachdem sie eine derbe Tracht Schläge bekommen hatten und mit dem Tode bedroht worden waren, wenn sie je wieder einen solchen Versuch wagen würden. Es dauerte nicht lange, so kamen die Wilden alle zurück und bettelten um Tabak.

Wir bemerkten zu unserm großen Bedauern, daß unser Vieh mager und elend wurde; auch Hans hatte die größte Noth gehabt, um die Wagen fortzubringen. Die wiederhergestellte Ruhe hatte den Damaras Vertrauen eingeflößt, und sie kamen nun in großer Menge mit ihren Heerden nach den Ufern des Swakop; aber die Folge davon war, daß jedes Grashälmchen ganze Meilen weit längs beider Ufer des Flusses abgeweidet war. Diese Nachricht war höchst unangenehm, da unser Weg gerade durch diese Gegend führte und unsere Tragochsen außerordentlich abgemagert und ermattet waren. Es war von unserer Seite manche Anstrengung nöthig, um diese Schwierigkeit zu überwinden, und wir versäumten nicht sogleich aufzubrechen. Nachdem Mr. Galton einige seiner überflüssigen Waaren an die Eingeborenen verkauft und die Maulthiere bei Jonker gegen Rinder umgetauscht hatte, nahmen wir von den gastfreien Missionaren in Barmen und Richterfeldt Abschied und traten schleunigst den Weg nach der Wallfischbai an.

Als wir den Punkt erreichten, wo die Flüsse Swakop und Tjobis sich vereinigen, wären wir fast alle vergiftet worden, da die Berg-Damaras Saft von Euphorbia Candelabrum in die

stehenden Wasserſammlungen gemiſcht hatten, um die Büffel zu vergiften, die ſich hier in großer Menge fanden. Ich war ein Stück vor der übrigen Geſellſchaft vorausgegangen, in der Hoffnung, ein ſolches Thier zu ſchießen, und war ſo glücklich zu entdecken, daß das Waſſer vergiftet war (man erkennt es daran, daß das Waſſer eine Färbung wie Thon annimmt), gerade noch zur rechten Zeit, um größeres Unglück zu verhüten. Einige von den Hunden hatten davon getrunken; aber da ſie ſich ſchon vorher an reinem klarem Waſſer ſatt getrunken hatten, kamen ſie mit einem heftigen Erbrechen davon. An derſelben Stelle hatte Hans kurz vorher todte und ſterbende Büffel gefunden, die ſich vergiftet hatten.

Die Symptome bei Menſchen, welche das erwähnte Gift genoſſen haben — keineswegs die geringſte der vielen Gefahren, denen der Reiſende in Afrika faſt täglich ausgeſetzt iſt — ſind ein Gefühl von Vollblütigkeit, ſchneller Puls, Schwindel und ſtarker Fieberfroſt.

Obgleich unſere Tragochſen aus Mangel an Weide fürchterlich zu leiden hatten, erreichten wir doch die Wallfiſchbai den 5. December, ohne einen einzigen Ochſen verloren zu haben.

Das Miſſionsſchiff hatte noch nicht gelandet; aber es lagen zwei andere Fahrzeuge da, eine Brigg und eine Barke. Die erſtere gehörte einem Engländer, welcher Guano und ſalpeterſaures Natron holte, das ſich, wie er gehört hatte, an dieſer Küſte fand. Er glaubte, dieſes koſtbare Salz wirklich gefunden zu haben, und theilte uns dieſe ſeine Entdeckung als ein großes Geheimniß mit. Als wir aber unterſuchten, was er gefunden hatte, ergab ſich, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als Stücke ganz gewöhnlicher Seife, die wahrſcheinlich zur Ladung irgend eines verunglückten Schiffs gehört hatten. Die Einwirkung des Waſſers hatte ihr Ausſehen ſo verändert, daß ein Irrthum leicht möglich war. Als der arme Kapitän von uns das wahre Re-

sultat seines Fundes erfuhr, war er, wie leicht begreiflich, nicht zum wenigsten unzufrieden und ärgerlich.

Das andere Schiff war ein amerikanisches und machte auf Pottfische Jagd, die in diesem Wasser nicht selten sind. Unsere schlechten und zerrissenen Kleider und ungeschorenen Bärte waren Schuld, daß der Kapitän uns anfangs mit mißtrauischem Blicke betrachtete, und uns nicht unwahrscheinlich für Banditen hielt, mit denen kein ehrlicher Mensch umgehen könne, und die nur in die Gesellschaft von wilden Menschen und Thieren paßten. Als er aber nach und nach erkannte, was für Leute wir eigentlich waren, wurden wir gastfrei an Bord seines Schiffes aufgenommen, wo alles im höchsten Grade reinlich und ordentlich war.

Die Mannschaft auf vielen der Wallfischfänger und Guanofahrer, welche die Wallfischbai besuchten, hatten sich auf eine schamlose Weise betragen, und entweder geplündert, oder boshaft zerstört, was sich in dem dort befindlichen Magazine vorfand. Einmal war jedoch eine Schaar solcher Seeleute auf eine recht lustige Weise in ihrer wenig achtungswerthen Beschäftigung gestört worden. Das Magazin gehörte damals einem Kaufmann, Mr. Dickson, der einige recht hübsche junge Löwen hatte. Diese wollte ein gewisser Kapitän für sich haben, und schickte deßhalb mitten in der Nacht eine Schaar Matrosen ab, um die Jungen wegzufangen. Diese Thiere hatten ihren Aufenthalt gewöhnlich in einer großen Tonne; aber gerade diesen Abend, da der Kapitän die Ausführung seines Plans bestimmt hatte, waren sie an einen andern Ort gethan worden, und einer von Mr. Dickson's Buchführern, mit Namen Bassingweight, hatte an ihrer Stelle in der Tonne Platz genommen. Die Matrosen schlichen sich ungesehen in das Magazin hinein und begannen die Tonne fortzurollen. Bassingweight glaubte anfänglich, er träume; aber als die Bewegung heftiger wurde und er mit dem Kopfe an die Wand anstieß, wachte er schnell auf, und fing aus vollem Halse zu

ſchreien an. Der unerwartete und ſonderbare Ton erſchreckte die Diebe ſo, daß ſie ſchleunigſt davon liefen und die Tonne im Freien liegen ließen.

Am folgenden Morgen kam der Kapitän, welcher vorher ſchon die Unverſchämtheit gehabt hatte, eines der Pferde von Mr. Dickſon ſich anzueignen, derb betrunken nach dem Magazine geritten und verlangte in frechem, gebieteriſchem Tone, daß man ihm die jungen Löwen überlaſſen ſolle. Mr. Dickſon war nicht zu Hauſe; aber ſeine Frau, ein raſches und entſchloſſenes Weib, weigerte ſich nicht nur dem Befehle des Kapitäns nachzukommen, ſondern hieß ihm ſogleich vom Pferde zu ſteigen und ſie in Ruhe zu laſſen. Als er zögerte, warf ſie den Mann ohne Umſtände vom Pferde herab und drohte ihn todtzuſchlagen, wenn er nicht ſogleich das Haus verließe. Sie befürchtete jedoch, daß er bei Nacht wiederkommen möchte, und zwar mit ſeinen Leuten, um ſich zu rächen und möglicherweiſe die jungen Löwen mit Gewalt wegzunehmen, weßhalb ſie Baſſingweight und einem anderen Diener, zwei Rieſen von Geſtalt und Kraft, befahl, in der Dämmerung hinab an die Bai zu gehen und die Bewegungen der Feinde genau zu beobachten. Mrs. Dickſon hatte ſich in ihren Ahnungen nicht getäuſcht, ihre Abgeſandten waren noch nicht lange fort, als ſie die lauten Stimmen einer Anzahl Perſonen hörten, die ſich ihnen eilig näherten. Sie verſteckten ſich hinter einige Hügel Triebſand und ließen die Matroſen bis in Schußweite herankommen, worauf ſie über ihren Köpfen losfeuerten, was die gewünſchte Wirkung hatte. Ohne weitere Feindſeligkeiten abzuwarten, kehrten die Matroſen ſogleich um. Ermuthigt durch den guten Erfolg gingen Baſſingweight und ſein Kamerad ihnen auf dem Fuße nach, und als ſie die Fliehenden erreichten, entſpann ſich ein heftiger Kampf. Die Gegenpartei war jedoch die ſtärkere, und Dickſon's Leute wären faſt überwunden worden. In dieſem kritiſchen Augenblicke rief Baſſingweight laut um

Hülfe, in der Hoffnung, daß einige von den Eingeborenen, die oft am Strande lagen und schliefen, zur Rettung herbeikommen würden. Zu ihrer unsäglichen Freude erhob sich ein Buschmann von einigen leeren Tonnen, die zufällig am Strande aufgereiht standen. Sein Auftreten wirkte wie ein Zauber und wendete die Sache zu ihrem Vortheil; die Matrosen, wie später bekannt wurde, bildeten sich nämlich ein, daß die Tonnen auch Wilde seien, und aus Furcht vor ihren vergifteten Pfeilen und von einem panischen Schrecken ergriffen flüchteten sie in größter Eile nach allen Seiten; einige stürzten bis an den Hals in's Wasser, während andere auf die Kniee fielen und um Gnade baten. Bassingweight versicherte mir, wenn der Buschmann nicht gewesen wäre, würde er und sein Kamerad ohne Widerrede das Leben verloren haben.

Jetzt gewährte die Bai ein ganz außerordentliches Schauspiel, da ihre ganze Oberfläche mit einer so zu sagen dicht zusammenhängenden Masse todter Fische bedeckt war. Diese ungewöhnliche Erscheinung konnten wir uns nicht anders erklären, als daß eine Epidemie unter den Fischen grassirt haben müßte, umsomehr, als man nicht blos eine oder zwei Arten dieser Thiere todt auf der Oberfläche des Wassers schwimmen sah, sondern es wimmelte von Fischen von allen Arten, die hier an dem Ufer vorkamen, den riesengroßen Hai nicht ausgenommen. An einigen nahe in Lee liegenden Stellen war die Schicht dieser Fische so dicht, daß ich mich erinnere, wie ich Mühe hatte, durch die Masse mit einem kleinen Boote hindurchzukommen.

Es ist leicht begreiflich, daß die Ausdünstung einer solchen Menge faulenden animalischen Stoffes widerwärtig und unangenehm sein mußte. Ob alle Fische todt waren, oder der widerliche Gestank die noch lebenden verjagt hatte, kann ich natürlich nicht wissen; aber sicher ist, daß sich kaum noch ein Fisch in der Bai fand. Als wir das erste Mal hierher kamen, fingen wir viele

Fische mit einem kleinen Netze; jetzt waren aber alle Versuche vergeblich.

Eines Tages begegnete mir etwas, das leicht gefährliche Folgen haben konnte. Es war vor kurzem ein Kutter vom Kap gekommen, dessen Kapitän auf eine Art Wallfisch (Humpback, Balaena longimana?) Jagd machen wollte, der zu dieser Jahreszeit in großer Menge in der Nähe der Wallfischbai vorkommt. Ich hatte in meinem kleinen Mackintosh-Kahne an Bord jenes Fahrzeuges einen Besuch abgestattet; aber als ich von da umkehrte, fing der Wind vom Lande her heftig zu wehen an. Bei ruhigem Wetter war ein kleiner Kahn sehr leicht zu regieren, aber wegen des flachen Bodens und der leichten Construction war es unmöglich, einem scharfen Winde entgegen damit fahren zu können. Ich war nur noch einen Steinwurf vom Lande entfernt, als ich meinen Kahn nicht mehr regieren konnte, und eine ganze Stunde lang waren alle meine Versuche, ihn vorwärts zu bringen, vollständig fruchtlos. Als ich endlich fühlte, daß die Kräfte mich verließen, machte ich noch eine verzweifelte Anstrengung, brachte das Boot glücklich an eine seichte Stelle, sprang heraus und führte endlich mein Fahrzeug sicher ans Land. Mein Arm war ganz erlahmt und eine lange Weile konnte ich ihn nicht in die Höhe heben. Hätte der Kampf noch eine Minute länger gedauert, so wäre ich wohl in die offene See hinausgetrieben worden, und da der Wind gerade sehr heftig wehte, ist es wohl nicht zweifelhaft, was das Resultat davon gewesen sein würde.

Am 31. December, als ich mich gerade in Scheppmansdorf befand, bekam ich die Nachricht, daß das längst erwartete Missionsschiff gelandet sei und nach einigen Tagen nach St. Helena abgehen würde. Am folgenden Morgen, den ersten Tag des Jahres 1852, bekam ich ein großes Packet mit Briefen aus Europa. Es waren nun ganze zwanzig Monate, seit ich nichts von meinen Freunden gehört hatte, und ich begrüßte mit Entzücken

dieſen Beweis ihrer Theilnahme für mich. Aber ach! obwohl ich manchen Grund hatte, dankbar zu ſein, wurde doch meine Freude niedergeſchlagen durch die unerwartete Nachricht vom Tode meines jüngeren Bruders. Wenn auch er und ich nie recht übereinſtimmen konnten, ſo lange er lebte, war er mir doch nicht minder werth und theuer. Sein letztes Wort, das er in Fieberphantaſie ausſprach, war, wie man mir ſchrieb, an mich gerichtet, — er bat mich ihm zu Hülfe zu kommen. Er ſtarb in Rio Janeiro an der Landplage Braſiliens, dem gelben Fieber. Friede ſeiner Aſche! Die Cholera graſſirte eben in Schweden, und ich ſchauderte vor den Nachrichten, die ich in der nächſten Zeit empfangen würde.

Ich begab mich ſogleich nach der Wallfiſchbai, um von Galton Abſchied zu nehmen. John William, John Mortar und Timbo ſollten ihn nach St. Helena begleiten, und dort eine Gelegenheit nach der Kapſtadt abwarten. Hans, der allein ſo gut wie eine ganze Schaar Leute war, John Allen und John St. Helena gingen darauf ein, bei mir zu bleiben.

Meine naturhiſtoriſchen Sammlungen, die mich viel Mühe und Beſchwerden und manche ſchlafloſe Nacht koſteten, vertraute ich Galtons Sorgfalt an. Sie beſtanden aus ungefähr fünfhundert Vogelbälgen, faſt doppelt ſo viel Inſekten und einer ganzen Menge anderer Dinge. Ich benutzte dieſe Gelegenheit zugleich, Briefe an verſchiedene Freunde in Europa mitzuſenden.

Galton ſchien erfreut zu ſein in der Hoffnung, bald wieder zu civiliſirtem Leben zurückzukehren. Obwohl er bewieſen hatte, daß er Mühen und Strapazen ſo gut wie jeder andere von uns ertragen konnte, ſah man doch deutlich, daß er es nun herzlich ſatt hatte.

Der Schooner ſollte am 5. Januar unter Segel gehen; aber da ein Kriegsſchiff, „The Grecian“, das jetzt an der Weſtküſte kreuzte, zu dieſer Zeit landete, wurde die Abreiſe bis auf

den nächsten Tag verschoben. Als der Schooner nach und nach mir aus dem Gesichte verschwand, da fühlte ich die Einsamkeit und den Verlust der Gesellschaft meines Freundes gar schmerzlich. Es scheint fast, als würden wir, je weiter der Gegenstand unserer Freundschaft und Achtung von uns entfernt ist, dadurch nur um so mehr in den Stand gesetzt, seinen Werth zu schätzen. Galton war ein ehrenwerther, rechtlich denkender Mann, von ruhiger, heiterer Gemüthsart, daher paßten wir besonders gut zusammen, und ertrugen als treue Freunde alle Mühen und Gefahren gemeinsam; deßhalb trennte ich mich auch mit aufrichtigem Bedauern von ihm. Ich sprach ein Gebet für seine glückliche Rückkunft ins Vaterland und zu seiner Familie. Mein Gebet wurde erhört, denn obwohl die Reise sehr langwierig war, kam er doch nach einer Abwesenheit von zwei Jahren glücklich wieder in England an.

Bald nach seiner Ankunft verehrte ihm die Royal Geographical Society ihre goldene Medaille als ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

Fang junger Strauße. — Naturgeschichte des Straußes; Orte, wo man ihn findet; Beschreibung des Straußes; seine Größe, Gewicht, Alter, Stimme, Stärke, Schnelligkeit, Lebensmittel, Fortpflanzung, Ausbrüten der Eier; Schlauheit des Straußes; man findet Steine in den Eiern; die Jungen; Fleisch des Straußes. — Straußengehirn, ein Leckerbissen der Römer. — Straußeneier werden hoch geachtet. — Wozu man die Eierschalen verwendet. — Straußenfedern als Handelsartikel. — Straußenfedersonnenschirme. — Zerstörungswuth und Lebensweise des Vogels. — Er hat Aehnlichkeit mit den Vierfüßlern. — Wie man ihn zähmt. — Straußenjagd. — Schlingen. — Sinnreiches Mittel, Strauße zu fangen. — Die Feinde des Straußes.

Strauße giebt es zu allen Zeiten in größerer oder geringerer Anzahl auf der Naarip-Fläche, doch besonders in der Jahreszeit, in welcher wir jetzt lebten, da die Naras, von denen ich schon im zweiten Kapitel gesprochen habe, jetzt reif waren.

Während wir auf das Missionsschiff warteten, noch vor Galton's Abreise, unternahm ich verschiedene Ausflüge zwischen der Bai und Scheppmansdorf, um alles zu meiner beabsichtigten Reise nach dem Ngami vorzubereiten. Bei einem dieser Ausflüge begleitete mich Galton. Als wir etwas über den halben Weg zurückgelegt hatten, und uns auf einem Theile der Ebene befanden, die ganz ohne alle Vegetation war, erblickten wir ein

Straußenpaar mit seinen Jungen. Es war dies ein Anblick, nach dem wir uns lange gesehnt hatten, denn Professor Owen hatte Galton aufgefordert, ihm einige Hirnschalen von jungen Straußen mitzubringen, die er zur Lösung verschiedener anatomischer Fragen nöthig brauchte. Wir stiegen daher sogleich von den Ochsen und begannen eine Jagd, die von außerordentlichem Interesse war.

Sobald die älteren Vögel unsere Absicht bemerkten, begannen sie eine eilige Flucht, das Weibchen voran, hinter ihm die Jungen, und zuletzt das Männchen, das in einiger Entfernung von den übrigen den Zug schloß. Es lag etwas wahrhaft Rührendes in der Sorge, welche die Aeltern für die Sicherheit ihrer Jungen an den Tag legten. Als sie sahen, daß wir ihnen immer näher kamen, ließ das Männchen plötzlich in seinem Laufe nach und änderte seine vorige Richtung; da wir aber doch von unserm Vorhaben nicht abstanden, beschleunigte es wieder seinen Lauf, ließ die Flügel hängen, so daß sie fast den Boden berührten, und sprang um uns herum, erst in weiteren, dann in immer engeren Kreisen, bis es ungefähr einen Pistolen-Schuß weit von uns entfernt war. Jetzt warf es sich plötzlich auf die Erde, ahmte die Bewegungen eines schwer verwundeten Vogels nach, und stellte sich, als arbeite es mit aller Kraft, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich hatte bereits nach ihm geschossen, glaubte daher wirklich, daß es verwundet sei und eilte zu ihm hin. Aber dies war nur eine Kriegslist von ihm, denn so wie ich ihm näher kam, stand es langsam auf und rannte in entgegengesetzter Richtung auf das Weibchen los, das mit den Jungen schon einen bedeutenden Vorsprung hatte.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde lang anhaltend Jagd gemacht hatten, fingen wir neun von den Jungen; wenn wir auch doppelt so viel Kugeln verschossen hatten, mußten wir uns doch mit diesem Fange begnügen.

Als Mr. Galton am nächsten Morgen auf einem von Maul-

eseln gezogenen Wagen nach der Bai zurückkehrte, traf er die nämlichen Vögel und fing nach Verlauf einer Stunde wieder sechs von den Jungen.

Der Strauß scheint ein Verbindungsglied zwischen den zwei großen Klassen der Säugethiere und Vögel zu bilden, da er eine Art Gallenblase hat und mit seinen unvollkommen ausgebildeten Flügeln nicht fliegen kann; er bewohnt einen großen Theil Afrikas, geht aber selten weiter östlich als bis an die arabische Wüste. Im indischen Archipel repräsentirt der Kasuar die Familie der Vögel, deren Typus der Strauß ist, sowie der Emu der Repräsentant dieser Familie in Australien und die Rhea derjenige auf der westlichen Halbkugel ist; selbst in Europa hat der Strauß einen von dem Typus allerdings bedeutend abweichenden Vertreter in der gemeinen Trappe.

Eine wissenschaftliche Beschreibung des Straußes wäre hier nicht an ihrer Stelle; doch wird es nicht unangemessen sein, zu bemerken, daß der untere Theil des Halses und der Leib bei dem ausgewachsenen Männchen glänzend rabenschwarz und nur mit wenig weißlichen Federn untermischt ist, welche jedoch sich nicht öfter zeigen, als wenn das Thier die Federn sträubt. Die Farbe der Federn des Weibchens ist im Allgemeinen graubraun oder aschgrau mit einem schmalen weißen Rande. Bei beiden Geschlechtern sind die großen Schwung- und Schwanzfedern schön weiß.

Der ausgewachsene Strauß ist sieben bis acht Fuß hoch, und man kennt Beispiele von einzelnen, welche neun Fuß erreichten. Das Gewicht des Vogels steht im Verhältniß zur Größe. Wenn ich es nach meiner eigenen Erfahrung beurtheile, da ich manchen geschossenen Strauß getragen habe, beträgt das Gewicht wohl nicht weniger als zwei bis dreihundert Pfund. Man glaubt sogar, daß der ausgewachsene Vogel, wenn er gehörig ausgebildet und fett ist, dreißig Stein englisch wiegt.

Ich habe nie Angaben bekommen können, auf welche sich eine genaue Berechnung des Alters der Strauße gründen ließe; doch wird man sich wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß er zwanzig bis dreißig Jahre lang lebt.

Die Stimme des Straußes hat so viel Aehnlichkeit mit dem Brüllen des Löwen, daß selbst die Eingeborenen manchmal dadurch getäuscht werden. Man hört sie gewöhnlich zeitig am Morgen, doch manchmal auch bei Nacht.

Die Stärke dieses Vogels ist ganz unglaublich. Ein einziger Schlag mit dem riesengroßen Fuß des Straußes (er schlägt immer nach vorn zu aus) reicht hin, den Getroffenen umzuwerfen, tödtet selbst verschiedene Raubthiere, z. B. Fasanen, Panther, wilde Hunde, Schakale und andere.

Der Strauß ist außerordentlich schnell und kann unter gewöhnlichen Umständen ein schnelles Pferd überholen. „Zu der Zeit, wenn er hoch fähret, erhöhet er sich, und verlachet beide, Roß und Mann.“ In einzelnen Fällen und in geringer Entfernung ist seine Schnelligkeit in Wahrheit bewundernswerth, er läuft vielleicht eine englische Meile in der halben Minute. Die Füße scheinen kaum den Boden zu berühren und jeder Schritt ist nicht selten zwölf bis vierzehn Fuß weit. Wenn man Adanson glauben darf, der am Senegal Zeuge davon gewesen sein will, sind die Schnelligkeit und Muskelkraft des Straußes so bedeutend, daß, wenn auch zwei Menschen auf seinem Rücken sitzen, er doch noch ein Pferd überholt. Es dauert auch lange, ehe der Strauß athemlos wird, und man muß die Verfolgung längere Zeit fortsetzen, ehe man ihn ermüdet.

In der Wildheit lebt der Strauß von Samenkörnern, Schößlingen und den Knospen mehrerer Straucharten und anderer Gewächse.*) Dennoch ist es oft schwer zu begreifen, wie

*) In den Zoological Gardens, in Regent's Park, wo mehrere lebende Strauße gehalten werden, giebt man ihnen ein Gemisch von Hafer, Korn,

er im Stande ist, sein Leben zu fristen, denn man trifft ihn selbst in Gegenden, die vollständig von aller Vegetation entblößt scheinen.

Obwohl der Strauß ohne Zweifel den Durst sehr lange aushalten kann, scheint doch das Wasser für ihn unumgänglich nothwendig zu sein. In der trocknen und heißen Jahreszeit habe ich oft eine und dieselbe Heerde fast jeden Tag trinken sehen. Sie verschlingen das Wasser in mehreren Schlucken nach einander. Wenn Strauße an einer Quelle trinken, scheinen sie weder zu hören noch zu sehen. Während unseres Aufenthalts bei Elephant-Fountain, wo ich in kurzer Zeit acht dieser prächtigen Vögel tödtete, erschienen sie regelmäßig jeden Mittag, und obwohl ich mich nicht an sie heranschleichen konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden, ließen sie mich doch bis in Schußweite kommen und zogen sich nur Schritt für Schritt zurück.

Wie der europäische Auerhahn hat der Strauß mehrere Weibchen, von zwei bis sechs, wie man behauptet. Die Begattungszeit muß sehr unbestimmt sein, denn ich habe in allen Monaten vom Juli bis October Straußennester gefunden. Man erzählt, daß jedes Weibchen zwölf bis sechzehn Eier lege, alle in ein und dasselbe Nest, das nur aus einer in den Sand gegrabenen Vertiefung besteht.

Männchen und Weibchen brüten; die Eier stehen aufrecht, damit, wie es scheint, eine große Anzahl beisammen aufgestapelt werden könne. Wenn ungefähr ein Dutzend Eier gelegt sind, fängt der Vogel zu brüten an, wobei er mit vorwärts gestreckten Beinen sich darauf setzt. Ich habe bemerkt, daß, wenn das brütende Weibchen einen Menschen erblickt, es doch nicht vom Neste aufspringt, sondern gewöhnlich den langen Hals so weit

---

Häckfel und Kohl, von welchen Ingredienzen man folgende Quantitäten nimmt: ein Pint Hafer, ein Pint Korn, ein halb Gallon Häckfel und vier Pfund Kohl. (Ein Gallon, à acht Pint, enthält vier Quart englisch.)

herabbeugt, bis er platt auf dem Boden liegt, natürlich um nicht entdeckt zu werden.

Während der Brütezeit pflegt der Strauß, wenn ein Feind sich dem Neste nahet, zu allerlei Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, um den unwillkommenen Gast loszuwerden.

„Eines Morgens," erzählt Thunberg, „als ich an einer Stelle vorüberschritt, wo ein Straußenweibchen brütete, sprang dieses auf und verfolgte mich, damit ich nicht auf die Jungen, oder auf die Eier aufmerksam werden möchte. So oft ich mein Pferd nach ihm wandte, zog es sich zehn bis zwölf Schritt zurück, sobald ich aber weiter ritt, verfolgte es mich auf's Neue."

Die Brütezeit scheint verschieden lang zu sein, im Allgemeinen aber mag sie ungefähr acht und dreißig Tage andauern. Ein oder zwei Weibchen sollen während dem Eier legen; aber die überzähligen Eier bekommen ihren Platz außerhalb des Nestes und dienen, wie man glaubt, den noch unbefiederten Jungen zur Nahrung. Wenn dies wirklich wahr ist, so erkennt man darin eine wunderbare Einrichtung der Vorsehung, da die Jungen unmöglich im Stande sein können, die Nahrungsmittel zu verdauen, welche die oft ganz unfruchtbare Gegend darbietet, in der diese Vögel sich aufhalten.

Die allgemein verbreitete Ansicht, daß der Strauß seine Eier ganz einfach in den Sand legt und es der Sonne überläßt, sie auszubrüten, hat wahrscheinlich ihren Grund darin, daß der Vogel oft sein Nest verläßt, um Nahrung zu suchen, was gewöhnlich während der wärmsten Zeit des Tages geschieht.

Einige Reisende versichern, daß der Strauß nie brütet, sobald ein Mensch die Eier berührt hat oder auch nur am Neste vorübergegangen ist; andere behaupten sogar, daß das Weibchen in einem solchen Falle die Eier vernichte. Ich für meinen Theil kann in dieser Beziehung keine Behauptung aussprechen, da, wenn ich ein Straußennest fand, ich es gewöhnlich rein ausplünderte

und so dem Vogel die Gelegenheit nahm, seinem merkwürdigen Instinkte zu folgen.

Es scheint jedoch ziemlich sicher zu sein, daß der Strauß, wie viele andere Vögel, seine Eier gewöhnlich verläßt, wenn sie von Menschen angegriffen worden sind. „Die Sklaven," sagt Thunberg, „beobachten jederzeit die Vorsicht, die Eier nicht mit der Hand wegzunehmen (denn die Vögel riechen dies und verlassen dann sofort die Stelle); sondern mit Hülfe eines langen Stockes langen sie dieselben aus dem Neste heraus, so schnell als der Vogel sie legt."

Viele Reisende erzählen eine Eigenthümlichkeit der Straußeneier, welche, so viel ich weiß, sich auf die Eier dieses Vogels beschränkt. Thunberg z. B. sagt: „der Landwirth an diesem Orte erzählte mir, daß man manchmal in den Straußeneiern einige Steine findet, welche hart, weiß, flach und glatt und ungefähr von der Größe einer Bohne sind. Aus diesen Steinen macht man Knöpfe; ich bin aber nie so glücklich gewesen, einen solchen Stein zu sehen."

Barrow ferner sagt: „in diesen Eiern findet man oft eine Anzahl kleiner, länglicher Steine, ungefähr von der Größe der großen englischen Zuckererbsen, von hellgelber Farbe und außerordentlich hart. In einem Ei fanden sich neun, in einem andern zwölf solche Steine."

Wie viel Eier auch gelegt sein mögen, so werden doch selten mehr als dreißig bis fünfunddreißig ausgebrütet. Die Jungen sind ungefähr so groß wie ein Hühnchen, und sowie sie aus dem Ei kommen, sind sie auch schon im Stande zu gehen und der Mutter zu folgen, deren Pflege sie eine ziemliche Zeit überlassen bleiben. Die Natur hat ihrer gewöhnlichen Sorgfalt gemäß die Jungen mit einer Färbung und Bekleidung versehen, die vortrefflich zu der Oertlichkeit paßt, in der sie sich aufhalten. Die Farbe ist grau, was recht gut zu dem Sande und Kies der Ebene

stimmt. Ich habe oft junge Strauße unter den Händen gehabt, habe sie aber doch nur mit der größten Schwierigkeit unterscheiden können. Die Bekleidung besteht weder aus Dunen noch Federn, sondern ist wie borstenartig, was ohne Zweifel einen vortrefflichen Schutz gegen alle Verletzungen bietet, welche die Jungen sich leicht durch den groben Sand und das Gebüsch zuziehen könnten, in denen sie leben.

Das Fleisch der jungen Strauße ist nicht unschmackhaft; aber das der ausgewachsenen Strauße schmeckt nicht gut, und läßt sich mit dem Zebrafleisch vergleichen. Das mosaische Gesetz erklärt den Strauß als ein unreines Thier, und folglich durften die Juden Straußenfleisch nicht essen. Die Araber richten sich heutigen Tages noch nach diesem Verbot. Einige von den eingeborenen Stämmen in Südafrika aber nehmen es weniger genau und essen Straußenfleisch mit dem größten Appetit, namentlich wenn es fett ist.

Obwohl man in unseren Tagen wenig oder keinen Werth auf den Strauß als animalische Kost legt, scheinen doch die alten Römer, welche große Gastronomen waren, ganz anderer Meinung in dieser Beziehung gewesen zu sein. Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Firmus, der ebenso berüchtigt war durch seine Gewandtheit den Amboß wie die Schüssel zu handhaben, in eigener kaiserlicher Person einen ganzen Strauß bei einer Mahlzeit verzehrte.*) Das Straußengehirn galt für den größten Leckerbissen, und um dieses zu erlangen, wurden die Strauße im großartigsten Maßstabe gejagt. Ein alter Schriftsteller berichtet, daß der

*) Die Römer ließen, wie bekannt, Strauße auch im Circus auftreten, wo sie zur Augenweide des Volkes geschlachtet wurden. So erzählt man, daß nicht weniger als tausend dieser prächtigen Vögel zugleich mit einer großen Anzahl Hirsche, Rehe und Wildschweine auf einmal der unersättlichen Blutgier der Römer als Opfer fielen.

Kaiser Heliogabalus bei einer einzigen Mahlzeit sich sechshundert Straußengehirne vorsetzen ließ.*)

Obgleich man das Fleisch der Strauße wenig achtet, sind die Eier doch ein Lieblingsgegenstand der Eingeborenen sowohl als der Reisenden. Vom Geschmack will ich nichts sagen; aber jedes Ei enthält so viel als vierundzwanzig Hühnereier und wiegt ungefähr drei Pfund.

Nach der bedeutenden Größe der Straußeneier sollte man annehmen können, daß ein solches Ei hinreichen müßte, einen Menschen zu sättigen; aber ich habe den Fall erlebt, daß zwei Eier von einer Person gegessen wurden, obwohl sie außerdem noch mit Mehl und Fett angemacht waren. Hans und sein Kamerad verzehrten einmal sogar fünf Straußeneier an einem Abende.

Auch die Eierschale ist von Werth und ganz vorzüglich anwendbar um Flüssigkeiten aller Art darin aufzubewahren. Die Buschmänner haben kaum ein anderes Gefäß. Man umgiebt sie mit einem leichten Flechtwerk und kann sie dann am Sattel hängend, mit sich führen. Gras, Holzpfropfen u. s. w. dienen als Kork.

Die Kopten, welche die Straußeneier als Symbol der Wachsamkeit ansehen und sie in ihren Kirchen aufhängen, sollen die Seile, an denen sie ihre Lampen aufhängen, durch solche Eier hindurchleiten, um die Ratten zu verhindern, daran herabzulaufen und das Oel aus den Lampen zu trinken.

Die Eierschalen braucht man als Medicament. Die Boers pulverisiren sie und geben sie mit Essig vermischt dem Vieh, das an der Strangurie leidet, gegen welche Krankheit man die Eierschale als ein Universalmittel ansieht. Das Pulver an und für sich soll ein vortreffliches Präservativ gegen Blindheit sein.

Die weißen**) Schwungfedern (die schwarzen werden meistens

*) Apicius giebt das Recept der besten Sauce.

**) Die Eier und Federn der Strauße müssen von den alten Aegyptern sehr hoch geschätzt worden sein. Sie machten selbst einen Theil des Tributs

bei Trauer getragen) sind ein wichtiger Handelsartikel, obwohl die Preise sehr dem Wechsel unterworfen sind. In der Kapstadt zahlt man ein und zwei bis zwölf Guineen für das Pfund; doch giebt man die letztere Summe nur für ausgesuchte Federn. Je feiner der Kiel, und je länger und krauser die Feder selbst ist, desto höher ist ihr Werth.*) Siebzig bis neunzig Federn gehen auf ein Pfund; aber obwohl diese Zahl von einem einzigen Vogel geliefert werden kann, ist doch nur ein kleiner Theil davon preiswürdig. Während der Begattungszeit (vielleicht auch unter andern Verhältnissen) geht der Strauß, wie der Truthahn, Auerhahn und manche andere Vögel, mit gesenkten Flügeln, so daß er die Federn auf der Erde schleppt, wodurch sie ihre Schönheit schnell verlieren. Die beste Zeit, die Strauße der Federn wegen zu schießen, ist kurz nach der Mauser, oder in den Monaten März und April.

Die Damaras und Betjuanas machen aus den schwarzen Straußenfedern schöne Sonnenschirme, welche als Zeichen der Trauer getragen werden und sehr gut zum Schutze der Haut zu brauchen sind. „Es nimmt sich nicht schlecht aus," sagt Harris, „einen Wilden zu sehen, dessen Haut, noch gröber als die eines Rhinoceros, rücksichtlich der Farbe mit einem Stiefel wetteifern kann, und der sich mit einem solchen Sonnenschirme zu schützen sucht."

---

aus, den die unterjochten Völker zahlen mußten, und mögen ebensowohl zum Schmucke als zu religiösen Zwecken angewendet worden sein. Die Straußenfeder war ein Symbol der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie gehörte auch zum Hauptschmuck der Isis, wurde auch von Hermes Trismegistus angenommen und von Soldaten und Priestern bei religiösen Festlichkeiten getragen. — — In der Türkei haben die Janitscharen, die sich durch ihre Waffenthaten ausgezeichnet, das Recht, Straußenfedern auf dem Turban zu tragen, und im Königreich Congo werden die Straußen- und Pfauenfedern als Kriegs- und Siegeszeichen gebraucht.

*) Federn, die man dem lebenden Vogel aus den Flügeln auszieht, hält man für besser, als die vom todten Strauße, da die ersten der Zerstörung durch Wurm und Motten weniger ausgesetzt sind.

Einige südafrikanische Stämme sollen die Sonnenschirme aus Straußenfedern auf der Jagd gegen wilde Thiere anwenden, ganz zu demselben Zwecke, wie die spanischen Stierfechter das rothe Tuch gebrauchen. Wenn das verwundete Thier auf den Jäger losstürzt, und dieser es sich nahe auf dem Leibe sieht, stößt er schnell den Stock, auf welchem die flatternden Federn festsitzen, vor sich in die Erde, worauf das rasende Thier seine Rache an diesem eingebildeten Opfer ausübt, während der Jäger unbemerkt auf die Seite springt und seinen Gegner durchbohrt.

Die Haut des Straußes ist in manchen Ländern ebenfalls ein nicht unbedeutender Handelsartikel. „Die ganze Rüstung der in Libyen wohnenden Nasamonen besteht in der dicken Haut des Straußes, aus welcher einige Araberstämme noch heutigen Tages eine Art Harnisch verfertigen."

Obgleich der Strauß sich gewöhnlich fern von den Menschen aufhält, schließt er sich doch auch manchmal näher an sie an, und thut in diesem Falle den holländischen Colonisten großen Schaden, indem er das sprossende Grün niedertritt und wegfrißt.

Naturforscher und Jäger stimmen nicht ganz überein in ihren Angaben von der Intelligenz des Straußes; einige behaupten, daß dieser Vogel außerordentlich dumm sei, während andere ihm Lebendigkeit und Klugheit zuschreiben. Ohne mir ein Urtheil darüber zu erlauben, will ich nur erwähnen, daß ich diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften bei Straußen in hohem Grade gefunden habe.

Gezähmt scheint der Strauß allerdings ein träger, dummer und wenig lebhafter Vogel zu sein; aber wenn man ihn in seiner eigentlichen Heimath sieht, ist er lebhaft, vorsichtig und läßt nicht leicht einen Menschen an sich herankommen. Sein riesiger Wuchs und die hervorstehenden Augen ermöglichen es ihm sich weit umzusehen und die Gefahr aus weiter Ferne zu entdecken. Hierin sowohl, als in dem Umstande, daß der

Strauß sich meist an offenen Stellen aufhält, findet man die Erklärung der Erscheinung, daß selbst die gewaltigsten der Nimrods von Südafrika nicht damit prahlen können, viele Vögel dieser Gattung erlegt zu haben.

Wie der Strauß in der Wildheit lebt, ist natürlich schwer zu sagen; aber bei keinem Vogel oder anderen Thiere findet man in der Gefangenschaft so wenig Peinlichkeit in der Wahl der Nahrung, denn eingefangene Strauße verschlucken mit Behagen Steine, Holz, Eisen, Löffel, Messer und eine Menge anderer unverdaulicher Gegenstände. Aus diesem merkwürdigen Grunde, der die Stumpfheit des Geschmackssinnes bei diesen Thieren zu beweisen scheint, hat der Strauß seit den ältesten Zeiten den Beinamen: „der Eisenfresser" gehabt.

Man sagt sich viele launige Anekdoten von diesem Vogel. Als ein Strauß, erzählt man, in Europa nur höchst selten zu sehen war und eine Frau hörte, daß ein Paar solche Vögel in die Stadt gekommen seien, und neugierig war sie zu sehen, ging sie eiligst dahin, wo sie gezeigt wurden, und hatte dabei den Schlüssel zu ihrer Thüre in der Hand. Sie war kaum an den bewußten Ort gekommen, als einer der Strauße mit feierlichem Schritt auf sie zukam, den Schlüssel ihr aus der Hand riß und ihn zu ihrem Schreck verschluckte, — und so war die arme Frau buchstäblich aus ihrer eigenen Behausung ausgeschlossen.

In Methuen's „Life in the Wilderness" wird Folgendes von einem Straußenweibchen berichtet: „Nichts störte seine Verdauung, Unverdaulichkeit war etwas, wovon seine Philosophie nie geträumt hatte. Eine Ente hatte eine hoffnungsvolle Schaar Junge zur Welt gebracht und führte sie mit mütterlichem Stolze im Hühnerhofe hin und her. Aber da trafen sie auf den Strauß, der mit feierlichen und abgemessenen Schritten auf- und abmarschirte, und dieser verschluckte mit dem freundlichsten Blicke von der Welt alle jene jungen Enten, eine nach der andern, als wären es

ebenso viele Austern gewesen, wobei er mit der trotzigsten Gleichgültigkeit das zornige Zischen der unglücklichen Mutter anhörte und sah, wie sich ihre Federn sträubten."

Die Strauße leben in größern oder kleinern Heerden, oft bis funfzig Stück beisammen. Es ist merkwürdig, daß der Strauß sich nie zu andern Vögeln gesellt, dagegen gern mit Vierfüßlern umgeht und oft in Gesellschaft der Zebras, Springböcke, Gnus u. s. w. getroffen wird. Er hat auch in mancher Beziehung eine auffällige Aehnlichkeit mit den Vierfüßlern, dahin gehören seine starken, gelenkigen Beine und gespaltenen Klauen, sein langer, muskulöser Hals, die grobe Stimme; ferner fehlt ihm der hohe Kamm am Brustbein, welcher im Allgemeinen die Vögel charakterisirt, wozu noch andere schon vorher erwähnte Vergleichungspunkte kommen. Wenn man ihn mit dem Kameel vergleicht, fällt die Verwandtschaft noch mehr in die Augen. Beide haben harte Schwielen an Brust und Bauch, auf welche sie sich stützen, wenn sie ruhen, und beide legen sich auf dieselbe Weise nieder. Bei beiden sind die Füße und der Magen ungefähr gleich gebaut, und wenn man dazu nimmt, daß beide von dürren und saftlosen Kräutern leben, lange Durst aushalten und im Allgemeinen so gebaut sind, daß sie dürre und sandige Wüsten bewohnen und durchwandern können, so ist die Aehnlichkeit nicht so imaginär, als man bei dem ersten Blicke vermuthen möchte. Bei vielen orientalischen Völkern*), wie auch bei den Römern und Griechen, hat der Strauß auch den Namen Kameelvogel.

Der Strauß ist leicht zu zähmen, richtet aber manchmal viel Schaden an. Wenn ich mich recht erinnere, so war es Mr. Hahn, der mir erzählte, daß einige Strauße, die er kurze Zeit gefangen hielt, so boshaft wurden, daß er sie schließlich tödten

*) In Persien und Arabien soll es allgemeiner Volksglaube sein, daß der Schutur-murg (Kameelvogel) ein Abkömmling eines Kameels und eines Vogels ist.

lassen mußte, damit sie den Leuten auf der Missionsstation nicht schadeten.

Man hat es versucht, von zahmen Straußen Junge zu erzielen; soviel ich aber weiß, sind alle Versuche der Art fehlgeschlagen. Eier hat man oft bekommen, aber die Alten haben sich nie bereit gezeigt sie auszubrüten. In Regent's Park hat man ebenfalls wiederholt Versuche angestellt die Eier auf künstliche Weise auszubrüten, aber ohne allen Erfolg.

In Südafrika fängt man den Strauß auf verschiedene Weise. Oft wird er von reitenden Jägern gejagt, die sich an verschiedenen Punkten in ausgedehnten Ebenen aufstellen und so den Vogel umringen, der dann hin und her gehetzt wird, bis seine Kräfte erschöpft sind.

Manchmal wird der Strauß von einem einzigen Reiter gejagt, der jedoch unter gewöhnlichen Umständen ihn unmöglich einholen kann, so schnell sein Pferd auch sein mag. Wenn aber die Regenzeit herannaht, und die Tage unerträglich heiß und drückend sind, sieht man den riesigen Vogel mit ausgespreizten Flügeln und weit geöffnetem Schnabel unbeweglich auf der Ebene stehen, und in diesem Falle kann man ihn leicht jagen. Ein Schlag auf den Kopf mit einem Stock oder einem Schambok reicht hin ihn zu tödten. Man hat jedoch auch Beispiele, daß bei solchen Jagden die Pferde vor allzugroßer Anstrengung stürzten.

Wenn ein Strauß sieht, daß er beobachtet wird, macht er oft alle möglichen Versuche, an einen bestimmten Punkt zu gelangen, namentlich, wenn er nahe an einer Ebene umzingelt worden ist. Daß er auf dem offenen Felde am sichersten ist, weiß er so gut, daß er dieses zu erreichen sucht. Versteht der Jäger seine Sache gut, so kann er ohne Schwierigkeit den Strauß von der Ebene abschneiden, doch ist dazu ein scharfes Auge und eine gewandte Hand nöthig, um dem Vogel zuvorzukommen, denn in

solchen Fällen, wie der vorliegende, ist die Schnelligkeit des Straußes wahrhaft wunderbar.

Die Araber in Nordafrika jagen den Strauß ebenfalls zu Pferde, aber sie versuchen es nicht auf einmal den Vogel zu erreichen, sondern folgen ihm unausgesetzt, manchmal ganze Tage lang, ohne ihn zu veranlassen, seine Schnelligkeit zu entwickeln, bis er endlich ermattet und seinen beharrlichen Jägern zur leichten Beute wird.*)

In einigen Gegenden Südafrikas wird der Strauß von den Jägern auch zu Fuß gejagt, und ich habe selbst am See Ngami Buschmänner bei dieser Jagd beobachten können. In diesem Falle umzingeln sie meistentheils eine ganze Heerde, worauf die erschreckten Vögel gewöhnlich unter Geschrei und Lärm in das Wasser getrieben werden, in dem sie natürlich sterben.

„Wir trafen einmal," erzählt Harris, „eine große Gesellschaft Corannas, welche Strauße zu Fuß jagten; sie machen es manchmal so, daß sie den Strauß ein Stück Rhinoceroshorn nach den Beinen werfen, worauf derselbe gewöhnlich zusammenstürzt."

Die Buschmänner haben aber auch ein noch einfacheres Mittel den Strauß in ihre Gewalt zu bekommen. Sie suchen ein Straußennest auf, nehmen die Eier mit sich fort an eine sichere Stelle und verbergen sich dahinter in einer tiefen Aushöhlung, wo sie die Ankunft des Vogels abwarten und ihn ohne Mühe mit ihren vergifteten Pfeilen erlegen.

In anderen Fällen legen sich die Eingeborenen auf die Lauer

*) „Wenn der Strauß todt ist, schneidet man ihm den Hals auf; während dieser Operation umbindet man den Hals, und die Jäger heben den Vogel dann an Kopf und Beinen in die Höhe und schütteln und zerren ihn, bis sie aus der Wunde etwa zwanzig Pfund einer Substanz erhalten, die aus einer Mischung von Blut und Fett besteht und ungefähr dieselbe Consistenz wie dickes Oel hat. Diese Substanz heißt Manteque und wird beim Zubereiten der Speisen, aber auch als Arznei bei verschiedenen Krankheiten angewandt." Harris' Wild Sports.

in der Nähe von Wasserſammlungen, die von Straußen beſucht werden, und erſchießen ſie, wenn ſie kommen, um ihren Durſt zu löſchen. Iſt das Gewehr mit grobem Schrot geladen, und man zielt nach den Hälſen, kann man mehrere auf einen einzigen Schuß tödten; doch wird dies natürlich kein ächter Jäger thun.

Auch fängt man den Strauß nicht ſelten in Schlingen, ähnlich denen, die man bei der Jagd auf kleinere Antilopenarten anwendet; doch habe ich vergeſſen, ob Hals oder Bein in der Schlinge gefangen wird. Ein langes Seil mit einer Schlinge an einem Ende wird an einen jungen Baum feſtgebunden, den man niederbiegt, worauf man die Schlinge auf der Erde ſo befeſtigt, daß, wenn ein Vogel hineintritt, der Baum durch ſeine Elaſticität wieder die gerade Stellung einnimmt, ſo daß das in der Schlinge gefangene Thier in der Luft ſchwebt und blos durch den Tod von ſeinen Leiden errettet werden kann. Strabo und Oppian berichten, daß die Alten die Strauße in Schlingen fingen und entweder durch Liſt in's Netz lockten oder durch hitzige Verfolgung mit Pferden und Hunden in Maſſe dahintrieben.

Die ſinnreichſte Art und Weiſe, den Strauß in ſein Verderben zu locken, iſt aber die, welche Moffat und andere als bei den Buſchmännern im Gebrauch angeben. Mr. Moffat beſchreibt ſie auf folgende Weiſe:

„Eine Art flaches Doppelkiſſen wird mit Stroh ausgeſtopft und ungefähr wie ein Sattel geformt, der mit Ausnahme der untern Seite mit Federn überdeckt iſt, die an kleinen Pflöcken feſtſitzen, ſo daß das Ganze wie ein Vogel ausſieht. Ferner wird Kopf und Hals eines Straußes ausgeſtopft und ein kleiner Stock durch den Hals geſteckt, damit dieſer aufrecht ſteht. Der Buſchmann, welcher auf die Straußenjagd geht, malt nun ſeine Beine weiß, ſo gut er kann. Hierauf nimmt er den mit Federn beſteckten Sattel auf den Kopf, nimmt den unterſten Theil des Halſes feſt in die rechte Hand, während er in der linken den

Bogen und die vergifteten Pfeile trägt. Auf diese Weise sieht er dem Strauße so ähnlich, daß man einige hundert Ellen weit den Betrug nicht entdecken kann. Der so verkleidete Jäger begiebt sich nun auf das Feld, dreht den Kopf, als wenn er sich aufmerksam umblicke, schüttelt die Federn, geht und springt abwechselnd, bis er in Schußweite gekommen ist; wenn nun die Heerde davonspringt, nachdem einer getroffen worden ist, so springt der Jäger auch mit. Es kommt manchmal vor, daß die Straußenmännchen auf den fremden Vogel Jagd machen, dann muß er ihnen zu entkommen suchen, damit sie ihn nicht wittern; denn sonst ist es mit dem Zauber vorbei. Wenn ihm ja einer der Verfolger zu nahe kommt, so braucht er nur gegen den Wind zu springen oder den Sattel wegzuwerfen, um einem Schlag mit den Flügeln auszuweichen, der ihn zu Boden werfen würde."

Der Strauß hat auch noch andere Feinde als den Menschen; sowohl Vierfüßler als Vögel suchen ihn auf und verzehren seine Eier mit großem Appetit. Sir James Alexander erzählt nach Angaben der Eingeborenen am Oranje-Flusse, daß, wenn die Strauße am Tage ihr Nest verlassen, um Futter zu holen, man oft einen weißen ägyptischen Geier mit einem großen Steine in den Klauen schweben sieht. Der Geier untersucht genau die Gegend unter sich, läßt dann plötzlich den Stein los und stürzt schnell nach. Wenn der Jäger nach dieser Stelle eilt, so wird er gewiß jedesmal ein Straußennest mit Eiern finden, von dem einige durch den Steinwurf zerbrochen sind.

„Der Schakal soll die Eier hin und her rollen, so daß sie an einander zerbrechen, während die Hyäne sie mit der Schnauze fortstößt und ein Stück vom Neste zerbricht."

Alles dies weiß ich nicht aus eigener Anschauung; doch habe ich andrerseits nicht selten beobachtet, daß Löwen, Panther, wilde Gnus und andere Thiere den Strauß jagten und tödteten.

Druck von A. Edelmann in Leipzig.

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N.

4722